This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Steffens

Lebenserinnerungen

49542.29

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Henrik Steffens

Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik

In Auswahl herausgegeben von Friedrich Gundelfinger

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena
1 · 9 · 0 · 8

49542.29
✓

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JUN 25 1943

Reisinger Fund

Inhaltsverzeichnis

Seite

Einleitung .. XI
Chronologische Übersicht von Steffens' Leben .. XVIII
Bekanntschaft mit deutscher Sprache und Literatur .. 1
Goethes Faust .. 6
Traumwelt .. 8
Französische Revolution .. 13
Kopenhagener literarisches Treiben .. 15
Theater. Goethes Egmont. Lessing .. 22
Literatur. Popular-Schriftstellerei .. 28
Lavater .. 30
Abreise von Kopenhagen .. 32
Bildung der Frauen .. 33
Stimmungen. Skeptizismus .. 34
Entschluß zur Reise nach Deutschland .. 36
Moralische Selbstschau .. 37
Mackensen. Koester .. 41
Erste deutsche Schrift .. 46
Einfluß der Spekulation .. 47
F. H. Jacobi. Fürstin Gallitzin .. 49
Philosophischer Umschwung .. 51
Lessing .. 53
Englische Sprache. Shakespeare .. 54
Spinoza .. 59
Rousseau .. 71
Fichteaner .. 71
Cynismus und Sentimentalität .. 72
Nationale Poesie und Philosophie .. 75
Fichte. Nist .. 76
Jean Paul .. 79

Seite

Erſte Kenntnis Schellings .. 81
Sehnſucht nach Deutſchland .. 82
Holſteiner literariſches Leben .. 83
Reiſe nach Jena: Ausſichten .. 83
Braunſchweig .. 85
Erfurt .. 87
Jena .. 87
Jenenſer Studenten. Gries .. 88
Lebenshaltung in Jena .. 90
Politiſche, philoſophiſche, ſittliche Eindrücke und Geſinnungen 91
Napoleon .. 96
Athenäum .. 96
Kant .. 98
Fichte .. 100
Über das Sammeln .. 101
Frommanns .. 102
Schelling .. 103
Baader .. 105
Fichte .. 105
A. W. Schlegels Kreis .. 107
Philoſophiſches Zeitalter. Schelling .. 108
Ritter .. 109
Erſte Begegnungen mit Goethe .. 113
Schiller und die Romantik .. 119
„Wallenſtein" .. 121
Die Univerſitäten und der neue Geiſt .. 129
Bündnis der Geiſter .. 131
Auswärtige Romantiker: Tieck .. 132
Neuer Sinn für Dichtung und Künſte .. 133
Tiecks geſtiefelter Kater .. 135

Seite

Jacobis Brief .. 138
Allgemeiner Charakter der Jenenſer Blütezeit .. 139
Jena und die Literatur .. 141
Allgemeine Literatur-Zeitung .. 143
Jena und Berlin .. 148
Fichtes Atheismusſtreit .. 149
Abſchied von Goethe .. 157
Berliner Geſellſchaft und Staat .. 158
Hiſtoriſche Erinnerung. Sand .. 160
Reichardt .. 161
Tieck .. 163
Hardenberg .. 164
Romantik und katholiſches Mittelalter .. 164
Klaſſiſch und Romantiſch .. 166
Deutſches Mittelalter .. 167
Oppoſition gegen den neuen Geiſt .. 168
Merkel .. 169
Kotzebue .. 171
Tieck .. 173
„Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde" .. 175
Bei Schelling in Weimar .. 177
Sehen und Hören. Das Denken als Natur .. 178
Bei Friedrich Schlegel in Jena .. 182
Witz und Scharfſinn. Ironie .. 183
Indiſche Wiſſenſchaft .. 188
Umfang und Reichtum der neuen Beſtrebungen .. 189
Goethe als allumfaſſender Geiſt .. 189
Sinnlichkeit und Dichtung. Luzinde .. 191
Novalis .. 193
Tieck .. 196

Seite

Dichterischer Dilettantismus 204
Künstlerische und religiöse Schwärmerei 205
Gefühl allgemeiner Verjüngung 208
Das „kritische" Zeitalter 210
Steffens als Dichter 210
Neujahr 1801 in Weimar mit Goethe, Schiller und Schelling 212
Naturphilosophie und Naturforschung 214
Jenaische Literaturzeitung 216
Oehlenschläger 219
Baggesen 222
Ruf nach Halle 222
Schleiermacher 223
Oehlenschlägers Besuch 228
Berlin 1806 231
Johannes Müller, der Historiker 232
Alexander von Humboldt 234
Berliner Gesellschaften 236
Nach der Schlacht bei Jena 236
Hülsen 240
Mißhelligkeiten mit Fichte und Voß 241
Siderismus 244
Ph. O. Runge 248
Joh. v. Müller als Chef der westfälischen Universitäten .. 260
Besuch des Königs Jerome in Halle 261
Gespräch mit Johannes von Müller 263
Von Schellings Einfluß 264
Galls Vorlesungen 268
Allgemeine geistige Verhältnisse 273
Arnim 279
Brentano 285

Seite

Grimm .. 289
Johannes von Müllers Tod .. 291
Goethe. Zacharias Werner .. 293
Gneiſenau .. 305
Wirkung von Napoleons Zuſammenbruch in Rußland .. 308
Ruf zum Kampf gegen Frankreich .. 313
Scharnhorſt .. 317
Freiherr von Stein .. 318
Blücher .. 320
Auftritt nach der Schlacht bei Bautzen .. 326
Iſidorus Orientalis .. 327
Reiſe zur Armee: Boltenſtern .. 329
Reiſe zur Armee: Kölner Dom .. 329
Görres .. 331
Trier .. 332
Bei Jean Paul .. 333
Turnvater Jahn .. 335
Beſuch bei Schelling .. 339
Jacobi .. 347
Baader .. 355
Der Nürnberger Myſtiker .. 359
Graf York .. 360
Theater .. 367
Goethes Fauſt .. 370
Rahel von Varnhagen .. 372
Bettina von Arnim .. 374
Fouqué .. 375
Charlotte Stieglitz .. 375
Frauenfrage .. 377
Naturwiſſenſchaft und Myſtik .. 379

Seite

Sektierer .. 381
Berlin .. 386
Königtum .. 389
Verhältnis zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm .. 391
Berlins Formalismus .. 399
Wien .. 400
1840. Friedrich Wilhelm IV. .. 400
Kölner Domrede 1842 .. 404
Schluß .. 405
Anmerkungen .. 406
Personenverzeichnis .. 418

Einleitung

Dies Buch ist ein Auszug aus den zehn Bänden, worin der nordisch-deutsche Denker seine Geschichte weitläufig erzählt unter dem Titel „Was ich erlebte". Er versucht darin von einem höheren Gesichtspunkt aus, nach dem Vorbild von „Dichtung und Wahrheit", die Wechselwirkung der Welt und eines Einzelnen darzustellen, das Typische und Symbolische seines Daseins fest zu halten. Doch während Goethe sein Leben mit der inneren Anschauung zur Kunstform zusammenfaßte, ordnete Steffens die biographischen Massen durch den Begriff zu einer Art Halbphilosophie, die notwendig trümmerhaft bleiben mußte, weil sie aus der Vergewaltigung des Stoffs durch ein falsches Formprinzip hervorging. Ein Leben wird nicht vom Begriff beherrscht; es umfaßt Bilder und Kräfte, die nur durch Goethes Verfahren zu einem organischen Ganzen werden können.

Steffens' Werk hat Wert durch viele Einzelheiten und durch seine unbedingte Hingabe an den Geist, der Welt und Gott bewältigen will und Eitelkeiten und Selbstsüchte in frommem Eifer auflöst. Freilich schaute er auch weg von allem was an die Erscheinung bindet, übersichtig bis zur Blindheit. Die Jagd nach dem Ding an sich war die Leidenschaft jener Tage, der nur Goethe sich entzog, obwohl sein tiefer Trick „im Besonderen das Allgemeine zu sehen" sein Anteil daran ist. Die großen Vertreter der damaligen deutschen Seele hatten ein anderes Wirklichkeitsgefühl als wir und lebten im Unbedingten, das jeder anders benannte und ordnete. Auch Steffens' Buch ist erfüllt von dem Trieb: alles Erlebte in ein Gedachtes hinaus zu projizieren, die Leidenschaften in Streben, die Zufälle in Notwendigkeiten, die Bedürfnisse in Ideale umzudeuten. In dieser historischen Luft atmet es und ist eines ihrer bezeichnendsten Zeugnisse.

Anziehender ist an der Biographie dem heutigen Geschlecht mit seinem regeren Farben- und Formensinn, seinem dichteren Tatsachengefühl gerade das Individuelle, Einmalige, was dem Ver-

faſſer nur Unterlage für Spekulation oder Traum bot. Durch Steffens' Gedächtnis ſchreiten alle wichtigen Geſtalten jener an Sinn für das Individuelle ſo armen, an großen Individualitäten ſo reichen Welt wie in einem ſilbrig-dünnen Äther, ein bleicher aber deutlicher Geiſterzug. Sie ſind in ihren augenblicklichen Gebärden feſtgehalten, in Anekdoten oder Geſamtbildern, und ihr Beſonderes iſt herausgebracht, mit oder gegen den Willen des Beſchreibers. Steffens war in die allmächtigen Schickſale ſeiner Zeit verflochten; je reiner und geiſtiger er ſelbſt ſich zu den großen Ereigniſſen ſtellte, deſto beſſer taugte er zum Medium. Ihm eigentümlich iſt, daß außer den Seelenumwälzungen auch die harte politiſche Wirklichkeit in ſein Daſein unmittelbar eingriff und daß er, als einer von Wenigen, das Gleichgewicht zu finden wußte zwiſchen dem philoſophiſchen Pathos und dem politiſchen. Mit ſeinem Anteil an den Befreiungskriegen ſteht er neben Fichte in der vorderſten Kämpferreihe derer, denen gerade der Geiſt ſelbſt Waffe wurde im Kampf mit den weltlichen Mächten. Ein tiefgefaßtes Deutſchtum, eine religiös und methaphyſiſch begründete Staatsgeſinnung bewahrte ſeinen Patriotismus vor der Trockenheit und inneren Armut der durchſchnittlichen Freiheitsſängerei, die nur an dem Druck und der Erregung des Augenblicks ſtark ward und ihre Träger (wie die Arndt und Jahn) nachher zu ſo kümmerlichen oder barbariſchen Geſellen einſchrumpfen ließ.

Nach dem philoſophiſchen und politiſchen Sturm ergab Steffens ſich noch in ſpäteren Jahren einem religiöſen Treiben, in den zugleich fiebrigen und müden Übergangsjahren von dem klaſſiſch-romantiſchen Zeitalter zum bismarckſchen.

Die ſymboliſchen Namen in ſeinem Leben ſind Goethe, Schelling; Blücher, Gneiſenau, York; Friedrich Wilhelm der Vierte: deutſche Literatur und Philoſophie, Freiheitskriege, politiſch-religiöſe Myſtik. Auf dieſem breiten Grund ſpielt ſich ſein Leben ab, dieſe reiche Welt iſt der Gegenſtand ſeiner Biographie, die wir durch Zuſammendrängen und Hervorheben der zugleich ſinnbildlichen und

geſchichtlich bezeichnenden Momente farbiger und dichter machen wollen. Er ſelbſt iſt dabei nur das Medium, in dem jene Fälle ſich individuell bricht und formt; dadurch bekommt ſie ein eigenes Geſicht und wird lebendiger als durch die beſte Darſtellung der Nachgeborenen.

Zwiſchen der Auswahl und dem Original iſt der Hauptunterſchied, daß für uns Steffens' Leben Wert hat als Spiegel ſeiner Zeit, während ihm die Zeit Spiegel ſeines eigenen Daſeins iſt. Seine Biographie bedeutet für uns nicht als Ganzes etwas, ſondern nur inſofern ſie Träger großer Inhalte iſt, und wenn er das Recht hatte, alles wichtig zu nehmen, was auf ihn wirkte, ſo haben wir die Pflicht auszuſcheiden, was nicht auf uns wirkt. Sein Subjekt iſt keines von denen, die um ihrer ſelbſt willen ſich ebenbürtig behaupten neben den beherrſchenden Geſtalten und Gewalten, oder deren ſonnenhaftes Auge Dingen durch das bloße Sehen und Spiegeln Bedeutung gibt. Er war ein Menſch zweiten Ranges mit eigener Seele, mit eigenen Sinnen, mit ebenſo großer Empfänglichkeit als Wiedergabekraft, von genügender Höhe um Zuſammenhänge weit und gründlich zu überſchauen und die Größen richtig abzuwägen, unbefangen gebildet genug um das ihm Fremde zu begreifen. Erregbar war er und doch auch eigenwillig wachſam auf Eindrücke aus — mit einer gewiſſen Heftigkeit des Aufnehmens, und eben darum zum Aufnehmen geeigneter als ganz glatte und ſubſtanzloſe Seelen (wie etwa Varnhagen), in denen kein Eindruck leidenſchaftlich haftet. Er war wie weicher Ton, aber doch nicht wie Molke und Gallert. Von ſeinen meiſten Geiſtesverwandten unterſcheidet ihn der treuherzige, ja täppiſche Drang nach Gerechtigkeit, der Mangel an eigentlicher Angriffsluſt und Mediſance, welche die nötige Ergänzung der unbedingten Forderungen und hochgeſpannten Anſprüche in jener Zeit ſcheint. Ein nordiſch-ungelenkes und etwas wolkiges Temperament hatte er mitgebracht, und er gelangte nicht bis zu derjenigen Verdichtung ſeines Kernes, durch die Schelling metalliſcher, kraftvoller, durchgearbeiteter, aber auch bösartiger wurde. Ferner fehlte ihm die

Beweglichkeit und Flugkraft der eigentlichen Romantiker, der Novalis und Schlegel, so daß er sein Lebtag etwas zwitterhaft zwischen romantischem Dichter und spekulativem Denker stand. Zum Dichter hatte er zuviel ungestalte Idealitäten und vage Begriffe, zum Philosophen zu wenig Helligkeit und Ordnung, zum Forscher zu wenig Stoff und Tatsachenkunde. Kurz, er hatte in jeder geistigen Provinz mehr Besitzungen als er bewirtschaften konnte; überall mehr Einfälle und Kombinationen als Material, mehr Ansprüche als Rechte, mehr Rechte als Macht. Zum Glück merkte er von dieser halb rührenden halb lächerlichen Stellung selbst nichts. Außer dem Gefühl seiner — wenn auch zu seinen Zwecken unzureichenden — so doch an sich großen Begabung des Zusammenraffens, worin er Schellings nicht unwürdiger Schüler ist, war ihm eine gewisse Selbstgefälligkeit gegeben, die es ihm in dem „Abgrund seines Subjekts" wohl sein ließ und dem Autobiographen wenigstens insofern zu gut kam, als er sich mit den Gängen und Gründen seines Inneren vertraut machte und Ordnung brachte in das Gewoge seiner Absichten, Meinungen und Begeisterungen. Und dann hatte gerade für solche problematischen Talente Schellings Naturphilosophie die Bahn aufgerissen, wo sie sich angeregt betätigen konnten, ohne gleich ihre Unzulänglichkeit zu merken. Auf diesem frischen Boden ließen sich mit vielverknüpfender Phantasie — Steffens' Stärke — aus wenig Stoff Systeme bauen; da konnte er sein ungestaltes Dichtertum im weiten Spielraum regen, an unverbrauchtem Material sich üben und an philosophischen Formen sich zum Systematiker spielen. Noch war Selbstkontrolle nicht möglich und nötig, und die Entdeckerfreude tat das ihre. Das Entzücken, womit Steffens die Leistung Schellings begrüßte, galt nicht nur der Eröffnung eines neuen geistigen Spielraums überhaupt, sondern war noch der besondere Jubel des Jünglings, der seinen Beruf gefunden hat.

Im Grund war Steffens trotz aller Notlagen ein glücklicher Mensch, nicht nur weil er so ganz im Geist lebte (dies hielt damals meist seine Schicksals- und Seelengenossen unter dem

tragikomiſchen Druck von außen aufrecht und heiter, während die wenigen erlagen, denen eine geſchärfte Sinnlichkeit und Leidenſchaft verliehen war, wie Kleiſt und Hölderlin, wenn ſie nicht gewiſſenlos und bös wurden wie Friedrich Schlegel) — er hatte auch dem Schickſal gegenüber, als Temperament, eine anſtändige Sicherheit, ſo daß ihm in den entſcheidenden Augenblicken nie Mut und Haltung fehlte. Dieſe gläubige Sicherheit iſt auch der Boden der eigentümlichen Myſtik, zu der ſich in ſpäteren Jahren die Schwärmerei ſeiner Jugend beruhigt hat. Wie faſt alle nur halb produktiv aber vielfältig Begabten war er ein Schwärmer; denn das verzückte Hingabebedürfnis iſt bei mehr intellektuellen als paſſionellen Menſchen meiſt die Unruhe der unbeſchäftigten oder nicht recht beſchäftigten Kräfte; nicht Drang und Not des Fanatikers, Erotikers oder Täters, ſondern Gewölk des Träumers. Davon blieb ſpäter eine friedevolle Gedankenhelle in Steffens' Seele zurück, durch die am lichten Nachmittag noch all die nordiſchen und jugendlichen Geſpenſter zogen. Er ſchloß Frieden mit den Machtfaktoren ſeiner Umwelt und brachte es fertig in einer kühlen Luft von Unwirklichkeit zu leben, worin alle Tatbeſtände eintauchten. Sein begrifflich geruheſamer Myſtizismus iſt nur ein auf die Spitze getriebener, umgeſchlagener Rationalismus (ähnlich wie bei Schleiermacher und der Staatsphiloſophie Hegels). Gleichgewicht bedurfte er immer; mit dem labilen begann er bis er einen Schwerpunkt in der Naturphiloſophie und in einer feſten Stellung gefunden hatte, dann blieb er im indifferenten und ordnete alle Wirklichkeiten um ſich her nach ſeinem frommen inneren Fug. So geſtimmt und beſchwichtigt ſchreibt der Greis ſeine Erinnerungen, von einer ſilbernen Ferne aus mit der ſanften Würde des Gerechten, der für ſich nichts mehr erwartet, ſich mit Gott und mit der Welt im Reinen fühlt und der Zukunft keine beſſere Gabe anzubieten weiß als das ſtille Bild eines im Geiſte bewegten und im Geiſte ausgeglichenen Lebens.

Steffens

Was ich erlebte

Chronologiſche Überſicht von Steffens' Leben

(Anhang des X. Bandes von Steffens' „Was ich erlebte")

1773 2. Mai geboren in Stavanger in Norwegen.

1776—1779. Aufenthalt in Trondhiem; nur einzelne Erinnerungen.

1779 Dez. gefahrvolle Reiſe durch Norwegen nach Helſingör.

1779—1785 in Helſingör, Beginn der zuſammenhängenden Lebensgeſchichte.

Erziehung und Schulbeſuch, heftige Schulſzene. — Zuſammentreffen mit der Königin, — lebendiges Natur- und Seeleben. Landleben.

1785—1787 in Roeskilde.

Die reichſte und friedlichſte Zeit mit allen Keimen der Zukunft. Schulbeſuch. Selbſtbeſchäftigung. Vogelſchießen. Verſchwörung der Schüler. Wochenſchrift, religiöſer Umgang mit der Mutter.

1787 in Kopenhagen, das erſte Vierteljahr zerſtreut, — erſter Theaterbeſuch, — wird zugleich mit dem zweiten Bruder durch einen Privatlehrer drei Jahr lang zur Univerſität vorbereitet, einſames Familienleben, — ſelbſtändige Studien beſonders in Naturwiſſenſchaften.

1788. Phantaſieliebe. — Tod der Mutter. — Zerſtreuung der Familienglieder.

1789 Oſtern: Konfirmation. — Goethes Fauſt, — tritt ſeinem Oheim Bang etwas näher, — erhält Bücher aus der Suhmſchen Bibliothek, — hört naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen, beſonders bei Vahl, — lebhafte Teilnahme an der franzöſiſchen Revolution.

1790 Juni: Merkwürdiger Sonnenaufgang (entgegengeſetzt dem Schwindel auf dem Turm des Tycho Brahe, vgl. Traumwelt), beſchließt die mythiſche Zeit ſeines Lebens, — glänzende Prüfung.

1790 Herbſt bis Herbſt 1791. Univerſität; im Winterhalbjahr Vorbereitnng zur ſogenannten philoſophiſchen Prüfung mit großem Fleiße, manudoziert daneben, — im zweiten Halbjahr überließ er ſich ſeiner Neigung, — der Vater nach Rendsburg verſetzt.

1791 Herbſt bis Herbſt 1792. Hauslehrer in Odsherred, Krankheit, — eröffnet ſeinem Oheim Bang ſeine Abneigung gegen Theologie und ſeine Liebe für Naturwiſſenſchaft.

1792 Herbſt bis Frühling 1794, ſehr reiche Zeit.

Literariſches Treiben, lebhafte Teilnahme am Schauſpiel unter Rahbeks Leitung, Luſt des Lebens. — Erſte Liebe.

Wiſſenſchaftlicher Kreis bei den Brüdern Mynſter. Durch den ältern M. in allen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen gefördert, durch den jüngern M. in religiöſer Hinſicht. Mineralogiſche Beſchäftigung. Mynſters naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft, jugendlicher Übermut. Philoſophiſche Verhältniſſe.

Politiſches Treiben. In einen Volksauflauf verwickelt.

Letzte Tage in Kopenhagen: Einſames Leben. Trübe Stimmung.

1794 Frühjahr. Reiſe nach Norwegen im Auftrage der Geſellſchaft für Naturgeſchichte. Hauptbeſtimmung, Mollusken zu ſammeln und die Struktur der Gebirge zu erforſchen. Seereiſe. Reiſegefährten. Heftige Krankheit am erſten Tage. Kurzer Aufenthalt in Helſingör. Längerer Aufenthalt im norwegiſchen Strivaag. Fahrt durch den Felſen-Archipel.

Aufenthalt in Bergen. — Durch das rohe Leben der Einwohner zurückgeſtoßen. Außerdem durch den geringen Erfolg der geognoſtiſchen Unterſuchung gedrückt. Gerät ohne ſeine Abſicht in Oppoſition gegen den allgemein verehrten Biſchof Bruun. — Zubereitung zum Molluskenfang.

Aufenthalt an der Nordweſtküſte Norwegens im Juli und Auguſt. — Molluskenfang. — Einſame glückliche Familie.

— Kirche aus Steinpappe. — Abenteuer mit dem Kraken. — Nacht auf einem Boot im freien Meer. — Bauernhochzeit. — Gaſtfreiheit der Bauern.

Zweiter Aufenthalt in Bergen bis 15. Okt. — Troſtlos über den ungenügenden Erfolg der Reiſe. Entſchluß nach Deutſchland zu reiſen. Geduldsprobe.

Mitte Okt. bis Mitte Nov. Reiſe von Bergen nach Hamburg. — St. übernimmt Matroſenarbeit. Beſtimmt durch Seekarten die Gegend, in welcher das durch Sturm verſchlagene Schiff ſich befand. — Schiffbruch in der Elbmündung, ſtumpfe Todeserwartung, verliert alles.

1794 Mitte Nov. bis 1795 Ende Febr. in Hamburg ohne Geld und Beſchäftigung.

Umgang auf zwei Kaufmannsfamilien beſchränkt, auf den gebildeten Madſen und auf den Kaufmann L. — Neigung zu deſſen Schweſter. — Streit mit deſſen Bruder. — Meldung nach Kopenhagen. — Verſuche zum Unterhalt ſcheitern. Eine Hauslehrerſtelle ausgeſchlagen. — Fußreiſe im Schnee mit dem Neufundländer, gemütliche Tage in Glücksburg. Kehrt nach dem Tode desſelben, verlaſſen, nach Hamburg zurück und lebt in phantaſtiſchen Träumen. — Schlägt ein Heiratsanerbieten mit L.s Schweſter aus. — Drückende Not und Krankheit. Schreibt an den Vater.

Gefahr für ſeine Ehre auf der Reiſe nach Rendsburg.

1795 Ende Febr. bis Febr. 1796 in Rendsburg bei ſeinem verſchuldeten Vater, unter böſen Gerüchten. Sehr eifriges Studium mit ſeinem jüngſten Bruder. Schließt ſich eng an den Vater an, ihn erheiternd. — Seine Sammlungen und Bibliothek in Kopenhagen verbrennen. — Wird für einen Deſerteur gehalten.

1796 Febr. bis Frühjahr 1798 Privatdozent in Kiel.

Kommt nach Kiel zu Fuß mit 5 Rtlr., durch Vahl an Fabricius empfohlen. — „Hier iſt kein Fuchſenlager." — Erteilt Unterricht in der Naturgeſchichte. — Darf infolge günſtiger Verhältniſſe und einer glänzenden Prüfung vor der Promotion leſen. — Einfluß von Hensler. — Seltſame Bekanntſchaft mit Cramer. — Angenehmes Verhältnis zu den Studierenden. — Vorſtand des Ehrengerichts. — Größerer ſittlicher Ernſt durch ein Tagebuch. — Vertrauter Umgang mit Mackenſen und Köſter. — Erſte deutſche Schrift.

1797. 8. Apr. Promotion. — Beſuch bei den Freunden in Kopenhagen. — Umſchwung in ſeiner ganzen Denkweiſe durch Jacobi und Spinoza. — Geſelliger Umgang, Vorleſung vor Frauen. — Einſame Wanderung. — Bekanntſchaft mit Riſt und mehreren jungen Anhängern von Fichte. — Tod des Vaters. — Reiſeſtipendium, vertrauter Umgang mit Graf Schimmelmann in Kopenhagen.

1798 Frühjahr. Reiſe nach Deutſchland mit dem Botaniker Hornemann, von Kopenhagen über die däniſchen Inſeln (gefährliche Überfahrt) bis Hamburg, von Hamburg bis Blankenburg. — Harzreiſe. — Steffens allein zu Fuß über Stolberg und Erfurt (ſchöne Mädchen) nach Jena. — Wird durch die Roheit der Jenaer Studenten abgeſtoßen.

Geognoſtiſche Reiſe durch den Thüringerwald und die umliegende Gegend. — Reich an Erfahrungen im Leben und in der Wiſſenſchaft. — Seltſame Bekanntſchaft mit dem Herzog von Meiningen, wird durch ihn Heim vorgeſtellt. — Aufenthalt in Ilmenau bei Voigt und in Rudolſtadt. — Abenteuer mit dem Pferde. — Literariſche und philoſophiſche Studien im Schwarzatale.

1798 Herbſt bis Frühjahr 1799 in Jena.

Jena, St.s deutſche Geburtsſtadt. — Dieſe reiche glückliche

Zeit verglichen mit dem Leben in Roeskilde. — Bekanntſchaft mit den Naturforſchern Batſch, Lenz und Büttner. — Freundſchaft mit Frommann, mit A. W Schlegel, Juſtizrat Hufeland und Gries. — Erſte Vorleſung Schellings. — Fichtes Vorleſung. — Ungünſtiges Zuſammentreffen mit Goethe, ausgeſöhnt, wohnt mehrere Tage bei Goethe in Weimar. — Erſte Aufführung der Piccolomini von Schiller. — Erlebt in Jena den neuen Aufſchwung der deutſchen Literatur. — Lernt Tiecks Dichtungen kennen. — Entwirft eine Bittſchrift für Fichtes Erhaltung bei der Univerſität, wird durch deſſen Abſetzung zu ernſten Betrachtungen veranlaßt. — Abſchied von Goethe in Weimar.

1799 Frühjahr. Reiſe nach Berlin. — Unangenehmer Auftritt in Halle. — Lernt dort Reichardt und Reil kennen.

Einſamer Aufenthalt in Berlin im Mai. — Reichardts Gaſtmahl, Bekanntſchaft mit Tieck. — Uhrverkauf.

Reiſe mit Möller nach Freiberg.

1799 Frühjahr bis Frühjahr 1801 in Freiberg.

Studiert die Mineralogie unter Werner. — Umgang mit Charpentier. — Beſuch der Bergwerke und Beſchäftigung mit dem Bergweſen. — Innige Freundſchaft mit Möller. — Umgang mit den andern Fremden. — Bleibt in Verbindung mit Jena und mit den Fortſchritten der Literatur. — Arbeitet die „Beiträge uſw."

Reitet mit Möller im Auguſt nach Dresden, erregt Aufſehen in der Gemälde-Galerie. — Öfterer Aufenthalt daſelbſt. — Weite Ausflüge von Freiberg in den Sommermonaten.

1800 Dez. Fußreiſe mit Möller nach Jena. — Lernt Fr. Schlegel kennen und Novalis. — Neujahrsnacht auf dem Maskenball in Weimar im engen Kreiſe mit Goethe, Schiller und Schelling.

1801 Frühjahr. Begleitet Möller auf der Reiſe nach Paris zu

Fuß bis Mainz. — Läßt auf der Rückfahrt nach Frankfurt aus Geldmangel den Postillon für sich zahlen. — Wird in Bamberg glänzend empfangen. — Hält zweien Ärzten auf der Fußreise von Bamberg über Banz nach Dresden naturphilosophische Vorlesungen.

Sommer: Wohnt in Tharandt, ist fast täglich in Dresden bei Tieck. — Lernt dort Reichardts Tochter, seine spätere Gattin, kennen. — Viel Umgang mit jungen Künstlern und Dichtern. — Sehr reiche Zeit. — Schlägt einen Ruf nach England aus.

1801/2 Winter in Tharandt in stiller Einsamkeit mit Vorbereitung auf seine Vorlesung in Kopenhagen.

1802 Frühjahr, schmerzlicher Abschied von Dresden und Jena. — Verlobung in Giebichenstein. — Aufenthalt in Hamburg.

1802—1804 in Kopenhagen.

Erste Zeit. — Phantastische Wohnung. — Erlangt durch Graf Schimmelmann eine Pension. — Sein Ruf wird durch einen Brief Goethes vergrößert. — Beleidigt den Herzog von Augustenburg. — Umgang mit Rahbek und seiner Familie. — Innige Freundschaft mit Adam Oehlenschläger und durch ihn mit A. S. Oersted. Freundliches Verhältnis zu seinem Oheim Bang und inniger Umgang mit seinem ältesten und seinem jüngsten Bruder. — Fühlt sich doch fremd. — Opposition der Ultradänen, durch seinen Übermut vermehrt. — Verspottet die Opposition bei einem Schauspiel.

Okt. Beginn der Vorlesung über Philosophie unter großem Aufsehn, vgl. unten Vorlesung.

1803 Sommer, im Auftrage Schimmelmanns geognostische Reise durch Schonen, Seeland, Holstein und Mecklenburg. — Besuch in Hamburg. — Reise nach Giebichenstein.

4. Sept. Hochzeit in Giebichenstein. — Reise mit der jungen

Frau über Berlin (lernt Schleiermacher kennen) und Hamburg und die dänischen Inseln nach Kopenhagen. Angenehmer Familienumgang, aber durch Schulden gedrückt und durch die Ungunst des Grafen Reventlow und durch die Besorgnis der Behörde vor seinem (St.s) Einfluß an jeder Tätigkeit verhindert. — Dazu allerhand Geklatsch. Daher

1804 März, Ruf nach Halle (ohne Einwirkung des Schwiegervaters) angenommen. — Schuldforderung der dänischen Regierung niedergeschlagen. — Reise über Berlin, Gespräch mit den Ministern v. Beyme und v. Massow. — Ankunft in Halle im Sept.

1804—1806 Professor an der Universität in Halle. Unangenehme Stellung zum Ministerium. — Feindliches Verhältnis zu Gilbert und Polemik dagegen, zur philosophischen Fakultät. — Aber zwei Dozenten sind für Naturphilosophie — Freundschaft mit Wolf, Reil, Schleiermacher (schöne Nacht am Petersberge). Zusammenkunft der gemeinsamen Zuhörer am Teetisch, schöne glückliche Zeit. — Goethe, St.s unsichtbarer Zuhörer. — Oehlenschlägers Besuch. — Umgang mit Achim v. Arnim.

1806 Jan. Geburt der Tochter. — Frühjahr: Reise mit Schleiermacher nach Berlin, politische Bewegung. — Ankunft preußischer Truppen, Kriegsgerüchte.

16. Okt. Gefahren beim Einrücken der Franzosen, in Gesellschaft von Schleiermacher und Gaß. — Wohnt mit Schleiermacher zusammen, nach der Aufhebung der Universität in großer Dürftigkeit. Dennoch unvergeßliche Abende im Umgange mit wenigen. — St. widersetzt sich vergeblich unwürdigen Beschlüssen der Professoren. Hebt den Mut der Bürgerwache.

Wird durch Vermittlung des jüngsten Bruders aufgefordert, nach Dänemark zurückzukehren, erhält von der preußischen

Regierung Urlaub. — Verläßt mit ſeiner Familie Halle zwiſchen Weihnachten und Neujahr.

1807 Neujahr gefährliche Überfahrt über die Elbe nach Hamburg. — Lernt den Heſſen Martin kennen. — Reiſet im März allein nach Kiel. — Heftige Audienz beim Prinz-Regent. — Höchſt bedenkliche Umſtände und Glück in Kopenhagen.

Sommer: Lebt mit ſeiner Familie in Holſtein auf den Gütern Bergers, Hülſens, am längſten bei Thaden. — Bemühungen um eine Anſtellung mißglücken, gänzliche Troſtloſigkeit. — Noch finſterer geſtimmt durch den Raub der däniſchen Flotte. — Ende Sommer: Aufenthalt mit der Familie in Hamburg, ausgebreiteter Umgang im Sieveking'ſchen Hauſe. — Anderer Umgang, mit Runge.

1808 Winter bei Lübeck im Schloß des v. Rumohr unter Studien und politiſchen Entſchlüſſen.

1808 Frühjahr bis 1811 Herbſt, zweiter Aufenthalt in Halle.

Findet von ſeinen Freunden nur Reil und Blanc in Halle, hat wenig Zuhörer, betrachtet ſeine Tätigkeit als überflüſſig. — Vorſtellung beim König Jerome. — Geſpräch mit Joh. v. Müller. — Sucht ein wiſſenſchaftliches Bergwerks-Inſtitut einzurichten. — Wiſſenſchaftliches Eremitenleben nur in Verbindung mit Reil. — Teilnahme an der Literatur. — Familienleben. — Umgang mit Brentano, mit Wilh. Grimm, mit reformierten Predigern, beſonders Blanc, mit Haxthauſen.

Politiſche Unternehmungen. — St. zeigt offen ſeine feindliche Stimmung und nährt ſie bei andern.

Herbſt: Zuſammenkunft in Deſſau mit Blanc, Schleiermacher. Reimer, weiht ihn in die politiſchen Unternehmungen ein. — Bleibt mit Schleiermacher und Martin in beſtändiger Korreſpondenz. — Gefährliche Korreſpondenz mit Graf Chaſot. — Verhindert einen tollkühnen Streich.

1809. Hält ſich von der Teilnahme am Schillſchen Zug fern. — Befördert die Flucht des Heſſen Martin. Beſuch des jüngſten Bruders. — Gefährlicher Beſuch des v. Hirſchfeld. — Bekanntſchaft mit Schele und Kroſigk.

Winter: Beſuch mit ſeiner Familie in Jena bei Frommann und bei Goethe in Weimar.

1810 bei der Stiftung der Univerſität zu Berlin ausgeſchloſſen ungeachtet Schleiermachers und Reils großmütigen Anerbietens. — Im Frühjahr Tod der beiden jüngſten Kinder. — Reil verläßt Halle.

1811 Ruf nach Breslau. — Im Sommer Abſchiedsbeſuch bei Frommann und Goethe. — Reiſe nach Berlin, wird durch Fr. v. Raumer dem Staatskanzler v. Hardenberg vorgeſtellt.

Juli: Rückkehr nach Halle. — Nimmt, von Gneiſenau aufgefordert, die geheimen Verbindungen wieder auf, beſonders mit Blanc, Haxthauſen und Kroſigk. — Verrat.

Sept.: Gefahrvolle Abreiſe mit ſeiner Familie aus Halle. — Warnungsſchreiben in Breslau.

1811—1813. Ankunft in Breslau unter Vorurteil gegen Schleſien. Wohnung. — Tadelt in einer Vorleſung das Rohe des bisherigen Studentenlebens, daher ſtürmiſcher Auftritt mit den Studenten. — Mitglied des Profeſſoren-Klub, der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur. Unangenehmer Vorfall in dem Klub. — Bekümmert um Preußens Lage.

1812 Apr. Geheime Zuſammenkünfte mit Gneiſenau, Chaſot, Juſtus Gruner, Moritz Arndt und Blücher. — Entgeht der öſterreichiſchen Gefangenſchaft.

1813 mit dem Aufenthalt in Breslau ausgeſöhnt durch die bedeutungsvolle Ankunft des Königs. — Weil im königlichen Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung der Feind nicht genannt, ſo erklärt St. in einem vorher angeſagten Vortrage vor einer

großen Menge den Krieg gegen Frankreich und ſich als Freiwilligen, von Scharnhorſt deshalb geprieſen. — Der König lobt ihn und gibt ihm Urlaub. — Lernt exerzieren. — Weshalb er das Garde-Jäger-Bataillon wählt. — Hat ein Bureau zur Meldung von Freiwilligen. — Stellt dem König zu deſſen großer Zufriedenheit die fünfzig erſten equipierten Freiwilligen vor (hat aber ſelbſt im ganzen Kriege keine vollſtändige Offizier-Uniform), empfängt deshalb von den höchſten Beamten und Generälen Glückwünſche, aber im Kriege ſelbſt bald vergeſſen.

Feldzug. Dienſt als Seconde-Leutnant, ſalutiert vor dem Könige. — Zuſammenkunft mit Baron Stein in Dresden. — Tritt, von ſeinem Bataillonschef beleidigt, aus ſeiner bisherigen Stellung und wird im Blücherſchen Hauptquartier zu freier Dispoſition geſtellt, erſcheint ſich ſelbſt wie ein Zuſchauer und Reiſender.

2. Mai. Schlacht bei Groß-Görſchen, den Abend vorher drückendes Gefühl ſeiner unbeſtimmten Lage. — Abenteuer mit dem Bauernpferde. — Auftrag von Gneiſenau an Wittgenſtein. — Reitet ohne Beſtimmung im Kugelregen, Gneiſenaus Aufmerkſamkeit. — Rückzug zur Elbe. — Sucht die Salzniederlagen in Meißen zu retten, gerät beinahe in Gefangenſchaft. — Feſter Schlaf.

20. Mai. Schlacht bei Bautzen. Auf der Rückkehr von der Herrnhuter-Kolonie Kleinwelke von feindlichen Reitern verfolgt. — Reitet über eine ſtark beſchoſſene Anhöhe. — Überſieht die ganze Schlacht vom Hauptquartier aus. — Fällt auf dem Rückzug beinahe den Feinden in die Hände.

Bringt ſeine Familie in Sicherheit. — Geſpräch an der Blücherſchen Tafel in Reichenbach. — Organiſiert drei Tage lang den Landſturm im ſchleſiſchen Gebirge, 3.—5. Juni. —

Sammelt während des Waffenstillstandes Nachrichten über die Stellung der feindlichen Armeekorps mit großem Eifer, selbst mit persönlicher Gefahr, zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. — Muß sich nach dem Waffenstillstand an die russische Avantgarde anschließen. — Erhält zweihundert Kosaken zum Rekognoszieren. — Unangenehme Huldigung im Fräuleinkloster zu Radmeritz in Blüchers Gegenwart. — Aufenthalt in Herrnhut. — Persönlicher Kampf mit einem polnischen Offizier. — Wieder im Blücherschen Hauptquartier, erhält drei schlesische Landwehrmänner zur Disposition (bis Paris). — Elbübergang und Schlacht bei Wartenburg. — Zieht in Gneisenaus Auftrag Nachrichten ein in Dessau und Halle.

16. Okt. Während der Schlacht bei Möckern von Gneisenau an den Kronprinz von Schweden gesandt, zugleich um die schwedischen Truppen zu begeistern.

18. Okt. Abenteuer auf der Rückkehr in der Nacht zum 18. Okt. — In der Schlacht bei Leipzig anfangs in der Nähe von Blücher. — Nimmt Teil am Sturm auf Dorf Schönfeld. — Muß sich am Abend den Russen anschließen. — Verteidigt bei Freiburg eine Gräfin gegen Blüchers Verdacht. — Beute an Briefen und Orden. — In Gießen.

Auftrag, die Westfalen gegen französische Truppenreste zu waffnen und überall den preußischen Adler in den Städten anzuschlagen. — Glänzender Empfang und Reden in Marburg. — Feierlicher Empfang in Arnsberg. — Hat seit Borstels Ankunft bloß die Bewaffnung der Landwehr zu beschleunigen. — Umarmung in Dortmund. — Zwei Monate in Düsseldorf bei Justus Gruner in heiterm Umgange. Befördert die Gründung des Gymnasiums.

1814 Jan. Reise zur Armee, Aufenthalt in Köln und Trier. — Gefährlicher Marsch nach Frankreich im Zuge des Grafen

von Haacke. — Findet im Blücherſchen Hauptquartier ſeine Freunde K. v. Raumer und Blanc. — Gefährlicher Rückzug von Champeaubert. — Seitdem meiſt im Kreiſe der Freunde. — Mangel an Nahrungsmitteln und ſonſtige Leiden. — Zum Teil erhaltene Villa. — Streit mit den Freunden wegen ſeiner Nachſicht mit den Franzoſen. — Schlacht von Laon. — Krankheit, Gneiſenaus Teilnahme. Reitet bei La Fere Champenoiſe an Gneiſenaus Seite ins feindliche Karree. — Aufgeheitert durch wiſſenſchaftliche Geſpräche mit Blanc. — Schläft während der Schlacht am Montmartre. — An Gneiſenaus Seite tiefer Eindruck beim Anblick von Paris. — Kann wegen Mangel einer Parade-Uniform nicht teilnehmen am feierlichen Einzug in Paris. — Reitet mit einem Freunde voraus. — Beſucht Cuvier.

Aufenthalt in Paris, drei Monate. — Luſtiger Verweis von Blücher. — Beſucht die verſchiedenen Sammlungen. — Hazardſpiel. — Theater. — Ausgebreiteter Umgang, mit Graf Schlaberndorf, mit York, mit den Abgeſandten von Hamburg und Bremen. — Sieht hier ſeinen jüngſten Bruder zum letztenmal. — Geognoſtiſche Exkurſion mit Raumer und Greenough. — Erhält vom Könige die Dienſtentlaſſung. — Kurierpaß.

Rückkehr; franzöſiſche Reiſegeſellſchaft. — Aufenthalt in Heidelberg. — Bei Jean Paul. — Ankunft in Breslau. — Fenſter eingeworfen.

Herbſt beginnt wieder die Tätigkeit bei der Univerſität. — Anerbieten beim Wiederausbruch des Krieges vom König abgelehnt. — Tätigkeit bei einem Konzert zum Beſten der Freiwilligen. — Drückende Schuldenlaſt.

1815—1823. Wirkſamkeit als Schriftſteller und in politiſcher Hinſicht. — Steht allein in ſeinem Beſtreben als Naturphiloſoph, ſowie in der politiſchen Tätigkeit.

1817 Reiſe nach Berlin, lernt Jahn kennen, wird entſchieden gegen die Turnanſtalten (vgl. unten Turnſtreit). — Badereiſe nach Karlsbad, Kur, angenehmer Aufenthalt. Geſpräche mit Neander.

Reiſe mit Schütz nach Süddeutſchland. — In Franzensbrunn. — In Eger numismatiſche Vorleſung eines Scharfrichters. — In Landshut Bekanntſchaft mit Sailer. — In München acht Tage bei Schelling. Bekanntſchaft mit Jacobi, mit einigen bedeutenden Ärzten, mit Franz Baader. — In Nürnberg und Augsburg. — Rückreiſe beſchleunigt wegen beunruhigender Gerüchte über Breslau.

1817—1819 bloß für Wiſſenſchaft lebend, in innigem Familienleben, beſonders mit Graf v. d. Gröben. Freundſchaft mit Scheibel, mit ſeinen Kollegen, mit dem Schauſpieldichter Schall, mit Offizieren. — Große wöchentliche Abendgeſellſchaften. — Lernt Fürſt Biron kennen. — Beſuch von Graf Reuß.

1818 Herbſt. Reiſe mit dem Kronprinzen ins Rieſengebirge. — Gewinnt die Gunſt desſelben durch die Darſtellung der norwegiſchen Bauern.

1818/19 Weihnachtsferien, vom Staatskanzler wegen ſeiner Schrift „Turnziel" nach Berlin beſchieden. — Stürmiſcher Abend bei Reimer. — Beſuch beim Staatskanzler in Glienicke. — Findet bei der Rückkehr in Breslau ſeine Gattin gefährlich krank.

Durch die innere Trennung von ſeinen beſten Freunden, beſonders von K. v. Raumer, gequält. — Erhält nach Raumers Verſetzung nach Halle die Aufſicht über die Mineraliensammlung.

1821. Tod ſeines letzten, jüngſten Bruders.

Nach langen Parteikämpfen zum Rektor gewählt. — Leitet die Unterſuchung gegen die Arminia mit inniger Teilnahme,

bewirkt ihre Gleichſtellung mit den andern Verbindungen und eine Milderung der Strafe. — Erklärt ſich gegen die Auslieferung eines polniſchen Studenten.

1824 Skandinaviſche Reiſe mit ſeinem Neffen.

Von Breslau bis zur Landung in Schweden. — Durch Schweden nach Stockholm. Aufenthalt daſelbſt. Luſtfahrt nach Drotningholm, nach Gripsholm. — In Upſala bei der Promotion. Bekanntſchaften. — Von Upſala nach Chriſtiania. Ankunft daſelbſt. — Wird durch ſeinen Neffen Holſt auf den Zuſtand der Gefängniſſe aufmerkſam. — Aufenthalt bei der Schweſter in Hedemarken, lernt das Leben der norwegiſchen Bauern genauer kennen. — Geognoſtiſche Exkurſion mit Keilhau. — Lernt den Kronprinz Oskar kennen. — Aufenthalt in Dänemark.

1824/25 Winter in Berlin.

1825—1832 in Breslau, der Wiſſenſchaft und der religiöſen Tätigkeit lebend. — Seitdem größerer Einfluß auch auf junge Männer, die nicht die Naturwiſſenſchaft ſtudierten, ſo auf die Brüder Müller und auf die Brüder Suckow.

Graf York überträgt ihm die Aufſicht über die Erziehung ſeines einzigen Sohnes. — Muſikaliſcher Kreis mit v. Winterfeld und Moſevius. — Teilnahme am Theater. — Wird Vormund einer jungen Schauſpielerin.

Verteidigt Scheibel, beginnender Kampf mit dem Miniſterium.

1830 Juni. Einführung der Union in Breslau.

Ende Juni bis 1. Nov. St. erklärt ſich für die lutheriſche Gemeinde und verteidigt ſie, obgleich nicht ganz einverſtanden mit ihr.

Ende Dez. bis Jan. 1831 verteidigt er ſich gegen den Vorwurf des Miniſteriums in betreff aufrühriſcher Geſinnung und bittet um Abſchied.

Die meiſten ziehen ſich von ihm zurück. — Mißverſtändniſſe. — Wünſcht ſich aus den Verhältniſſen in Breslau heraus, die übrigens durch die bewieſene Gunſt des Kronprinzen ſich etwas günſtiger geſtalten.

1832 Apr. Durch Verwendung des Kronprinzen nach Berlin berufen. — Stellung zu den Profeſſoren, zu den Studierenden, beſonders zu den Theologen.

1835 Rektor. — Mundts Promotion.

1837 Reiſe mit ſeiner Familie nach Tyrol und Wien.

1838 Anweſenheit des Kronprinz Chriſtian von Dänemark und der Kronprinzeß in Berlin.

1840 mit ſeiner Familie von dem neuen Könige Chriſtian VIII. von Dänemark zur Krönungsfeierlichkeit eingeladen.

Juni: Tod des Königs Friedrich Wilhelm III.

Reiſe mit der Familie nach Dänemark und Norwegen. — Reiſe und Aufenthalt in Kopenhagen. Krönung. — Verſammlung der nordiſchen Naturforſcher. — Reiſe nach Chriſtiania und Aufenthalt daſelbſt. — Gebirgspartie. — Rückkehr nach Dänemark. — Reiſe durch daſſelbe, Roeskilde. — Hamburg und Rückkehr nach Berlin.

Sept.: Einzug des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Berlin.

Steffens ſtarb 1845.

Bekanntſchaft mit deutſcher Sprache und Literatur

Kopenhagen 1787

Wir waren mitten in der Hauptſtadt dennoch völlig iſoliert und ich war mit eigenen Studien, mit dem, was mich geiſtig beſchäftigte, ganz mir ſelbſt überlaſſen und ſo einſam wie in Roeskilde. Ich kannte keinen Menſchen, der mir irgendwie eine Anleitung zu geben vermochte, keinen, der mir Schriften anwies; es war in dieſer Rückſicht alles dem Zufall überlaſſen. In Kopenhagen hatte ein Leihbibliothekar, Venninghauſen, einen großen Ruf. Ich glaube faſt, daß er der einzige war; ich erinnere mich wenigſtens nicht, von einem andern gehört zu haben. Die Leſewut war unter der geringeren Klaſſe noch nicht eingeriſſen. Was mich in der Bibliothek meines Vaters intereſſieren konnte, war mir völlig bekannt. Einige Dichter hatten mich angezogen. Ich liebte Gellert, und viele ſeiner Lieder machten einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich verehrte Haller. Aber die Art, wie Klopſtock von mir aufgefaßt wurde, hatte etwas Eigentümliches. Mein Vater beſaß ſeinen Meſſias und ſeine Oden; er ward als der größte damals lebende Dichter betrachtet, war aber, wie es hieß, außerordentlich ſchwer zu verſtehen, und Vater und Lehrer hielten ſich wohl darüber auf, daß ich mich mit einem Schriftſteller beſchäftigte, der ſelbſt ihnen unzugänglich ſchien. Nun muß ich geſtehen, daß auch ich mich oft vergebens mit ihm quälte, aber ich glaubte, daß die Schwierigkeit mehr in der Unkunde der Sprache als in dem Inhalte lag.

Die lebendigen Sprachen wurden überhaupt damals ſo gut wie gar nicht getrieben, nur für die deutſche Sprache waren täglich zwei Stunden ausgeſetzt; die äußere Notwendigkeit für einen geiſtig gebildeten Mann, dieſe Sprache wenigſtens zu verſtehen, wenn auch nicht zu ſprechen, hatte die Kenntnis derſelben

allgemein gemacht. Da mein Vater ein geborner Deutſcher war, ſo wurde öfters beſchloſſen, es ſolle im Hauſe nur deutſch geſprochen werden. Der Befehl erging an uns Kinder und machte uns auf ein paar Tage ſtumm. Ein Mann, verheiratet und einheimiſch in einem fremden Lande, vermag ſeine Landesſprache nie für den täglichen Gebrauch, nie in die Familie einzuführen. Der Frau wird es unter ähnlichen Verhältniſſen eher gelingen. Sie will die Töne ihrer Heimat feſthalten; dieſe ſollen hier aus den Lippen der Kinder wiederklingen; ſie kann ſich nie von der Wurzel ihres Daſeins losreißen, wie der Mann: dieſem iſt es vergönnt, das Vaterland durch umfaſſendere Momente feſtzuhalten. Studien und Geſchäfte ſtellen den Mann auf einen freieren Standpunkt, in einen Kreis, der, über die Familie reichend, beide Länder in ſich ſchließt. Auch die Mutter mag für ein höheres Leben, für eine höhere Atmoſphäre ſich aufſchließen, aber nur von dem urſprünglichen Grund und Boden der Familie aus, wie die Pflanze, und in dieſen verſetzt ſie die Kinder. Wie wir es nun dahin brachten, deſſen unerachtet ziemlich früh die deutſche Sprache wenigſtens zu verſtehen, weiß ich in der Tat nicht zu ſagen. Als wir Roeskilde verließen, las ich das Deutſche mit Leichtigkeit, und da alles, was mich geiſtig beſchäftigen ſollte, ſich an ſinnliche Gegenſtände knüpfen mußte, an lebendige Vorſtellungen, aus der Natur oder aus der Geſchichte entſprungen, da die Sprachen für mich nicht einen Wert an ſich hatten, ſondern inſofern ſie mir nur immer eine reichere Welt eröffneten, ſo behandelte ich ſie mit einem großen Leichtſinn. Bot mir eine Schrift keine Schwierigkeiten dar, konnte ich ganz vergeſſen, daß ſie in einer fremden Sprache geſchrieben war, ſo wurde ſie mir eben dadurch am liebſten. Gellerts Gedichte zogen mich daher ſo an. Auch mit Hagedorn befreundete ich mich ohne große Mühe. Gellerts Briefe ſchienen mir vor-

trefflich. Fenelon in einer deutſchen Überſetzung war, wie ſchon geſagt, ein wichtiges Buch der religiöſen Mitteilung zwiſchen meiner Mutter und mir. Was dieſes anſchlug und innerlich erregte, erhielt ſein Verſtändnis aus einer höheren Region als die der bloß äußeren Sprache. Aber es mochte wohl dazu dienen, uns dieſe zugänglicher und faßlicher zu machen. So weit war ich ſchon in der Bekanntſchaft deutſcher Schriftſteller gediehen. An das Engliſche und Franzöſiſche ward gar nicht gedacht; man könne, hieß es, ſich mit der lateiniſchen Sprache durch die ganze Welt ſchlagen, auch wurde, in der damaligen ruhigen Zeit, der Fall, daß ein junger Menſch die Grenzen ſeines Vaterlandes überſchreiten könne, gar nicht in Anſchlag gebracht. Ich ſollte Prediger, mein älterer Bruder Offizier, mein jüngerer ſollte Arzt werden, an die Beſtimmung des jüngſten ward kaum gedacht. Die Schweſtern hoffte man an bürgerliche Beamte zu verheiraten. Die Hoffnung unſerer Eltern für uns, unſere eigene reichte kaum bis über die engen Grenzen unſeres Vaterlandes. Eine unbeſtimmte Sehnſucht, die mich weiter trieb, konnte keine bleibende Geſtalt gewinnen, um ſich als beſtimmte Hoffnung auszubilden, und die deutſchen Schriftſteller, mit deren Sprache ich immer vertrauter ward, ſchloſſen mir mittelbar oder unmittelbar eine Welt auf, die mir eine unendliche zu ſein ſchien, die ich kaum zu bewältigen vermochte.

Nun war Klopſtock wirklich der erſte, deſſen Sprache mir bedeutende Schwierigkeiten machte; daß ſelbſt ältere Männer, ſelbſt mein Vater, ein geborner Deutſcher, behaupteten, er ſei wegen der Tiefe der Gedanken ſchwer zu faſſen, reizte meinen Stolz. Was den Meſſias betrifft, ſo fand ich dieſen nach einiger Mühe nicht ſo unverſtändlich, aber es war mir unmöglich, ihm einen ſo großen Wert beizulegen. Ich konnte durchaus nicht begreifen, warum die Ereigniſſe, die Offenbarungen des neuen Teſtaments,

die in ihrer erhabenen Einfachheit mir eine grundloſe geheimnisvolle Welt eröffneten, mir hier in dieſer ſeltſamen veränderten Geſtalt entgegentraten. Auch ich hatte mit dem Heiland gelebt, ihn und ſeine Jünger in den Gegenden von Paläſtina und in den Städten, wo er lebte und lehrte, begleitet. Die einfachen Züge bei Matthäus und vor allen bei Johannes ſchließen eine unendliche Macht der klaren Darſtellung in ſich. Die Geſtalten, die Ereigniſſe, ſelbſt die kernhaften Lehren treten in ſo beſtimmten ſchneidenden Umriſſen hervor, daß für den lebhaften Knaben, deſſen eigenſtes Daſein im Innerſten tief erſchüttert und bewegt, wie durch geheime Gewalt in dieſe Richtung hineingezogen wurde, eine ganze Welt ſich für die lebendige Anſchauung aufſchließen mußte. Jene Engel und Teufel, die breit auseinander gelegten guten und böſen Geſinnungen ſtörten das einfache Bild, welches, in allen Teilen fertig, mir vorſchwebte. Ja es gab Augenblicke, wo mir das Produkt einer fremden Phantaſie, die ſich in die heilige Welt meiner Religion hineindrängen wollte, als eine Entweihung derſelben erſchien. Was mir vorſchwebte, hatte die größte Ähnlichkeit mit den einfältigen Holzſchnitten, die in den Ausgaben der däniſchen Evangelien, die wir benutzten, vorkamen. Dieſe Bilder haben noch einen hohen Wert für mich, und ich erkannte ſie ſpäter als Kopien ſolcher Darſtellungen, wie wir ſie häufig auf den Majolikagefäßen vorfinden und die zum Teil dem Raphael zugeſchrieben werden.

So mußte es dem großen und verdienſtvollen Dichter, dem die deutſche Poeſie ſo viel verdankt, begegnen, daß der einſeitige, in ſeinen Phantaſien befangene Knabe ihn abwies. Klopſtock wollte mir gar nicht gefallen; den einfachen Gellert betrachtete ich zwar nicht als Dichter, aber ich fand mich durch ihn erbaut, durch Klopſtock nie. Dieſe knabenhafte Oppoſition hatte aber ſo tiefe Wurzeln gefaßt, daß ich mich mit dieſem Dichter auch ſpäter

nie habe befreunden können. Er ſcheint mir ein Dichter zu ſein, der beſchloſſen hatte, ein Gedicht zu machen, wie Milton früher, und in einer Form, wie ſie durch ſeine Studien der alten Poeſie in der Schulpforte überliefert war. Er dichtete, weil er wollte, nicht weil er mußte.

Seine Oden waren freilich von ſeiten der Sprache ſchwieriger zu faſſen, als ich aber eine Zeitlang mich mit den horaziſchen befaßt hatte, entdeckte ich bald die Quelle der pomphaft klingenden Verſchränkungen und Umſetzungen der Konſtruktion. Ich fing nun an, dieſe Verwicklung aufzulöſen und ins Urſprüngliche umzuſetzen und fand dann faſt immer einen ganz einfachen Gedanken, der mich weder durch ſeine Tiefe anzog, noch durch ſeine Unverſtändlichkeit abſchreckte. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal dieſes einfache Experiment meinem Vater vormachte. Dieſer mochte eine ſolche Ode flüchtig geleſen und ſchwierig gefunden haben. Das Ganze hatte wohl für ihn ein zu geringes Intereſſe, es fehlte ihm wahrſcheinlich die Geduld, es genauer zu betrachten. So ſtimmte er in die allgemeine Anſicht mit ein, daß dieſer Dichter ſeiner Tiefe wegen ſchwer zu faſſen ſei, er fand es am bequemſten, ihn aus der Ferne zu verehren. Als er nun mich mit einer ſolchen Ode beſchäftigt fand, äußerte er einigen Unwillen. „Junge," ſprach er, „du bildeſt dir doch nicht ein, etwas verſtehen zu wollen, was ſelbſt alten und verſtändigen Männern unverſtändlich und rätſelhaft ſcheint?" — So ſtreng mein Vater ſonſt in der Erziehung war, ſo war es doch nicht ſeine Abſicht, die freie Gedankenäußerung zu hemmen, er förderte ſie vielmehr. Und ſelbſt die Heftigkeit, mit der er ſich äußerte, reizte zum Widerſpruch, denn ſie hatte nichts Gebieteriſches. Bei dieſer Gelegenheit war es nun gar nicht meine Abſicht nachzugeben, denn die Ode war mir vollkommen verſtändlich; der Vater ward aufmerkſam, als ich das einfache Experiment der

Umſetzung vornahm, er lachte und behauptete nun, daß das freilich leicht wäre, wenn man Zeit hätte, ſich mit ſolchen Kleinigkeiten zu beſchäftigen, und geſtand dann, daß das Vorurteil von der undurchdringlichen Tiefe dieſes Dichters wohl größtenteils aus dem flüchtigen Leſen entſtanden wäre. Meine Mißſtimmung gegen Klopſtock wurde aber keineswegs vermindert. Daß ich gegen ſeine Verdienſte als Dichter ſo unempfindlich blieb, lag wohl auch darin, daß der Sinn für das Metriſche durch die Mangelhaftigkeit des Unterrichts zu wenig ausgebildet war.

Goethes Fauſt

Kopenhagen 1789

Nach der Konfirmation hatte ich noch bis zu der Zeit, wo ich unter die Zahl der Studenten aufgenommen werden ſollte, anderthalb Jahre. Auch dieſe Zeit war reich an inneren Ereigniſſen.

Unter den Büchern, die ich aus der Bibliothek erhielt, war auch ein kleines Bändchen, betitelt „Goethes ſämtliche Werke, ſiebenter Band". Ich nenne dieſe Schrift ſo, weil mir Goethes Name völlig unbekannt war und der Titel mich wenig anzog. Als ich aber zu leſen anfing, konnte ich nicht wieder aufhören. Das Bändchen enthält bekanntlich Goethes Fauſt und zwar das Fragment, welches mit der Szene endigt, wo Gretchen, gequält von dem zuflüſternden böſen Geiſt, im Dome kniet. Ich habe in den vier Norwegern verſucht, den Eindruck darzuſtellen, den dieſes Goetheſche Werk auf ein unbefangenes jugendliches Gemüt machen mußte. Mich ergriff es auf eine bis dahin mir ſelbſt ganz fremde Weiſe. Die Sprache ſelbſt ſchien mir einen Klang zu haben, den ich bis jetzt nie vernommen hatte, eine geheime Macht, einen Zauber zu beſitzen, den ich noch nicht kannte. Zwar waren mir die tieferen Schmerzen des ungemeſſenen

Wiſſens noch fremd, jeder Tag brachte mir Neues, und dieſes ward mit Freuden aufgenommen und genoſſen, und die Unruhe, mit welcher ich in dieſe heranwachſende Maſſe Ordnung zu bringen ſuchte, hatte mit jener inneren verzehrenden Qual nichts gemein. Dennoch war es, als ahnte ich die Schmerzen, die keinem geiſtig bewegten Gemüte lange fremd bleiben können. Als hätte ich die Alraunwurzel ſchon verletzend gehoben, als hätte ich ihren klagenden Ton vernommen. Manches, ja alles hatte für mich einen wunderbaren, geheimnisvollen Reiz. Immer von neuem wurde ich von der ſeltſamen Sprache angezogen, die mir wie wunderbare Geiſtermuſik aus dem Innerſten, Verborgenſten der Seele wieder heraustönte. Der geheime Schmerz, der kaum geahndet in der Freude des Wiſſens ruht, ward ein geheimer Stachel, der die Luſt erhöhte, nicht hemmte. Viele Stellen habe ich wie unwillkürlich in meinem Gedächtnis aufbewahrt, ſie waren nicht zu verdrängen. Gretchens Kummer und Wehklagen erſchienen mir als die tiefſten des ganzen Daſeins. Ein geheimes Grauen verband ſich mit einer unendlichen Luſt. Dieſe innere Bewegung erfuhr keiner. Ein neuer Grundton meines ganzen Daſeins war angeſchlagen und bebte leiſe, in gewaltigen Schwingungen in meinem Innern nach. Noch immer gibt es Stellen im Fauſt, die, wenn ſie mir unwillkürlich entgegentreten, mich überwältigen und mit der Macht eines ganzen Lebens ergreifen. Es war die innerſte, die erſte, tiefſte Erſchütterung des jugendlichen Gemütes, die mannigfach variiert angeſchlagen wurde und als ein geheimer Klagegeſang eines ſchuldbewußten Daſeins immer wieder von neuem aus dem Innerſten ſich hören ließ. Daß aber Goethes Fauſt meiner ganzen religiöſen Geſinnung eine Wendung gab, die von der bisherigen unſchuldigen ſehr verſchieden war, iſt leicht einzuſehen. Früher erwuchs alle Poeſie aus einem unſchuldigen, kindlich naiven

Glauben; ſie bildete ſich als eine irdiſche Blüte der Andacht, ein Gebet war der Hauch, war der Blumenduft, in welchem die ſinnliche Farbenpracht erblaßte und mit dem Bewußtſein der Seligkeit hinſtarb. Ich konnte beten, ja das Gebet war mir ein Bedürfnis. Jetzt war mir das Gebet ſchon fremd geworden, nur eine innere Angſt preßte es in vorübergehenden reuigen Momenten hervor, es ward immer ſeltener und die Neigung trat hervor, die Religion aus der Poeſie zu faſſen, ſie ſelbſt als eine tiefe Dichtung des menſchlichen Daſeins von neuem zu erzeugen, nachdem ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt verſchwunden war. Freilich war mir dieſe Abſicht nicht klar, aber daß alle religiöſe Geſinnung ſchwankend geworden war, unbeſtimmt dunkel und heimlich zwiſchen Wahrheit und Dichtung ſchwebte, das iſt nur zu gewiß.

Traumwelt

Ich bin durchaus kein Sonntagskind, habe keine Geſpenſter geſehen, bin nie im Schlafe herumgegangen, und von den Wundern des Magnetismus habe ich an mir ſelber nie etwas erfahren; aber dennoch erkenne ich einen Zuſammenhang einiger meiner Träume, als gehörten ſie einem wunderlichen Leben zu, welches neben dem Wachen herginge. Dieſes Leben iſt ein durchaus heiteres, ich bin in dieſen Träumen immer auf der Reiſe. In welcher Zeit meines Lebens Gegenden, die mir ſo beſtimmt vorſchweben, als hätte ich ſie wachend kennen gelernt, in meiner Traumwelt zuerſt ſichtbar wurden, kann ich gar nicht beſtimmen; aber die Städte, durch welche ich reiſe, die Gaſthöfe, in welche ich hineintrete, der Wirt, die Wirtin, die Gäſte, die ich ſehe, ſind jederzeit in einem ſpäteren Traume dieſelben, die ich aus einem früheren wieder erkenne. Es iſt mir einigemal geſchehen, daß Gegenden, in welchen ich mich auf meiner Reiſe

einige Zeit aufhielt, mir plötzlich entgegentraten, als wären ſie mir früher ſchon bekannt geweſen, obgleich ich mir bewußt war, noch nie dageweſen zu ſein; dann wurde es mir klar, daß ſie meiner Traumwelt zugehörten, und ich vermochte nicht, eine Furcht zu unterdrücken, als würde mir hier etwas Unerwartetes, ja wohl Gefährliches begegnen. In der Tat traten mir ſolche Gegenden aus meiner Traumwelt einigemal in verhängnisvollen Momenten meines Lebens in die Wirklichkeit. Ich erwähne dieſe pſychiſche Eigentümlichkeit (wenn ſie wirklich eine ſolche genannt werden kann; wenn ſie nicht mehreren Menſchen zukommen ſollte, ohne daß man auf ſie achtet) hier nur deswegen, weil der gemeinſchaftliche Morgen der erträumten Reiſetage jederzeit der auf der Friedrichsberger Höhe von mir erlebte iſt. Auch bleibt im Traume der Tag ſonnenhell, wolken- und dunſtlos, wie jener Morgen war. Es können viele Jahre vergehen, ohne daß ich in dieſe zuſammenhängende Traumwelt verſetzt werde, aber immer, wenn es geſchieht, hat die verfloſſene Zeit gar keine Bedeutung. Es iſt mir vielmehr, als wäre es der nämliche Tag desſelben zauberhaften Morgens, als fließe, was mir als Vergangenheit aus früheren Träumen erſchien, mit dem jetzt eben erträumten unzertrennbar zuſammen. Auch ſcheint mir dabei merkwürdig, daß — obgleich nach dem Erwachen eine Ahnung von etwas unermeßlich Tiefem übrig bleibt, obgleich es eben in dieſen Träumen nicht ſelten geſchieht, daß durch irgend jemand Anſichten, die ich lange Zeit mit mir herumgetragen habe, die mir völlig befeſtigt erſcheinen, auf eine ſchneidende Weiſe widerlegt werden — dennoch alles, was mit Beſtimmtheit aus dem Traume in das Wachen, wenn auch heiter und mit einer fröhlichen Erinnerung übergeht, etwas ſehr Gewöhnliches, ja Geringes zu ſein ſcheint; die Menſchen, auf die ich mich wachend beſinne, die mir gehend, fahrend, reitend auf der Landſtraße

begegnen, die ich in den Gasthöfen treffe, kenne ich wieder, aber es sind nur Handwerker, Bauern, reisende Kaufleute, Wirte und dergleichen. Die bedeutenderen Personen scheinen selbst durch den Traum geheimnisvoll, geisterhaft durchzuschreiten. Es ist mir, indem ich mein Leben überdenke, merkwürdig, daß die mythische Zeit meiner Jugend mit einem Morgen abschließt, als finge ein neuer geheimnisvoller Tag an, der sich fortdauernd hinter dem wirklich Erlebten, Verworrenen verberge, mit einem Morgen, der, ist er wahrhaft erlebt, sich in die Traumwelt hineinzog, wäre er aber nur in der Tat ein erträumter, sich mir mit aller Gewalt der Wirklichkeit aufdrängt. Die Aussicht von der Friedrichsberger Höhe habe ich oft, besonders des Abends, genossen, und sie ist mir nicht selten höchst reizend erschienen; aber als der anmutige und beruhigende Schluß eines wirklich erlebten Tages. Irgend etwas Phantastisches vermag ich mit der Erinnerung an eine solche Aussicht in der Abenderleuchtung durchaus nicht zu verknüpfen. . . . .

Man wird es nicht unangemessen finden, wenn ich die Geschichte meiner einsamen frühen Jugend mit der Darstellung meiner Traumwelt abschließe. Sie begleitet uns ja eigentlich als ein Traum, ist es doch, als wenn aus dieser früheſten Zeit noch immer die tiefſten Freuden entsprängen; ja, in meinem höheren Alter noch, wenn irgend eine Gegend, eine Straße, ein Garten, die heiteren Räume einer Bücher- oder Naturaliensammlung mich freudig bewegen, wenn ich dem Grunde dieser Freude nachzugehen suche, so ist es jederzeit, weil diese Gegenwart eine jugendliche Vergangenheit mit sich führt, aus welcher sie sich, wie aus ihrer eigensten Quelle, entwickelt zu haben scheint. Selbst mehrere Menschen scheinen, wenn ich sie zum erstenmal kennen lerne, diesen Zauber der Jugenderinnerung an sich zu tragen. Zwar reicht diese reiche Zeit, durch welche mein ganzes übriges Leben

wie geſchwängert iſt, weiter als die hier abgeſchloſſene Epoche meines Lebens; aber ich glaubte ſie hier erwähnen zu müſſen, um eine Seite meines Lebens für immer abgetan zu haben, die in der Entwickelung deſſen, was ich ſpäter erlebte, kaum berührt werden wird, höchſtens hier und da leiſe angedeutet. Aus dieſer Zeit allein werde ich von jenen ſeltſamen Genien der Erinnerung umflattert, die ſich in beſtimmte Melodien einfacher Lieder, ja in beſtimmte Gerüche kleiden und dann mit aller Gewalt der Gegenwart mich in eine reiche Vergangenheit verſetzen. Ich bin auf dieſe Weiſe im Beſitz von Liedern, die mich, wie das berühmte Wünſchhütlein, in beſtimmte Gegenden verſetzen, nach Kopenhagen, nach Bergen in Norwegen, nach Hamburg, nach Kiel. Eine Stelle aus Oſſian, in der Überſetzung von Rhode folgendermaßen lautend: „Wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache" — hatte ſich in mein Gedächtnis unendlich tief eingegraben, als ich mich in Bergen aufhielt. Ich war genötigt, ſie in einer trüben, wie unwillkürlich mir aufgedrungenen Weiſe für mich ſingend zu wiederholen. Nicht äußerlich — ich ſinge nie — aber innerlich deſto mächtiger tönte die trübe Weiſe in den heulenden Sturm hinein, auf einer ſehr gefährlichen Schiffahrt. Oft war es mir, als ob der Sturm ſelber mit ſeiner klagenden Stimme mir dieſe Worte zurief. Noch immer, wenn ich auf einſamen Spaziergängen innerlich dieſe Worte nach meiner Weiſe abſinge, bin ich auf das Verdeck des Schiffes verſetzt, dieſes wird hin und her geworfen von den ſchäumenden Wogen, ich ſchreite mit ungleichen Schritten auf dem Verdeck auf und nieder, die Mannſchaft des Schiffes umgibt mich, der mir beſonders befreundete ältliche Steuermann nähert ſich, und das Gefühl meiner damaligen, in aller Rückſicht bedenklichen Lage ergreift mich mit täuſchender Wirklichkeit.

Aus dieſem geheimnisvollen Winkel meines Daſeins entſtand auch ein eigentümliches Bemühen, fremde Gegenden, die ich nur durch Reiſebeſchreibungen kenne, in der Phantaſie feſtzuhalten. Ich ſuche ſoviele Reiſen nach derſelben Gegend, wie ich vermag, zuſammenzutreiben. Wenn ich nun den Geſamteindruck dieſer verſchiedenen Nachrichten mir vergegenwärtigen will, ſo iſt es mir vor allem wichtig, in der Gegend ſelbſt (in Rio Janeiro, in der Kapſtadt, in Kalkutta, Batavia uſw.) mich niederzulaſſen. Gewöhnlich wirkt dieſer Geſamteindruck am ſtärkſten, wenn ich vom Leſen und Vergleichen der Schriftſteller ermüdet, mich zum Schlafen hinlege. Dann tritt ein graues Männchen auf mich zu, überreicht mir das Wünſchhütlein und ich lebe nun in irgend einer der genannten Städte. Ich gehe in den Straßen, in der Umgegend umher, ich mache von da aus weitere und immer weitere Reiſen. Nun treten, und zwar unvermeidlich, Lücken hervor, die mich halbſchlummernd im höchſten Grade beunruhigen. Das ganze Bild geht in den Traum über, die Unruhe löſt ſich dann von ſelbſt auf, denn der Traum ergänzt, was die Reiſebeſchreibungen lückenhaft ließen; mir aber bleibt die Aufgabe, dieſe Lücken wachend auszufüllen, und ſo iſt mir dieſe halbträumeriſche Intenſität der Anſchauung fremder Gegenden oft für das ſtrengere Studium nützlich geweſen.

Indem es meine Abſicht war, nicht mehr das, was ich innerlich erlebte, ſondern was ich äußerlich mit allen teilte, darzuſtellen, mußte es geſchehen, daß ich gezwungen wurde, eben das Allerinnerſte und Verborgenſte hervorzuheben, dasjenige, was ſich nur andeuten läßt, weil es entflieht, wenn man es genau erfaſſen will, und es erſcheint mir immer merkwürdig, daß dieſe Traumwelt ſich angeſchloſſen hat an die beiden Punkte, von welchen aus ich eben die lebendigſte Macht der äußeren Welt, die mich umgab, zu überſchauen ſuchte.

Auch dieſes ſcheint mir nicht weniger bemerkenswert: daß die traumartige lebendige Erinnerung, die ſich an Gerüche, vorzüglich an einzelne Melodien knüpft und bei der geringſten, kaum zu erkennenden Ähnlichkeit, mich mit großer Gewalt in vergangene Zuſtände verſetzt, ſehr beſtimmt abſchneidet mit meiner erſten abenteuerlichen Ankunft in Deutſchland. Von da an ſchreitet die Erinnerung mehr regelmäßig, alle Momente des Daſeins umfaſſend, rückwärts.

Franzöſiſche Revolution

Kopenhagen 1789/1790

Noch einen wichtigen Moment meines Lebens muß ich berühren, es war der, welcher die neuere Geſchichte in allen ihren Richtungen umſchuf, ganz Europa, man kann ſagen allmählich das ganze Menſchengeſchlecht mehr oder weniger ergriff, es war die Revolution.

Ich war ſechzehn Jahre alt. Mein Vater kam begeiſtert nach Hauſe, er rief ſeine Söhne zu ſich, wir ſahen ihm die innere Bewegung an und erwarteten geſpannt, was er uns berichten würde. „Kinder," ſagte er, „ihr ſeid zu beneiden, welch eine ſchöne glückliche Zeit liegt vor euch! wenn es euch nicht gelingt, euch eine freie unabhängige Stellung zu erringen, ſo liegt die Schuld an euch. Alle einengenden Verhältniſſe des Standes, der Armut werden verſchwinden, der Geringſte wird mit dem bisher Mächtigſten den gleichen Kampf, mit gleichen Waffen, auf dem gleichen Boden beginnen. Daß ich jung wäre, wie ihr! aber meine Kräfte ſind gelähmt, mich haben allenthalben unſinnige Schranken gehemmt, die für euch nicht ſein werden. Elende, ſtumpfſinnige Knaben werde ich euch ſchelten, wenn die mächtige Begeiſterung der Zeit euch nicht zu ergreifen vermag." Die Rührung, indem er ſo ſprach, ergriff ihn mächtig, heftig weinend

brauchte er einige Zeit, ſich zu faſſen. Wir in unſerer geſelligen Einſamkeit hatten nichts erfahren von den Bewegungen, die in Paris eine nahe Kriſe vorbereiteten. Wir ſtaunten den Vater an und erwarteten in der größten Spannung, was er uns berichten würde; und nun erzählte er uns mit beflügelten Worten, aus welchen die innere Erſchütterung ſprach, die ernſten Szenen im Palais royal, die ungeheuere Begeiſterung, die das Volk ergriffen hatte, wie ſie gegen alle Schranken der beſtehenden Gewalt anſtürmte, daß ſie bald zuſammenſtürzen würden, endlich die Erſtürmung der Baſtille und die Befreiung langjähriger Opfer der Deſpotie.

Es war eine wunderbare Zeit, es war nicht bloß eine franzöſiſche, es war eine europäiſche Revolution, ſie war da, ſie faßte Wurzel in Millionen Gemütern, klar ſehende Große erkannten die allgemeine Gewalt, ja verehrten ſie; ein Strafgericht war über die vermodernde Zeit ergangen, ein Sieg über verkümmerte nichtige Verhältniſſe war entſchieden errungen. Die Revolution war in allen freien Gemütern von Europa ſchon da, auch wo ſie nicht ausbrach. Der erſte Moment der Begeiſterung in der Geſchichte, ſelbſt wenn er unheilſchwanger eine furchtbare Zukunft entwickelt, hat etwas Reines, ja Heiliges, was nie vergeſſen werden darf.

Mich ergriff eine grenzenloſe Hoffnung, meine ganze Zukunft, ſo ſchien es mir, war in einen andern, friſchen, neuen Boden gepflanzt. Kurz darauf brachte uns der Vater die Schrift eines Liefländers Schulz über die erſten Tage der Revolution, die er erlebt hatte. Das weltgeſchichtliche Ereignis in ſeiner ganzen großen Bedeutung hatte auch ihn ergriffen; die lebhafteſte Begeiſterung ging wie ein flammendes Schwert durch die ganze Schrift; von dem Augenblicke an, wo Camille Desmoulins im Palais royal auf den Tiſch ſprang und dem heftig bewegten

Volke verkündete, daß Necker, den ſie damals ihren Vater nannten, ſie verließe, bis zur Befreiung der Gefangenen aus der Baſtille, habe ich die erſchütternden Szenen, die in dieſer kurzen Zeitepoche ſich drängten, mit erlebt. Die größten, mächtigſten Entſchlüſſe durchdrangen, hoben, entflammten mich; unbeſtimmt zwar ſchwebten ſie mir vor, aber, ich darf es ſagen, ſie waren rein. Von dieſer Zeit an las ich täglich die Zeitungen; alle Stadien der Revolution habe ich, obgleich in der Ferne, mit durchlebt. Mein ganzes Daſein hatte von nun an eine neue Richtung erhalten, welche die frühere nicht ausſchloß, ihr vielmehr eine höhere Bedeutung zu erteilen ſchien. Aber der ſtille Grund des religiöſen Glaubens trat immer mehr zurück. Wie die in Kopenhagen herrſchende Stimmung meine Teilnahme an der Revolution ſteigern mußte, wird die Folge zeigen.

So trat ich, ein innerlich bewegtes, ja begeiſtertes Kind der Zeit, aus der ſtillen Einſamkeit meiner erſten Jugend heraus.

Kopenhagener literariſches Treiben

Um 1790

Ich hatte eigentlich aufgehört, im ſtrengſten Sinne Student zu ſein; ich hatte kein ſogenanntes Brotfach. Zwar gab ich mir, um meine Verwandten zufrieden zu ſtellen, das Anſehen, als wollte ich Medizin ſtudieren. Ich beſuchte, was ja auch recht eigentlich zu meiner Abſicht gehörte, die anatomiſchen Vorleſungen, ja ſogar einige praktiſche Vorträge und wohnte ein paarmal chirurgiſchen Operationen bei. Aber im ganzen betrachtete ich mich als einen Privatgelehrten. Zwar wollte ich mich einer Prüfung unterwerfen, dieſe aber hatte mit der Univerſität nichts zu tun. Die Privatgeſellſchaft zur Beförderung des Studiums der Naturgeſchichte hatte die Abſicht, jungen Naturforſchern, nachdem ſie vorher nach der in Dänemark herrſchenden Sitte öffentlich geprüft

waren, Stipendien für naturgeſchichtliche Reiſen im In- und Auslande zu erteilen. Indem ich mich nun für dieſe Prüfung vorbereitete, folgte ich ganz meiner Neigung, und meine Studien waren nur durch dieſe beſtimmt.

Die Darſtellung des damaligen literariſchen Treibens in Kopenhagen wird, glaube ich, am zweckmäßigſten eingeleitet, indem ich zuerſt von dem Leben der jüngeren Literaten, ihrem Verhältnis zu den älteren und unter ſich ſpreche. Ein jeder hatte zwar ſein beſonderes Studium, wie es äußere Verhältniſſe oder innere Neigung veranlaßt hatten. Hier aber iſt die Rede von dem, wodurch ſie alle untereinander verbunden waren, und dieſes war, wie allenthalben, Politik, Poeſie und Theater (von Philoſophie war nur in einem ſehr engen Kreiſe die Rede). Mit der Darſtellung des politiſchen Treibens werde ich ſchließen.

In Dänemark erfreuten ſich Poeſie und Theater einer großen Teilnahme. In beiden Richtungen ergreift ſich der Däne in ſeiner Eigentümlichkeit und fühlt es. Die innige Verbindung der ganzen däniſchen Literatur mit dem Leben in der Hauptſtadt erzeugt einen ſchnellen Beifall, ein eben ſo ſchnelles Mißfallen, plötzliche und entſcheidende Zuſtimmungen oder Oppoſitionen. Nicht bloß größere Werke, auch kleinere Gedichte, ja ein Witz, eine geiſtreiche Äußerung kann die ganze literariſche Welt in Bewegung ſetzen, und ſelbſt, wenn dieſe lebhafte Bewegung verſchwunden iſt, haften ſolche Gedichte, ſolche Äußerungen in der dankbaren Erinnerung und bilden, den Sprichwörtern ähnlich, gnomiſche Maſſen, die als bleibende Elemente der Bildung anzuſehen ſind. Obgleich jetzt faſt ein halbes Jahrhundert ſeit der Zeit, die ich durchlebte, verſchwunden iſt, ſo bin ich doch überzeugt, daß ich eine Menge feſt gewordener Erinnerungen echt nationeller Art nicht allein mit den wenigen Gleichzeitigen, die

noch leben, ſondern auch mit der jüngeren Generation teile. Haben doch noch in der neueſten Zeit einige glücklich gereimte Zeilen in einem Trauergedicht auf den verſtorbenen König eine ſo allgemeine Bewegung im ganzen Lande hervorgerufen, wie ſie in andern Ländern kaum ſtattfinden würde. Sie erinnern faſt an jene alte nordiſche Sage von dem Skiald, der durch einige Zeilen zum Lobe des allgemein geliebten mythiſchen Dänenkönigs Frode ſelbſt König und ſein Nachfolger ward.

Eine ſolche mächtige Geſtalt, die aus der nicht fernen Vergangenheit uns entgegentrat, eine in allen Richtungen echt nationale, war Holberg. Er hatte, während er lebte, nicht bloß einen nationalen, ſondern auch einen europäiſchen Ruf; aber die Ausländer können ſich von ſeinem volkstümlichen Einfluſſe kaum einen Begriff machen. Nur ſeine Schauſpiele haben, wenigſtens in Deutſchland, ſich in der Erinnerung erhalten, und auch dieſe wären wahrſcheinlich ganz vergeſſen, wenn Tieck nicht das Intereſſe für ſie erweckt, wenn Oehlenſchlägers Überſetzung ſie nicht zugänglicher gemacht hätte. Zwar iſt es nicht zu leugnen, daß ſeine dramatiſchen Werke in Dänemark vorzüglich den größten Einfluß gehabt haben. In unſerem Kreiſe waren dieſe uns ſo genau bekannt, daß es Sitte war, bei vielen Gelegenheiten Stellen aus Holbergs Schauſpielen zu zitieren, wie in England Shakeſpeare oder in Deutſchland in gewiſſen Kreiſen Goethe zitiert wird. Wir konnten zuweilen Geſpräche halten, in welchen Rede und Antwort eine Art Moſaik aus den Holbergſchen Stücken ausmachten. Doch waren es keineswegs die Schauſpiele allein, die ſo tätig in unſer Leben hineintraten. Holberg hatte auf eine eigentümliche Weiſe das ganze Leben ſeiner Zeit ergriffen. Freiere Momente des Denkens, die ſich zu entwickeln anfingen, aber kaum laut zu werden wagten, wurden von ihm mit großer Kühnheit ausgeſprochen, und die einzige Vorſicht, die er an-

wandte, lag in ſeiner reichen und unerſchöpflichen Laune. Das Ernſthafteſte ward phantaſtiſch ſcherzhaft dargeſtellt und oft verbarg er hinter echt komiſchen Auftritten, die ganz unſchuldig und unbefangen erſchienen, die bitterſte Wahrheit. Oft bleibt es ungewiß, ob, was er ſagt, Ironie ſei oder Ernſt; dieſes gilt beſonders von der ſatiriſchen Schrift: „Niels Kliims unterirdiſche Reiſe". Sie ward lateiniſch geſchrieben; er wagte nicht, ſie in der Mutterſprache herauszugeben, auch beſtimmte er ſie mehr für das ganze kultivierte Europa, als für ſein Vaterland, denn ſie behandelte keck und frei allgemeine bürgerliche Verhältniſſe und drückende Mißbräuche. Zu den Äußerungen, die es zweifelhaft laſſen, ob ſie ironiſch oder ernſthaft gemeint ſind, gehört auch die über die Emanzipation der Frauen. Dieſe iſt nun nicht etwa, wie in unſeren Tagen, in eine Aufhebung der Heiligkeit der Ehe geſetzt, wohl aber glaubt er, daß die Frauen ebenſo fähig und nicht ſelten fähiger ſind, bürgerliche Ämter zu bekleiden wie die Männer. Über dieſes Thema war Holberg unerſchöpflich. Zwar ward es in Niels Kliims Reiſe am ausführlichſten behandelt, denn er verſetzte uns in einen Staat, in welchem die Frauen die wichtigſten Ämter bekleiden. Aber in allen ſeinen dichteriſch ſatiriſchen Werken wiederholt er es. Er, der, obgleich er im hohen Alter als Junggeſell ſtarb, den Umgang mit Frauen liebte, mochte wohl gefunden haben, daß dieſe alle Verhältniſſe der Welt wie einfacher, ſo auch richtiger auffaßten, beurteilten und behandelten. Und der Gegenſatz zwiſchen den in erſtarrten, zur geiſtloſen Gewohnheit gewordenen Formen der Amtstätigkeit wie in der Gelehrſamkeit verknöcherten Beamten und Pedanten und den damals unbefangeneren Frauen war gewiß dem geiſtreichen Manne zu der Zeit auffallend genug; kaum würde er in unſeren Tagen dasſelbe Urteil fällen, wenn ein ungünſtiges Schickſal ihn in die Mitte unſerer äſthetiſch philoſophiſch, ja

ſelbſt politiſch und nicht ſelten religiös doktrinären Frauen verſetzte.

Aber eben die allgemeinere, über die Nationalität heraus gehende Tendenz der unterirdiſchen Reiſe machte ſie uns weniger intereſſant. Das ſatiriſche Gedicht dahingegen, „Peder Paars", welches eine mit allerlei Abenteuern verknüpfte Reiſe von Kallumsborg nach Aarhuus beſingt, behandelte mit unerſchöpflicher Laune durchaus nationale Verhältniſſe, meiſt der niederen Klaſſe; und obgleich der immer wiederholte Kampf gegen den damals herrſchenden Aberglauben, den er höchſt gründlich ſtudiert hatte und bis in das kleinſte Detail kannte und dadurch verewigte, einen großen Teil ſeines Intereſſe verloren hatte, ſo behielt doch dieſe Schrift für uns einen fortdauernden Reiz, und viele Stellen derſelben wurden (mit Glück und Geiſt in das Geſpräch verflochten) mit großem Beifall aufgenommen. In der Tat war dieſe Gewohnheit, bei allen Gelegenheiten die Äußerungen eines fremden Schriftſtellers paſſend und kräftig in das Geſpräch zu verflechten, eine Ubung des Scharfſinns, die nicht zu tadeln geweſen wäre, wenn nicht die, obſchon geiſtreiche, Beſchränktheit Holbergs bei vielen eine große Einſeitigkeit hervorgerufen hätte. Nicht durch den Einfluß von Holberg allein, auch durch die Art des Lebens überhaupt, durch eine Menge bald bedeutender bald unbedeutender Begebenheiten, durch literariſche Streitigkeiten und durch die Art, wie ſie geführt wurden und dergleichen, bildete ſich zuletzt eine Manier der Sprache, die, aus Reminiszenzen und Streitigkeiten mancherlei Art zuſammengeſetzt, einem jeden Fremden unzugänglich war. Mich ergötzte zwar dieſes Spiel oft, im ganzen aber war es mir doch zuwider. Es lenkte ſchon damals meine Aufmerkſamkeit auf die Neigung der Menſchen, ſelbſt in den engſten Familienverbindungen ſich in ſich abzuſchließen und, wie unter ſich zu heiraten, ſo auch eine eigene Sprache zu führen. Es gibt nichts,

was, zum Extrem ausgebildet, die Menſchen mehr beſchränkt und eine widerwärtigere Mißbildung erzeugt, als dieſe enge, geringe und manierierte Verkrüppelung. Einmal darauf aufmerkſam gemacht, erkannte ich ſie leicht wieder in den Koterien der ſogenannten Geiſtreichen, ja oft in der herrſchenden und bewunderten Literatur des Tages. Sie iſt aller echt freien Bildung entgegen und führt unvermeidlich zur Barbarei. Sie verunſtaltete die philoſophiſche Geſchichte des Mittelalters, ſie droht in der Philoſophie unſerer Zeit eine ähnliche Barbarei herbeizuführen, und wer nur in die Sprache der Schule eingeſchnürt, die tiefſten Gedanken zu äußern vermag, der iſt ſchon dadurch von aller großartigen lebendigen Entwicklung ausgeſchloſſen.

Mein Widerwille gegen dieſe Verzerrung einſeitiger Verbrüderungen verband ſich mit dem ſchon in meiner Kindheit entſtandenen Haſſe gegen das Baſen- und Vetter-weſen, und indem ich dieſe Neigung des menſchlichen Geſchlechts inmitten der lebendigen Geſchichte verfolgte, indem es mir klar ward, mit welcher großen Gewalt ſie in allen Verhältniſſen, in den größten wie in den kleinſten, monſtröſe Bildungen zu erzeugen vermag, wagte ich es, einen ſo mächtigen, zerſtreuenden Dämon des Geſchlechts bis dahin zu verfolgen, wo er unwiderſtehlich durch die verſunkenen Raſſen Stämme, wie unter den Tieren Gattungen, abſondert, daß ſie in eine immer engere Sprache eingeſchnürt, ſich nicht bloß völlig fremd werden, ſondern auch wechſelſeitig zu vernichten ſtreben. — Dieſe Richtung meiner Freunde, ſo ſehr ich ſie auch verehrte, bewirkte ſchon ein ſtilles, mir ſelbſt kaum bewußtes Widerſtreben. Es ward zwar beſtändig überwunden und zurückgedrängt, ich war ſtolz darauf, in einen Kreis bedeutender junger Männer aufgenommen zu ſein, aber dennoch mochte das Widerſtreben gegenſeitig ſein, und ich glaubte wahrzunehmen, daß der engere und vertrautere Kreis mir unzugänglich bliebe.

Dazu trug nun wohl auch die gärende Unruhe, in welcher ich beſtändig war, die ſprudelnde Beweglichkeit, die dem kühlen und ruhigen Volke ſeltſam erſchien, nicht wenig bei. Mich ſtörte dahingegen die Langſamkeit, die Weichheit, die nicht ſelten ſelbſt der Sprache eine polſterartige Nachgiebigkeit erteilte, an die ich mich nicht gewöhnen konnte, obgleich ich unter ſolchen Tönen erwachſen war. Oft ward ich ungeduldig, wenn lange und langſam über ein einfaches Thema geſprochen wurde, und ich erinnere mich noch, wie ich vor Freude faſt aufſchrie, als ich zum erſtenmal Egmonts berühmten Monolog las. Oft entſtand, wenn ich auf der Straße ging, in mir die Luſt, die Menſchen von hinten anzuſtoßen, damit ſie nur raſcher vorwärts ſchritten.

Man würde ſich zwar irren, wenn man glaubte, daß dieſe ſcheinbar weiche Nachgiebigkeit, die beſonders von den Norwegern den Dänen vorgeworfen wurde, mit einem Mangel an Energie gepaart wäre. Der Däne iſt vielmehr geiſtig in allen Richtungen empfänglich, wie der Deutſche. Die Gegenſtände ſeines Denkens faßt er mit großer Klarheit auf; eine Überzeugung hält er mit entſchiedener Beharrlichkeit feſt, und wenn dieſe in einſeitige Halsſtarrigkeit nicht ſelten ausartet, die dann freilich alle Empfänglichkeit zerſtört, ſo geſchieht es nur da, wo eine beſchränkende Nationalität ihn irre leitet. Ich habe, was mich, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich von einer Umgebung trennte, die mir ſonſt ſo lieb und teuer war und ſo wichtig ward, ſchon hier erwähnt. Es lag in dieſer mir ſelbſt noch tief verborgenen Entfremdung nichts, was meine Freude, meine Zuneigung, meine Liebe ſtörte. Ich gab mich dem geiſtigen Genuſſe, den mir der Tag bot, gern und willig hin, und vertrauungsvoll wie ich war, merkte ich es lange nicht, daß die Heftigkeit und Unbeſonnenheit mancher Äußerungen, die Neigung, die ich nicht überwinden konnte, mich hyperboliſch auszudrücken, beſonders aber eine ge-

wiſſe Zudringlichkeit, mit welcher ich einem jeden meine Überzeugung aufzudringen ſuchte, mich den Freunden beſchwerlich machten.

Dieſes tief in mir ruhende Element der Entfremdung diente aber dazu, eine innere Selbſtändigkeit zu nähren, und mit der unbefangenſten Offenherzigkeit verband ſich ein geheimes Treiben, eine einſame Betrachtungsweiſe, die, als ein Reſt meiner Kindheit, mit dem Heiligſten verbunden, nie verſchwand. Ich glaube, daß dieſe Betrachtung mein Verhältnis zu meiner Umgebung, wie ich ſie ferner darſtellen werde, klarer machen wird, ohne daß ich es beſonders zu erwähnen brauche, indem ich das literariſche Treiben unſeres Kreiſe ferner entwickele.

Theater. Goethes Egmont. Leſſing

So war mir in allen Richtungen die Kunſtwelt völlig fremd geblieben, und ſelbſt die Poeſie trat mir in ſehr engen Schranken entgegen, die ich freilich keineswegs anzuerkennen geneigt war. Schon von Holberg muß man behaupten, daß ſeine Berührung mit der Poeſie ſich eigentlich auf den Haß gegen ſie gründete. Dieſer war wahrhaft poetiſch und konnte es ſein. Er bekämpfte die Ausſchweifungen und das Manierierte der Poeſie mit wahrhaft dichteriſcher Laune: aber der Auffaſſung des Lebens lag doch eine unüberwindlich beſchränkte proſaiſche Anſicht zugrunde; die Liebe ſtellte ſich nüchtern dar, und wo das Poſitive des Lebens hervortrat, äußerte es ſich mit der trockenſten, ja geiſtloſeſten Verſtändlichkeit. Und etwas von dieſer ſpießbürgerlichen Anſicht entdeckte man unter uns ſelbſt da, wo das Bedürfnis nach einer poetiſchen Auffaſſung des Lebens ſich über die Schranken der Alltäglichkeit zu erheben ſuchte. Größere Tragödien wurden nie gegeben. Die Möglichkeit, Nathan den Weiſen auf die Bühne zu bringen, ward als ein faſt phantaſtiſches Ideal

betrachtet, etwa wie die Möglichkeit, Goethes Fauſt zu geben, eine lange Zeit hindurch in Deutſchland. Goethe, Shakeſpeare, ja ſelbſt Schiller waren der Bühne völlig fremd. Alle dramatiſchen Vorſtellungen beſchränkten ſich auf Holbergſche, Kotzebueſche, Iffland'ſche, franzöſiſche und engliſche Stücke. Unter den nationalen machte ein Schauſpiel von Heiberg, „Der Virtuos", vorzüglich Aufſehen. Dieſes Stück behandelte ein Lieblingsthema des Volks und erhielt ſich lange. Die Hauptperſon iſt nämlich ein deutſcher Windbeutel, der durch ſeine Gaskonaden, tolle Projekte und Betrügereien eine Familie in Verwirrung bringt. Ein Däne machte in demſelben Jahre einen Verſuch im höheren Drama. Die Dragödie Dyweke, die Geliebte Chriſtians II., erregte ein großes Aufſehen unter uns, ja einen wahren Enthuſiasmus, welcher dadurch geſteigert wurde, daß eine ſchöne junge Schauſpielerin, die ich ſpäter noch erwähnen werde, die Hauptrolle ſpielte, und noch mehr, als der Verfaſſer (Samſö) bald darauf in ſeinem beſten Alter ſtarb und eine durch ihre Bildung ausgezeichnete Braut hinterließ. Dieſe Tragödie, die tiefere Momente berührte als gewöhnlich, die junge anmutige Schauſpielerin, die mehr als bloße Bewunderung erregte, der plötzliche Tod des Verfaſſers, deſſen Bekanntſchaft ich kurz vorher gemacht hatte, die trauernde Braut, die ich zwar nicht kannte, aber deren Anmut und Geiſtesbildung mir gerühmt wurden, verſetzten mich in eine Stimmung, die einige Zeit fortdauerte und mich in die phantaſtiſch träumende Einſamkeit zurückwarf, die mir in meiner Kindheit ſo vielen und oft ſchmerzhaften Genuß verſchaffte.

Ich trennte mich eine Zeitlang von meinen Freunden und fing an, eine Erzählung zu entwerfen, deren Anfang, Mitte und Ende faſt zugleich ausgearbeitet wurde und die ſo fragmentariſch liegen blieb. Mancherlei wurde auf eine ähnliche Weiſe angefangen, aber nicht zu Ende gebracht; und was niedergeſchrieben

war, blieb mein eigenes Geheimnis; denn ich ſah wohl ein, daß das, was auf ſolche Weiſe aus der Feder floß, ein ganz anderes war als dasjenige, was mir als das Höchſte und Vorzüglichſte von der Umgebung gerühmt wurde. Es war diejenige Welt, in welche mich Goethe hineingezogen hatte. Damals erſchütterte mich neben Fauſt, der immer tiefer, wenngleich noch immer dunkel, mein innerſtes Daſein aufſchloß, beſonders Egmont. Ich erinnere mich, daß ich von dieſem Schauſpiele, welches mir immer als die ſchönſte Blüte von Goethes dichteriſchem Leben erſcheint, tief ergriffen, es wagte, mich gegen den älteſten Mynſter zu äußern. Er wies meine warme Darſtellung kalt und mit der Bemerkung ab, daß Egmont nichts wäre als ein unbeſonnener Fähnrich, deſſen unverſtändige Jugendſtreiche, die ſelbſt durch den Tod nicht verſöhnt werden könnten, mehr Widerwillen als Teilnahme erregen müßten. Ich war in meinem tiefſten Innern verletzt, ich fühlte es, daß ich einer Welt zugehörte, die derjenigen, in welcher ich lebte, fremd war, und von jetzt an blieb dieſe meinen Freunden ein fortdauerndes Geheimnis und mußte es wohl auch bleiben, denn ich war, wenn auch tief bewegt, doch über die Geſtaltung dieſer Welt völlig im unklaren. Die Gefühle, die mich durchdrangen, das höhere und bedeutendere Leben, wie es mir vorſchwebte, konnte keine ſichere Form erlangen. Was mich erfüllte, berührte alle Momente des Lebens und des Denkens, aber es fand keinen Stützpunkt irgend einer Art von außen, und ich ſelbſt war ſo unſicher, was ich dachte oder niederſchrieb, erſchien mir ſo verworren, unklar und quälte mich mehr, als es mir Genuß verſchaffte. Da gab ich mir wohl alle Mühe, das allenthalben Fremde, und wo die leiſeſte Deutung darauf hinzielte, ſtreng Getadelte nicht allein zu verbergen, ſondern auch als einen ängſtigenden Traum zu unterdrücken. Aber das tiefe Myſterium weiblicher Liebe, wenngleich durch die Macht der

Verhältniſſe in ungeſetzlicher Form, wie ſie durch Gretchen in Fauſt und durch Klärchen in Egmont mir vorſchwebte, verfolgte, beunruhigte mich fortdauernd. Die Liebeleien in den Schauſpielen kamen mir von jetzt an ſo nüchtern, der Kummer und die Not der Liebenden ſo armſelig vor, daß ich in der heftigen Einſeitigkeit allen Sinn für dieſes Leben verlor, welches doch, als ein leichtes Spiel mit Sorge und Unglück, in mehreren Schauſpielen durch Anmut und künſtleriſche Behandlung, einen eigentümlichen Wert beſitzt. Wenn ich im Schauſpielhauſe ſaß, wenn ich in der Mitte meiner Freunde lebte, konnte ich mit ganzer Seele an ihren Scherzen, an ihren Kritiken, an ihrem Genuß teilnehmen. Was mich in der Einſamkeit quälte, entwich dann und erblaßte, ich konnte im Stillen meine innere Überſchwenglichkeit als eine Torheit belächeln, ich konnte, wo tiefere Äußerungen ähnlicher Art bei anderen Schriftſtellern laut wurden, mit meinen Freunden ſie bewitzeln, und der Leichtſinn meiner Jugend half mir einen Kampf beſtehen, der einem bedächtigen, ernſteren, weniger beweglichen Gemüte hätte gefährlich werden können.

Und ſo verſetzte ich mich nun wieder in die geiſtige Wirklichkeit, in welcher ich lebte, die mein eigenſtes Leben verhüllte. Seltſam darf ich es wohl nennen, daß mein ganzes Leben ein umgekehrtes war, wenn man es mit dem gewöhnlichen vergleicht. Junge Männer in unſeren Tagen ſpornen ſich an, um, gegen die eigentümliche Welt ankämpfend, ſich in die geiſtige Überſchwenglichkeit hineinzuſtürzen. Ich aber ſuchte die Neigung zur Spekulation — denn dieſe war es doch, die ſich, noch namenlos, zu regen ſuchte — zur Poeſie, wie die religiöſen Erinnerungen zurückzudrängen, um mich durch die Proſa des Lebens zu berauſchen; und in der Tat im ganzen gelang es mir. Voß, Hölty, die Stolberge mit ihren Verbündeten ſchienen doch manches darzubieten, was auf meine Träume hindeutete, und ich ſuchte mich

zu überreden, daß dieſe nur ſo gezügelt und eingezwängt ſich in einer legitimen Poeſie hervorwagen dürften. Beſonders aber ward von den Freunden Matthiſſon bewundert, der mir nun freilich unter allen am entfernteſten ſtand. Die Richtung, in die wir gemeinſchaftlich hineingeraten waren, würde noch geiſtig beſchränkender geweſen ſein, wenn nicht ein mächtiger Geiſt der Geſchichte, der uns durch Gelehrſamkeit, Poeſie, Religion und gewiſſermaßen auch durch Spekulation beherrſchte, von uns geleſen, bewundert und als der geiſtig vornehme, alles in ſich vereinigende Mittelpunkt unſeres Strebens verehrt und hochgehalten wäre. Es war Leſſing. Wenn wir auch ohne Rahbeck dieſen Schriftſteller kennen lernten und von ihm angezogen wurden, ſo trug doch ſein Einfluß viel dazu bei, uns für dieſen reichen Geiſt zu gewinnen; auch mich befriedigte er in einem viel höheren Grade als irgend ein anderer. Goethe freilich verſprach mir größere Schätze, aber ſie waren an unbekanntem Orte tief vergraben. Der Geiſt fehlte, der mir die Stelle anzeigen ſollte, wo der Schatz lag, und wenn ich ihn auch als mir eigentümlich betrachten mußte und das unruhige Suchen nicht aufzugeben vermochte, wenn ich auch die tiefe Höhle, in welcher er verſchloſſen lag, in vorübergehenden Augenblicken zu kennen wähnte, ſo fehlte mir doch die Zauberformel, die ihn aufſchließen und an das Tageslicht bringen konnte. Leſſing dahingegen umfaßte alle Richtungen der Geſchichte und behandelte ſie alle mit ſicherer Kühnheit und mit verſtändiger, durchſichtiger Leichtigkeit. Ich war nie glücklicher, als wenn ich irgend einen Aufſatz von Leſſing durchgeleſen hatte, er mochte behandeln, was er wollte. Es war nicht der Inhalt allein, ja nicht einmal vorzüglich dieſer, der mich anzog, es war mehr noch die klare, in ſich abgeſchloſſene Form der Darſtellung. Ich las alles, was ich von ihm auftreiben konnte, mit wahrem Heißhunger. Die Streitigkeiten

mit Götze, Ernſt und Falk, die Erziehung des Menſchengeſchlechts, ja ſelbſt viele kurze Aufſätze in Miszellen, die ſein Bruder herausgegeben hatte, entzückten mich, wenn ich ſie eben durchgeleſen hatte, wenn ſie mich auch nachher nicht auf eine bleibende Weiſe befriedigten. Die Wolfenbüttelſchen Fragmente hatten keineswegs die Gewalt, meinen in der Kindheit begründeten Glauben zu erſchüttern, ſie wirkten vielmehr umgekehrt, ſie riefen einen entſchiedenen, ja heftigen Widerſtand hervor. Glaubte ich doch ſelbſt bei Leſſing die fortdauernde Verehrung des religiöſen Elementes zu finden; war ihm doch das ſich zudrängende Volk der Aufgeklärten, die ſich ſeine Brüder zu nennen wagten, keineswegs angenehm. Wohl erkannte ich, daß ſeine kleine Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts in ihrer Konſequenz zu einer Anſicht führte, gegen die ich auf jede Weiſe zu opponieren genötigt war; daß auch das Chriſtentum in ſeiner geſchichtlichen Form als bloße Entwickelungsſtufe dem fortſchreitenden Gedanken geopfert werden müßte. Aber die Religion war ihm doch die Offenbarung eines göttlichen Willens, und die Betrachtung vermochte dieſe in ihrer Tiefe niemals zu ergründen. Mußte er doch ſeinen eigenen Verſuch nur als einen halb mißlungenen, ſeine kleine Schrift als eine unvollſtändige betrachten. So blieb mir die Religion noch immer ein heiliges unergründliches Myſterium, obgleich ich das Bedürfnis, mich einer Gemeinde anzuſchließen oder an einem Gottesdienſt, an dem Sakrament teilzunehmen, gar nicht empfand. Ich erkannte den geheiligten und tiefſten Mittelpunkt meines Daſeins an, aber ich duldete ihn nur, denn der Genuß des Tages, Wiſſenſchaft und Leben nahmen mich ganz in Anſpruch. Und dennoch konnten auch dieſe mich nicht befriedigen und wieſen unabläſſig nach einem Höheren hin, welches die Gedankenwelt, in der ich lebte, mehr zu verbergen als zu enthüllen ſchien.

Kopenhagen 1792

Wenn wir die populäre Schriftſtellerei unſerer Tage betrachten, ſo ſehen wir zwar, wie ſie ſich in allen Richtungen regt, aber dennoch iſt diejenige, durch welche man auf die mannigfaltigſte Weiſe die Kenntniſſe des Volkes zu berichtigen, zu vermehren, zu erweitern ſucht, bei weitem die überwiegende. Die beſonderen Schriften nicht allein, auch die Tageblätter ſuchen geſchichtliche wie naturwiſſenſchaftliche und vor allen techniſche Kenntniſſe durch einen populären Vortrag dem Volke zugänglicher zu machen. Dieſe ganze ſchriftſtelleriſche Tendenz rührt von dem Volke her, welches unter allen europäiſchen Völkern ſich durch den praktiſchen Sinn am meiſten auszeichnete. Die größten und ausgezeichnetſten Schriftſteller, die berühmteſten Naturforſcher in England ſind als populäre Schriftſteller in ihrem Fache hervorgetreten, ja die Naturwiſſenſchaft in ihrer ganzen Breite, alle Entdeckungen derſelben treten aus der Schule heraus, um dem Volke zugänglich zu werden. Von dieſem Lande aus hat ſich die wiſſenſchaftliche Popularität nach Frankreich und beſonders nach Deutſchland verbreitet. In dem letzten Lande iſt aber die geſchichtliche Seite der Popularität als eine urſprüngliche zu betrachten. Allerdings hat Deutſchland nicht allein ausgezeichnete Naturforſcher in allen Zweigen dieſer Wiſſenſchaft, ſondern auch unter den ausgebildeten Technikern zeigen ſich entſchiedene Talente. Aber dennoch kommen uns die größten Entdeckungen, ſowohl in den Naturwiſſenſchaften überhaupt, wie in der Technik, vom Auslande zu. In England wie in Frankreich wird dieſe Richtung großartiger betrieben; ſie nimmt eine wahrhaft nationale Bedeutung an; es wird aber lange dauern, ehe das deutſche Volk, ja ſelbſt die deutſche gelehrte Jugend im allgemeinen, einen Sinn für die Naturwiſſenſchaft erhält. Der Deutſche hat eine über-

wiegende Neigung zur Abſtraktion; er horcht auf, er vernimmt, aber er vermag nur wenig wahrzunehmen. Er ſieht über das Gegebene weg und räſoniert darüber, er denkt, faſt ohne zu leben. Der Schulſtreit zwiſchen Humaniſten und Realiſten beweiſt dieſes auf eine auffallende Weiſe. Die erſtern haben recht, denn die letztern wiſſen ſelten, was ſie wollen. Ein tüchtiges Leben macht ſich ſelber Platz, und wo es herrſcht, muß alles Räſonieren ſchweigen. Man braucht nur unſere Univerſitäten zu kennen, um zu erfahren, wie vereinzelt die Naturwiſſenſchaft als Bildungsmoment in Deutſchland noch daſteht. Während dieſe das ganze Leben umzugeſtalten verſpricht, während die überraſchendſten Entdeckungen mit großer Schnelligkeit ſich folgen, bleibt der deutſche Gelehrte in dieſer Wiſſenſchaft auf eine bedauernswerte Weiſe unkundig; und doch erwartet ſie gerade ihre tiefere geiſtige Ausbildung in Deutſchland. Die abſtrahierende Philoſophie iſt ein ſolcher Verſuch im Großen über die Natur weg, ja über das ganze Daſein und das Leben weg zu denken und zu reden. Die populären naturwiſſenſchaftlichen Werke der Engländer werden überſetzt und müſſen wohl auch gekauft werden; ich habe aber noch nicht erfahren, daß ſie von denen geleſen würden, für welche ſie beſtimmt ſind.

Man ſucht auf eine andere Weiſe, was mit ganzen Schriften kaum gelingen wird, ſich Eingang zu verſchaffen, man zerſtückelt die Wiſſenſchaft bis ins Unendliche und teilt die kleinen Brocken auf homöopathiſche Weiſe dem Volke in Pfennigmagazinen mit; aber auch hier ſucht das Volk die hiſtoriſchen Anekdoten wie die Roſinen aus dem Brei hervor und läßt dieſen ungenoſſen liegen. Die Geſchichte wird aber den Deutſchen nicht bloß in populären Schriften, ſondern auch in Romanen und Dramen mit tragiſcher und ſentimentaler Sauce zubereitet und dargereicht, und Gott weiß, in welcher Geſtalt ſie das Volk durchdringen wird, wenn

die immer gewaltiger ſich aufhäufenden Dokumente auf der einen Seite, die äſthetiſche Verzerrung auf der andern und das vermittelnde Räſonieren, welches ſich zwiſchen beiden ausbildet und von beiden ausgeht, wenn das politiſche Geſchrei, welches dazwiſchen tönt und alles untereinander verwirrt, wie bis jetzt in ſteigender Progreſſion zunehmen ſollten.

So viel aber iſt entſchieden, es verbirgt ſich, wenn auch noch ſo chaotiſch, eine intelligente Tendenz in dieſer Richtung des Tages. Die Neigung, an dieſer teilzunehmen, wenn auch nicht die Kraft, wächſt fortdauernd, und obgleich ein religiöſer Sinn wieder wach wird, und mit dieſem ein ſittlicher, ſo würde man ſich doch ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieſer Sinn ſich mächtig ausbreitet, wie jenes intelligente und verworrene Streben.

Lavater

Kopenhagen 1792

Nun geſchah es, daß Lavater ſeine vornehmen chriſtlichen Freunde in Holſtein beſuchte und von da auf einige Wochen nach Kopenhagen kam. Man kann ſich denken, daß er uns nicht unbekannt war. Wir kannten einige ſeiner Schriften; ſeine Phyſiognomik war von uns mit vielem Intereſſe durchgeblättert, ſein Verſuch, Moſes Mendelsſohn zu bekehren, hatte unſere Teilnahme erregt, und die Leidenſchaft, mit welcher er von einigen angebetet, von andern bekämpft wurde, war uns nicht unbekannt. Das war nun die erſte bedeutende Notabilität, die aus dem geiſtig bewegten Deutſchland in unſere Mitte trat, und wir erwarteten ſeine Ankunft mit großer Spannung. In der reformierten Kirche predigte er, und ich ſah und hörte ihn. Seine Geſtalt, wie ſie mir vorſchwebt, war höchſt intereſſant. Der lange ſchlanke Mann ging etwas gebückt einher, ſeine Phyſiognomie war höchſt geiſtvoll, die ſcharfen Züge zeugten von einer heftig

durchlebten Vergangenheit und von inneren Kämpfen, ſeine Augen überraſchten durch Feuer, Glanz und Klarheit. Wie ich mich erinnere, erſchien er mir älter, als er damals ſein konnte; er war, wie ich beim Nachſchlagen finde, zweiundfünfzig Jahre.

Die nicht große reformierte Kirche war gedrängt voll, in der Verſammlung herrſchte eine feierliche Stille. Wir erwarteten zwar eine harte Ausſprache. Unter den deutſchen Ärzten hatten einige den Schweizer-Dialekt nachzuahmen geſucht; der Kontraſt gegen die herrſchende Ausſprache war um ſo auffallender, da das Däniſche in Kopenhagen noch verweichlicht erſchien; als daher die ſcharfe an dem Gaumen klebende Stimme, die hohlen, ſchneidenden Töne des berühmten Mannes ſich vernehmen ließen, machten ſie einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich das Gebet faſt überhörte. Ich mußte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeine Rede horchen, wenn ich ſie verſtehen wollte. Nun war es aber höchſt merkwürdig, wie dieſe Rede mich gewann und ergriff. Es ſprach ſich nicht allein die Zuverſicht des Glaubens, ſondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in ſeiner Rede aus. Es war mir, als hörte ich zum erſtenmal eine Stimme, nach der ich mich lange geſehnt hatte. Seine Predigt handelte vom Gebet. Jenes innere, tief verborgene und doch mächtige Leben meiner Kindheit, wie ich es in der ſtillen Kammer meiner Mutter kennen gelernt hatte, wie es tief das belebende Innere ergriff, nach außen aber nur leiſe flüſternd ſich vernehmen ließ, ſchien plötzlich wach geworden zu ſein, ſchien mich, den Schlummernden, aus dem langen Schlafe mit Donnerſtimme aufzurütteln. Er ſchilderte mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da ſich zu geſtalten vermag, wo man ein innerlich ſelbſt Erlebtes ausſpricht, jene äußeren und inneren Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch das Gebet zu erringen ſei. Die Sprache, die mir anfangs ſo zurückſtoßend erſchien, klang mir zuletzt immer

ſchöner, heller, ja anmutiger, ſie ſchien mir mit dem belebenden Inhalt ſo innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich. Wenn er einen Zuſtand innerer Hoffnungsloſigkeit geſchildert hatte, hielt er einigemal inne und rief dann mit lauter Stimme: — Betet! — das e wurde faſt wie ein Diphthong ausgeſprochen, die harte Ausprache verdoppelte das t und dennoch hatte, gerade ſo ausgeſprochen, dieſes Wort eine ungeheure Gewalt. Es rief laut, ja zerſchmetternd in mein Innerſtes hinein, und ich habe es in meinem ganzen Leben nicht wiederholen können, ohne wenigſtens etwas von dem tiefen Eindruck zu empfinden, der mich damals erſchütterte.

Das eigentliche Gebet konnte ich freilich in dem Zuſtande, in welchem ich damals lebte, nicht wiederfinden, die Erſchütterung, die mich ergriffen hatte, je heftiger ſie war, verſchwand deſto ſchneller; aber ein Stachel war in meine Seele geworfen, der niemals ganz abgeſtumpft wurde.

Abreiſe von Kopenhagen

1794

Wer den Gang meiner Bildung mit einiger Aufmerkſamkeit und Teilnahme verfolgt hat, dem wird es nicht verborgen geblieben ſein, daß ich mich innerlich nach Deutſchland hingezogen fühlte; daß aber das Fahrzeug, welches nach dem hohen Norden hinſteuerte, beſtimmt war, mich nach einer vorübergehenden Heimkehr von meiner ganzen Umgebung loszureißen, mich an ein fremdes Land, an ein fremdes, mir zwar geiſtig wie durch Herkunft verwandtes Volk, auf immer zu feſſeln, daß dieſes Schiff beſtimmt war, was mir ſelber wie meinen Freunden ein verborgenes Geheimnis blieb, hervorzuheben und mir klar zu machen, konnte ich freilich nicht ahnen, als ich tief bewegt die Schiffsleiter beſtieg.

Bildung der Frauen

Niebuhr macht in einem ſeiner Briefe eine Bemerkung, die mich überraſcht hat. Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, ſchreibt er, ſcheinen eine höhere Bildung erhalten, einen zarteren Sinn ausgebildet zu haben als die Männer. Es ſcheint ihm ein noch unaufgelöſtes Rätſel und der Mühe wert zu ſein, der Quelle dieſer Bildung nachzuſpüren; er erinnert an Klopſtocks Meta und ſo viele andere Frauen, die in einer doch im ganzen rohen Umgebung jenen zarten Sinn entwickelt hätten. Der nächſte Grund dieſer Erſcheinung ſcheint mir doch nahe genug zu liegen. In einer ruhigen Zeit, der alle heftige Aufregung fremd war, in welcher, wo einiger Wohlſtand herrſchte, die ſtille Ordnung des häuslichen Lebens in wohlhabenden Familien ſich immer auf die nämliche Weiſe wiederholte, verfloß das Leben der Frauen in großer Einförmigkeit. Es war die Zeit, in welcher die engliſchen Romane in Überſetzungen Deutſchland, aber auch Dänemark überſchwemmten. Ich ſelbſt hatte in dem ſtillen Familienkreiſe meiner Eltern den Einfluß erlebt, den dieſe Schriften ausübten; auf die Männer konnte er nur vorübergehend ſein, wenn er überhaupt ſtattfand; auf die Frauen mußte er eine ungleich größere Gewalt ausüben. Die Eltern waren weniger auf die Schädlichkeit der Romane aufmerkſam, und ſie ſchienen wohl auch weniger ſchädlich. Die Mädchen, wenn die Jahre herannahten, in welchen ſie von unbeſtimmten Gefühlen und Ahnungen bewegt werden, in welchen ſie leider erwarten müſſen, ob endlich ein männliches Herz für ſie ſchlagen wird, verſenkten ſich in Träume, die ihre verborgenen Hoffnungen nährten und ausbildeten: daher die leidenſchaftlichen Neigungen der Frauen gegen eine jede dichteriſche Natur. Einzelne Äußerungen und die Gewalt, welche die großartige Umgebung auf mich ausübten,

ließen das Mädchen wohl ahnen, daß ich mehr in Träumen als in der Wirklichkeit lebte, daß ich sehr verschieden war von den übrigen Männern, und meine Teilnahme an ihrem Geschick konnte ich nicht verbergen.

Stimmungen. Skeptizismus

Bergen 1794

Es liegt ein Tagebuch aus dieser Zeit vor mir, welches ein trauriges Zeugnis ablegt von der inneren Zerrissenheit, in der ich lebte. Zwar ein junger Mann in seinem 21. Jahre, von ursprünglich heiterer Gemütsstimmung, konnte nicht fortdauernd in einer solchen Qual leben. Ich muß aus dem Tagebuche schließen, daß diese Unruhe oft verschwand, eben wenn sie den höchsten Gipfel erreicht hatte, und meine ursprünglich fröhliche Zuversicht brach sich wieder Bahn.

Seltsam und zugleich schauderhaft ist es mir, daß in dieser Zeit keine Ahnung, keine tröstende Erinnerung an die Religiosität meiner Kindheit hervortrat. Es war ein heftiger Trotz, der sich allem Unglück gegenüber stemmte, und dieser wechselte wieder mit einer weichlichen Sentimentalität. Mit einer gewissen Schamröte durchblättere ich das Tagebuch, und wenn nicht einzelne Fragmente aus einer besseren Zeit sich vorfänden, wenn nicht Bedeutenderes in lichten Augenblicken laut würde, ich könnte an meiner früheren Jugend irre werden.

Und dennoch war es eben diese Zeit, die zuerst einen tieferen Skeptizismus in mir erzeugte. Ich ward zum Pyrrhonismus hingetrieben, und dieser versuchte, sich als Gesinnung zu gestalten. „Du bist" — sagte ich mir einst, als mir die Nichtigkeit des Daseins einleuchtend war — „daß du gewesen bist, ist doch nur eine Modifikation der Vorstellung deines gegenwärtigen Daseins — daß du sein wirst, ist unter allem das Ungewisseste, und daß

du bist, die Gegenwart, die du damit ausdrücken willst, verschwindet in der Form der Vergangenheit und in der Ungewißheit der Zukunft, indem sie ausgesprochen wird." Diese Art des Skeptizismus ist eine Trivialität geworden, ich weiß es wohl, aber wenn sie einem jungen Manne nicht von außen mitgeteilt wird, sondern von innen sich hervordrängt und das Dasein selbst in seinem tiefsten Grunde zu erschüttern droht, übt sie eine furchtbare Gewalt aus. Nicht nur aus meinem Tagebuche tritt der Moment, in welchem mich dieser Zweifel ergriff, hervor, er steht fortdauernd in meinem Gedächtnisse, und auch in späteren Epochen meines Daseins wollte er sich hervordrängen. Er ward vorbereitet durch eine Art wilder Naturanschauung, die Geschichtliches und Physisches zusammenfaßte, alles in einer üppigen Produktion begriffen betrachtete, die unheimlich, ja widerwärtig ward und jedes Erzeugte als ein Unwürdiges sofort beiseite warf, um mit einem Neuen denselben vernichtenden Prozeß vorzunehmen. Es lag in diesem Zweifel an dem Dasein, der eine wahre Verzweifelung wurde, ein völliges geistiges Aufgeben seiner selbst, welches nicht bloß für das Erkennen, sondern auch für die Sittlichkeit höchst gefährlich ward. Man muß sich erinnern, daß ich die Spekulation früher, wie sie sich hervordrängen wollte, gewaltsam zurückhielt, daß sie, wo sie mir damals nahetrat, niemals als Zweifel, vielmehr als die frische Zuversicht eines lebendigen Daseins erschien. Der Skeptizismus aber, wie er mich hier ergriff, hatte nichts Positives: er war eine rein vernichtende Negativität, die jede Produktion ausschloß und jede Tätigkeit lähmte. Ich finde in meinem Tagebuche keine Äußerung, die der Spekulation näher zu treten schien. Eine wilde Sukzession der sich verschlingenden Erzeugnisse ward in der ruhenden Kreisform aufgenommen, die gerade Linie der wechselnden Gestalten erschien gebogen, sich in sich zu schließen, aber dieser geschlossene Kreis faßte nur den ver-

worrenen Wechſel, um ihn zu fixieren, es quoll aus dieſer Einheit kein Leben hervor.

Dennoch, ſo tief erſchüttert ich in allen Momenten meines Daſeins war, ſo traten doch fröhliche Stunden, ja Tage hervor; es waren ſolche, in welchen mich irgend ein geiſtiger Gegenſtand recht lebhaft beſchäftigte: aber dieſe Freude verſchwand ſchnell, ja ich konnte ein tiefes Mitleid mit mir ſelber fühlen, wenn ich bedachte, wie dieſe hellen Tage grundlos über der verſchlingenden Tiefe eines zertrümmerten Daſeins ſchwebten.

Entſchluß zur Reiſe nach Deutſchland

Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden, das ſah ich ein; meine Reiſe ſchien mir durchaus eine mißlungene; von dem, was ich ausrichten wollte, war, ſo glaubte ich, nichts geſchehen; mit dem dürftigen Reſultat meiner Unterſuchungen wieder in Kopenhagen zu erſcheinen, war mir unerträglich. Da entſtand plötzlich der Entſchluß, nach Deutſchland zu reiſen; zwar war mir die deutſche Sprache ſehr wohl bekannt, aber ich ſprach ſie höchſt unvollkommen. Dieſer Schwäche war ich mir wohl bewußt aber ſie entmutigte mich nicht. „Alles, was die Deutſchen wollen," ſagte ich mir, „was ihre größten Geiſter ſuchen, iſt auch Gegenſtand deines ſehnſüchtigen Strebens; dort regt ſich ein geiſtiger Kampf, an dem du teilnehmen mußt; du biſt hier, aber jetzt ſchon lebſt du dort; erſt, wenn es dir gelungen iſt, dich auszuzeichnen, wirſt du nach Kopenhagen zurückkehren." Indem ich dieſen Entſchluß gefaßt hatte, war es mir, als wenn alles Beängſtigende der Gegenwart plötzlich verſchwände, und die ganze friſche Zuverſicht meiner Jugend, meines Temperaments trat wieder hervor. „Die Reſultate deiner Reiſe fordern deine Gegenwart keineswegs, du kannſt den Bericht über das Gefundene und Entdeckte von hier, oder beſſer von Hamburg aus,

der Geſellſchaft zuſtellen." Das Letztere erſchien mir als das Richtigſte. Meine Freunde in Kopenhagen ſollten erſt etwas von mir erfahren, wenn ich den deutſchen Boden betreten hatte.

Moraliſche Selbſtſchau

Kiel 1796

Unter meinen jungen Freunden waren mehrere, die ſich durch Geiſt und großen wiſſenſchaftlichen Eifer auszeichneten; einige, die ſich auch ſpäter einen nicht unbedeutenden Ruf erworben hatten. Zu denen, die ich gern beſuchte, obgleich ſeltener, gehörte ein Verwandter des alten Hensler, der, ſoweit ich mich erinnere, eben als Arzt promoviert hatte. Er wird öfters in der Niebuhrſchen Korreſpondenz erwähnt und ſchwebt mir als ein kenntnisreicher, ruhiger und beſonnener Mann vor, deſſen Umgang für mich lehrreich und förderlich war. Ein zweiter, mit dem ich näher bekannt wurde, war der jetzt noch lebende, auch als theologiſcher Schriftſteller bekannte General-Superintendent in Schleswig, Dr. Calliſen. Wir trafen uns in ſpäteren Jahren auf Reiſen. Ich ſah ihn mit Freuden vor wenigen Jahren in Berlin, und noch als aſſiſtierenden Geiſtlichen bei der Krönung des däniſchen Königs 1840, und wir hatten Gelegenheit genug, uns alter Freunde und früherer Jugendereigniſſe zu erinnern.

Jeder junge, lebhafte Menſch, äußerlich wie innerlich angeregt und in jeder Rückſicht ſich ſelbſt überlaſſen, iſt nur zu geneigt, ſich ſittlich gehen zu laſſen, und wird er nicht teils durch eine beſſere Natur, teils durch Jugenderinnerungen, die, wenn auch nicht gefliſſentlich hervorgerufen und erhalten, dennoch ihre frühere Gewalt nicht ganz verlieren, unterſtützt, dann kann er leicht auf eine bedenkliche Weiſe herabſinken. Es gibt aber ein trauriges Mittel, durch welches er auf ſich ſelbſt ſittlich aufmerkſam wird; das ſind ſittliche Vergehen, deren er ſich ſchuldig macht; und

indem er oft genug Gelegenheit findet zur Reue, wird er zu gleicher Zeit ernſthaft ermahnt, ſeine Handlungen und Gedanken einer ſtrengen Aufſicht zu unterwerfen. Dieſe Betrachtungen bedenklicher Art, die es nicht verhehlen ſollen, daß ich mich ſittlich in einer ſchwankenden und keineswegs gefahrloſen Lage befand, ſollen das Andenken an einen Freund erneuern, deſſen Umgang mir eben damals in ſittlicher Rückſicht heilſam und förderlich war, obgleich die Mittel, die ich auf ſeinen Rat ergriff, leicht auf eine andere Weiſe hätten gefährlich werden können. Es war B., der Sohn eines ſehr berühmten däniſchen Kanzelredners, der ſich, als er nach Deutſchland und Frankreich reiſte, einige Zeit, und bei ſeiner Rückreiſe noch länger, in Kiel aufhielt. Er machte mich auf den großen Nutzen einer fortdauernden ſittlichen Aufſicht über ſich ſelbſt aufmerkſam. „Wir müſſen", behauptete er, „jeden Abend die Gedanken und Handlungen des Tages einer ſtrengen Kontrolle unterwerfen, und damit wir unſere moraliſchen Fort- oder Rückſchritte mit Sicherheit überſehen können, ſei es durchaus nötig, den rückſichtsloſen Richterſpruch, den wir gegen uns ſelbſt ausſprechen, alle Abende genau zu verzeichnen."

Der ſcheinbare Nutzen eines ſolchen Verfahrens iſt leicht einzuſehen. Moraliſche Bedenken, durch ſolche Betrachtungen hervorgerufen, ſind peinigender Art; man wünſcht, auf jede Weiſe ſie zu befriedigen. Ein moraliſches Tagebuch zu führen, lag nun freilich gar nicht in meiner Natur, aber dennoch hielt ich es für heilſam, mich einer ſolchen Zucht zu unterwerfen; ich ſetzte das Tagebuch in der Tat einige Monate lang fort, aber dieſe Zeit war keineswegs erfreulicher Art. Schon des Morgens ängſtigte mich der Gedanke an die ſittliche Quälerei, die des Abends anfangen ſollte. Man wird ſich ſehr irren, wenn man glaubt, daß dieſe Angſt etwa mit der Menge der inneren und äußeren Ver-

gehungen, deren ich mich ſchuldig gemacht zu haben glaubte, ab- und zunahm; das war keineswegs der Fall; vielmehr war mir die Arbeit ſelber in der Seele zuwider, mochte ich nun Grund finden, mich am Abend zu loben oder zu tadeln; ja das erſte war mir eben das Bedenklichſte nicht allein, ſondern auch das Widerwärtigſte. Allerdings lebte ich in einer außerordentlich ſittlichen Reizbarkeit; die beſtändige Reflektion machte mich bei den unbedeutendſten Handlungen unſicher und ſchwankend, und was das Produkt einer kaltblütigen Überlegung ſein ſollte, nahm unwillkürlich ein phantaſtiſches Gepräge an. So erſchien mir mein Gewiſſen ſelbſt als ein zartes Kind; lächerlich genug ſah ich es öfters wie eine Puppe im Glasſchranke; bald lächelte es mich freundlich an, bald erſchien es drohend und finſter; ja, dieſes Bild verfolgte mich nicht bloß im Traume, ſondern auch am Tage, und die dürftige Symbolik, die aus einer dürren Reflektion entſtanden war, der Fetiſchismus der Sittlichkeit, war ſo armſelig, daß auch dieſes Bild mir zuletzt nicht nur fatal, ſondern auch verdächtig ward.

Endlich hörte ich eine Schrift nennen, „das Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt". Daß mir dieſelbe unter dieſen Umſtänden wichtig ſein mußte, war natürlich, um ſo mehr, da Lavater, der ſchon einige Jahre früher in Kopenhagen ſo großen Eindruck auf mich gemacht hatte, als der anonyme Beobachter ſeiner ſelbſt genannt wurde. Ich habe ſeitdem dieſes Buch nicht einmal geſehen. Ich erfuhr die Gründe, die ihn beſtimmt hatten, ſein tägliches Betragen zu belauern und alle Abende zu kritiſieren. Es waren die bekannten, die ich zum Teil von meinem Freunde gehört, zum Teil mir ſelbſt ausgedacht hatte. Ich las weiter, wie der Mann alle ſeine Fehler, die er künftig zu unterdrücken hatte, ſich vorzählte. Ich hatte es eben ſo gemacht. Die ſchönſten Entſchlüſſe folgten darauf; ſie ſahen

den meinigen ſehr ähnlich. Ich las aus einer Art verdrießlichen Pflichtgefühls weiter; Teilnahme konnte mir das Buch gar nicht abgewinnen. Ich ſah, wie der Mann, gerade wie ich, ſich abquälte, wie er ſittlich vor- und dann wieder zurückſchritt, wie er ſich an einen jeden Schein ſittlicher Beſſerung anſchloß; heute iſt es dir gelungen, einen Ausbruch des Zornes zu unterdrücken, hieß es dann manchmal; heute haſt du Spuren des Wohlwollens gegen einen feindlich geſinnten Menſchen in deiner Seele entdeckt, heute haſt du einem Vorteile entſagt, um deiner beſſeren Überzeugung treu zu bleiben, und dergleichen. Eine jede kleine Summe, die einem Bettler gegeben ward oder ſonſt der Armut geopfert wurde, war ſorgfältig aufgezeichnet.

Es war mir ſehr heilſam, dieſe inneren Umtriebe der Seele in ihren eigenen Tiefen, die ſo viele Ähnlichkeit mit meinen eigenen hatten, als das Erzeugnis eines mir fremden Menſchen vor mir zu ſehen; das ſittlich Schiefe darin ward mir plötzlich klar. Es iſt unmöglich, ſagte ich mir, eine ſolche Selbſtbeobachtung fortzuſetzen, wenn das Reſultat derſelben nicht eine Überzeugung von dem beſtändigen Fortſchreiten einer moraliſchen Beſſerung iſt. Zum Glück hatte ich eben in dieſer Zeit Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" mit großer Aufmerkſamkeit und Intereſſe geleſen. Die reine Redlichkeit der Geſinnung, die in dieſer Schrift herrſcht, hatte mich mehr noch als die religiöſe Anſicht angeſprochen, und es war mir klar geworden, daß wir, indem wir der ſittlichen Legalität unſerer Handlungen, wenn auch noch ſo peinlich, nachſpüren, niemals eine ſichere Überzeugung von unſerer wirklichen ſittlichen Geſinnung erhalten können, daß wir vielmehr, indem wir uns auf eine ſolche Weiſe in uns ſelbſt hineingrübeln, immer mehr in eine Selbſttäuſchung hineingeraten, die fähig iſt, die echte lebendige Sittlichkeit in ihrer tiefſten Wurzel zu verletzen. Endlich fiel es mir mit einer

Art Schauder auf, woran ich bis dahin nicht einmal gedacht hatte, daß dieſe geheimſten Beratungen einer Seele mit ſich ſelber mir und aller Welt gedruckt vor den Augen lagen; ich las jetzt erſt die Vorrede: wie das Manuſkript zufällig in fremde Hände geraten und ohne Wiſſen und Willen des anonymen Verfaſſers gedruckt ſei.

Es klang mir wie eine ſchlechte Entſchuldigung; ich warf das Buch weg und zerriß dann mein Tagebuch. Ich fühlte mich von jetzt an wie ein entlaſſener Gefangener; doch wage ich nicht zu behaupten, daß die Freude, die ich bei der Befreiung empfand, rein ſittlicher Art war. Die Quälerei war nun zu Ende, aber die zwei Monate waren nicht unnütz verſchwunden. Ich war für eine lange Zeit aufmerkſam auf mich ſelbſt, und der Grund war gelegt zu einem inneren Ernſte, der mich zwar nicht immer ſchützte, aber nach einem jeden Falle eine tiefere Reue als bisher erzeugte. Nur blieb mir die echte Quelle der lebendigen Sittlichkeit leider noch immer verborgen, obgleich eine leiſe Erinnerung aus meinen Knabenjahren mich dunkel daran mahnte, daß ſie einmal mir näher geweſen war und mich belebt und erfreut hatte.

Mackenſen. Köſter

Kiel 1796

Zu meinem höchſt vertrauten und mir ſehr heilſamen Umgange gehörte, nachdem dieſes moraliſche Fieber überſtanden war, vorzüglich ein Privatdozent, der etwa ein halbes Jahr ſpäter als ich in Kiel auftrat. Er iſt als Verfaſſer von einem Paar kleiner Schriften, die zu ihrer Zeit ſehr viel Aufſehen machten, bekannt geworden. Die eine dieſer Schriften handelte über den Urſprung der Sprachen (ſie war in dem ſiebenten Stücke der Beiträge zur weitern Ausbildung der deutſchen Sprache, 1797, die damals in Braunſchweig herauskamen, abgedruckt). — Dieſe Schrift, die

wenig Aufmerkſamkeit erregt zu haben ſcheint, iſt wahrhaft geiſtreich, und wenn ſie auch ihre Aufgabe nicht in ihrer völligen Tiefe ergriffen hat, ſo iſt doch die ganze Art, wie ſie aufgefaßt iſt, eigentümlich und bedeutend. Der Verfaſſer leugnet entſchieden, daß die Sprache erfunden ſei; er zeigt, daß ſie, um erfunden zu werden, ein Denken vorausſetzt, welches ſchon ohne Sprache unmöglich wäre.

Eine zweite Schrift von ihm, die mir abhanden gekommen iſt, war über Deutſches Nationaltheater. Sie machte ein großes Aufſehen, ſie ward als ein Erzeugnis eines der vorzüglichſten Geiſter der damaligen Zeit betrachtet, und wenn der Verfaſſer von dem Rezenſenten mit einer ſcheuen Verehrung behandelt wurde, ſo lag der Grund dazu in der Vorausſetzung, daß es der berühmte Leiſewitz wäre, der nach langen Jahren das Stillſchweigen gebrochen hätte, um ſich über einen wichtigen und ſo allgemein intereſſanten Gegenſtand zu äußern. Und in der Tat, dieſe kleine Schrift zeichnete ſich unter allen ähnlicher Art in damaliger Zeit auf eine auffallende Weiſe aus. Man konnte glauben, daß Leſſing wieder erſtanden wäre, denn alles war auf eine wahrhaft eigentümliche Weiſe behandelt; die Sprache hatte eine leichte Klarheit, die Gedanken eine geiſtreiche Beweglichkeit, die man damals in der ſogenannten äſthetiſchen Literatur nicht kannte. Allgemein glaubt man, daß die Gebrüder Schlegel und Tieck die erſten waren, welche die ſittliche Armſeligkeit, die in den Kotzebueſchen Stücken herrſchte und das Theater auf lange Zeit herabwürdigte, angegriffen haben. Der Erſte war aber in der Tat Mackenſen, der auf eine ſiegreiche Weiſe die Gemeinheit der Kotzebueſchen Dramen nachwies.

Mackenſen war ſehr genau mit Kants Philoſophie bekannt, und ein enthuſiaſtiſcher Verehrer dieſes Philoſophen. Sein Eifer veranlaßte auch mich zu einem gründlicheren Studium dieſer Philo-

ſophie. Er war ein ſtiller Gegner von Reinhold, und ich weiß nicht, was mich von dieſem in mancher Rückſicht verdienten Manne zurückſtieß. Ich habe während meines ganzen Aufenthaltes in Kiel verſäumt, ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Obgleich Mackenſen mit vieler Leichtigkeit ſchrieb, ſo hatte er doch nicht die Gabe der Rede und verſtand es nicht, die Zuhörer anzuregen und zu feſſeln. Ich beſuchte ſeine Vorträge über die allgemeine Grammatik, die freilich noch nicht die lehrreiche und fruchtbare Ausdehnung hatte, die ſie ſpäter erhielt, mich aber durch viele mir neue ſcharfſinnige Bemerkungen anzog. Das Auditorium war in der erſten Stunde ſehr gefüllt, nahm aber plötzlich ab, ſank nach wenigen Tagen bis auf vier bis fünf Zuhörer herab, und auch dieſe kamen ſehr unordentlich. Ich begleitete ihn gewöhnlich, wenn er las, und kaum waren vierzehn Tage nach Anfang der Vorleſungen vergangen, als wir ein ganz leeres Auditorium fanden. Es war mir peinigend, einen Mann, für den ich eine ſehr große Achtung hatte, in dieſe Lage verſetzt zu ſehen. Mackenſen aber ſchien die Sache ſehr leicht zu nehmen. „Wünſchen Sie," ſagte er, „daß ich die Vorleſungen fortſetze, dann bleibe ich zu Hauſe." Ich tat es gern; das Anerbieten war mir angenehm. Die Vorleſung verwandelte ſich in ein tägliches regelmäßiges Geſpräch, und hier erhielt ich zuerſt einen Begriff von einer Wiſſenſchaft, die ſich ſpäter in einer ſo bedeutenden Ausdehnung ausgebildet hat, und die ohne allen Zweifel eine der wichtigſten Aufgaben der zukünftigen Geſchichte enthält. Hätte ich dieſe Wiſſenſchaft früher kennen gelernt, dann würde ſie mich viel entſchiedener in Anſpruch genommen haben. So, von eigenen Aufgaben ergriffen, erregte ſie nur ein vorübergehendes Intereſſe, hing zu genau mit der Neigung, die ich zu dem Lehrer hatte, zuſammen, und verlor ſich, als ich von ihm getrennt wurde. Dennoch werde ich nie die lehrreichen Stunden

vergeſſen, die ich auf dieſe Weiſe mit ihm zubrachte; ſie ſind mir in mehr als einer Rückſicht ſehr wichtig geworden, und ich rechne ihn ohne Bedenken zu den geiſtreichſten Männern, die ich kennen gelernt habe. Er würde, hätte er länger gelebt, einen bedeutenden Ruf erlangt haben. Ich war zwar ein entſchiedener Verehrer, aber keineswegs ſein knechtiſcher Nachahmer. Seine Gedanken trugen das Gepräge der urſprünglichen freien Erzeugung; ſie gehörten ihm im eigentlichen Sinne. Er ſtarb, kurz nachdem ich Kiel verlaſſen hatte, im Sommer 1798, im beſten Alter, angeſteckt von einer epidemiſchen Ruhr, die ſo gefährlich ward, daß die Studierenden die Univerſität verließen und alle Vorleſungen geſchloſſen wurden.

Ein anderer merkwürdiger Mann, der zu meinem Umgange gehörte, war der Prediger Köſter, ein höchſt origineller, hypochondriſcher Humoriſt. Er zog ſich von der Geſellſchaft zurück, lebte nur mit ſehr wenigen Freunden, und ſchloß ſich in den letzten Zeiten an Mackenſen und mich an. Seine Laune wechſelte plötzlich zwiſchen der finſterſten Hypochondrie und der übermütigſten Luſtigkeit. Mir war die letztere faſt grauenhafter als die erſtere; denn die grenzenloſeſte Bitterkeit, mit welcher er dann alle Menſchen und Verhältniſſe beurteilte, der ſcharfe Witz, mit welchem er ſchneidend eine jede menſchliche Schwäche traf, hatte etwas durchaus Vernichtendes. Sein Lachen war, wenn er von einer ſolchen Laune ergriffen ward, laut, faſt konvulſiviſch und furchtbar. Er zeichnete ſich durch eine merkwürdige lakoniſche Art, ſich zu äußern, aus. Sein Vater, ein vermögender Kaufmann in Glückſtadt, ſcheint mit ihm viel Ähnlichkeit gehabt zu haben, und das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn war merkwürdig. Sie ſchienen mit gleicher harter Verſchloſſenheit einander gegenüber zu ſtehen. Als mein Freund Garniſonprediger wurde, ſchrieb er ſeinem Vater folgenden Brief:

„Ich bin Garniſonprediger geworden. Johann Köſter.“
Der Vater antwortete:

„Das iſt mir lieb. Johann Köſter.“

Dieſer Mann hatte eine ausgebreitete Beleſenheit, und alles, was er las, erhielt in ſeinem Geiſte ein ſehr eigentümliches, meiſt bizarres Gepräge. Wie die Frauen mit einem ſicheren Inſtinkte die geſelligen Schwächen der Männer entdecken, ſo beſaß er einen ähnlichen Inſtinkt zur Entdeckung einer jeden Schwäche der Schriftſteller. Und eben die vorzüglichſten wurden dann der Gegenſtand ſeines treffenden Spottes. Ich habe nie einen Mann gekannt, der meiner oft enthuſiaſtiſchen Bewunderung bedeutender Geiſter gefährlicher ward als er.

Kant, Schiller, ja Goethe erſchienen, wenn er ſie in ihrer Schwäche darſtellte, faſt in einem lächerlichen Lichte. Es gibt keinen Menſchen, auch der vorzüglichſte und am reichſten begabte nicht ausgenommen, der nicht an irgend einer Schwäche leidet, die, wenn ſie, richtig erkannt und ſcharf hervorgehoben, uns nahe gerückt wird, alle ſeine Vorzüge, wenigſtens vorübergehend zudeckt, wie die Hand den Glanz der Sonne zu verhüllen vermag. Die Überraſchung, die uns ergreift, wenn wir einen Menſchen, den wir verehren und bewundern, plötzlich in eine Karikatur verwandelt ſehen und uns geſtehen müſſen, daß dieſe wirklich in ihm verſteckt liegt und nun mit ſcharfſinniger Wahrheit hervorgehoben wurde, hatte zwar anfänglich für mich etwas Ergötzliches: doch aber entſtand ein peinigendes Gefühl, welches ich baldmöglichſt loszuwerden ſuchte. —

Ich war in meiner Jugend ein entſchiedener Enthuſiaſt. Irgend etwas, was mich in einer Schrift anſprach, was mir neu, lehrreich, fruchtbar ſchien, riß mich hin, ja machte mich blind gegen die Fehler des Schriftſtellers. Nur was mir affektiert, unwahr, geliehen und aus der zweiten Hand, dennoch mit An-

ſprüchen erſchien, ſtieß mich entſchieden zurück. Ich habe es während meines Umganges mit dieſem bitter tadelnden Manne erlebt, wie durchaus vorübergehend ſein Tadel über Menſchen oder Schriften, die ich ſonſt liebte und ſchätzte, mir jederzeit war. Er verſchwand, wenn mich der geliebte Menſch, die geſchätzte Schrift in ſeiner Abweſenheit beſchäftigte, und ich konnte mich dann nicht einmal auf den Tadel beſinnen.

Erſte deutſche Schrift

Kiel 1796/7

Ich ſah wohl ein, daß ich in meiner damaligen Lage als Schriftſteller hervortreten müßte. Ich wählte ein Thema, welches mir geläufig war. Meine erſte deutſche Schrift: „Über die Mineralogie und das mineralogiſche Studium, 1797", erſchien anonym. Sie fand eine größere Anerkennung, als ſie verdiente. Es iſt merkwürdig, wie ein junger Mann oft das Beſte, was er beſitzt, zurückhält und ſich entſchließt, etwas ſehr Unbedeutendes drucken zu laſſen. Wenn ich erwäge, was mich dazu bewog, das Beſſere, was ich wohl zu leiſten vermochte, zurück zu halten, ſo ſehe ich wohl ein, daß mir der Mut fehlte, das Eigentümliche auszuſprechen. Durch Mackenſen angeregt, hatte ich angefangen, Kant zu ſtudieren; aber die ganze Aufgabe, die Kant ſich geſtellt, war mir eigentlich noch fremd, und das ſpekulative Element, welches in mir gährte, hatte keine geſchichtliche Baſis, es beunruhigte mich, ohne mich zu fördern. In der Tat erſchrecke ich faſt, wenn ich den ungeſchickten Gebrauch betrachte, den ich in dieſer Schrift von der Philoſophie machte. Die wunderlichen Bedingungen und Beſchränkungen, unter welchen ich das Streben, die Natur in ihrer Einheit lebendig aufzufaſſen, als ein unwiderſtehliches annahm, und dennoch nicht gelten ließ, weil mir Kant alle Hoffnung auf Erfolg abgeſchnitten hatte, erzeugten etwas

Peinliches. Aber ich glaubte nun einmal, als junger Dozent unter dem Schutze der herrſchenden Philoſophie hervortreten zu müſſen. Mackenſen ſprach über dieſe Arbeit mit freundlicher Schonung, obgleich er, wie ich nicht zweifle, die Schwächen derſelben recht gut erkannte. Köſter behandelte ſie durchaus ſchonungslos, und als die Schrift gedruckt vor mir lag, erſchien ſie mir ſelbſt dürftig, leer, bedeutungslos. In der Tat hat auch kein Menſch jemals auf das Räſonnement geachtet. Die Schrift hat in den Handbüchern der Mineralogie einige zwanzig Jahre lang eine Stelle gefunden, und zwar als eine Art Anleitung zur Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft. Auch war vielleicht dieſe vorangeſchickte geſchichtliche Literatur der Mineralogie, obgleich auch ziemlich dürftig, bei dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft, nicht ganz ohne Verdienſt. Nur der ſchwediſche Mineralog Wallerius hatte eine kurze Anleitung zur Geſchichte der Mineralogie geſchrieben; meine war ſpäter und auch in einigen älteren Epochen vollſtändiger. Jetzt hat dieſe jugendliche Arbeit allen Wert verloren.

Einfluß der Spekulation

1797

Jetzt wird es Zeit ſein, die Epoche meines Lebens darzuſtellen, in welcher die Macht der Spekulation mich ergriff, um mich niemals wieder zu verlaſſen. Mir ſcheint ein ſolches Bekenntnis, eine wiſſenſchaftliche Konfeſſion, ſelbſt wenn ſie das Gepräge der Subjektivität zugeſteht, von großer Wichtigkeit. Ein jeder Philoſoph ſucht die perſönlichen Bedingungen ſeiner wiſſenſchaftlichen Darſtellung ſo viel wie möglich zu verdrängen, damit ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen einen univerſelleren und allgemein gültigeren Wert erhalten; er hat recht, er iſt dazu verpflichtet; alle feſte wiſſenſchaftliche Sicherheit beruht

darauf, daß es ihm gelingt. Dennoch haben die perſönlichen Bedingungen, unter welchen die wichtigſten Aufgaben ihm zuerſt entgegentraten, für die Wiſſenſchaft ſelbſt eine große Bedeutung. Das Bewußtſein von der Wichtigkeit ſolcher rein perſönlichen, durch die Eigentümlichkeit der Menſchen, wie durch ihre Schickſale und äußeren Verhältniſſe, die nicht bloß zufällig und äußerlich mit jenen verbunden ſind, hervorgerufenen Art der Entwicklung, wird in unſeren Tagen immer ſchärfer erkannt. Darin liegt das lebhafte Intereſſe, welches Biographien jetzt erregen. Man glaubt ſelbſt die tiefſinnigſten Naturen nicht vollkommen zu faſſen, wenn man den Gang ihrer Entwickelung nicht zu verfolgen vermag; um ſo weniger, da die Stufen derſelben nie rein und ungehemmt aufeinander folgen. Nicht bloß, was die geſunde Entwickelung fördert, auch was ſie hemmt und der ferneren Ausbildung eine ſchiefe, verſchobene Richtung gibt, muß erforſcht werden, damit man die Grenze, die Schranke, ſelbſt der vorzüglichſten Naturen, erkennt. Es iſt um ſo notwendiger, weil die ſchiefe, krankhafte Richtung eben diejenige iſt, die durch Anſteckung epidemiſch zu werden pflegt, und deſto gewiſſer und gewaltſamer, je mehr ſie das ihr äußerlich aufgedrungene Gepräge der Allgemeinheit trägt.

Ohne nun vorauszuſetzen, daß der geiſtige Einfluß, den ich als Schriftſteller und Lehrer ausgeübt habe, von großer Bedeutung ſei — weiß ich doch am beſten, wie wenig dasjenige, was ich gewollt habe und wie ich es wollte, anerkannt iſt; und wie viel Schuld ich ſelbſt in dieſer Rückſicht trage — ſo glaube ich doch, daß es denjenigen, die überhaupt meine literariſchen Bemühungen mit einiger Neigung und Teilnahme verfolgt haben, nicht unintereſſant ſein wird, zu erfahren, wie jener Umſchwung in meiner ganzen Denkweiſe entſtand, die mich von jetzt an zwang, von der Einheit, von der Totalität des Daſeins ausgehend, alles nur

in Beziehung auf dieſe zu betrachten und ihm einen Wert beizulegen.

Schon vor meiner Reiſe nach Kopenhagen hatte dieſe Umwandlung meines Geiſtes angefangen. Die Wochen, die ich in Kopenhagen unter den Freunden verlebte, hatten die neue keimende Richtung wieder verdrängt. Dort übten die gegebenen Gegenſtände wieder ihre alte Gewalt über mich aus. Alte Erinnerungen wurden mächtig; das vergangene Daſein feſſelte mich; eine geheime Macht lag in der mütterlichen Sprache, ja verbarg ſich in den eigentümlichen Äußerungen, in den konventionellen Ausdrücken der Gedanken, die mir aus früheren Zeiten entgegenklangen, mit allem Zauber der „ſüßen Gewohnheit eines glücklichen Daſeins und Lebens".

F. H. Jacobi. Fürſtin Gallizin

1797

Unter die ausgezeichneten Geiſter, die zu meiner Zeit Holſtein beſuchten, gehörte F. H. Jacobi. Ich hatte nichts von ihm geleſen, aber der Ruf ſtellte ihn als einen der vornehmſten Geiſter der Zeit dar. Mackenſen hatte ihn mit Reinhold irgendwo zuſammen geſehen. Beide waren in ein ſpekulatives Geſpräch geraten, und mein Freund erzählte, mit welchem entſchieden ſpekulativen Übergewichte Jacobi erſchienen war. Vielleicht hatte ſeine Abneigung gegen Reinhold einigen Einfluß auf ſeine Erzählung.

Ich muß hier eines Ereigniſſes gedenken, welches, obgleich ſpäter, mein perſönliches Intereſſe für Jacobi ſteigerte.

Einſt, als ich auf Henslers Bibliothek Bücher ſuchte, hielt ein großer Wagen, mit vier Pferden beſpannt, vor der Tür. Er ſah einem mächtigen militäriſchen Rüſtwagen nicht unähnlich; eine Plane deckte ihn zu. Als dieſe eröffnet wurde, ſah ich mit

Erſtaunen den Wagen querdurch in zwei Hälften geteilt; beide Räume waren mit Betten angefüllt. Aus dem erſten erhob ſich eine lange, ſchlanke Dame, die nicht mehr jung war, und mit ihr ihre Begleiterin. Sie ſtiegen aus dem Wagen, gingen in eine Stube hinein, die unten dicht neben dem Eingange war, fragten, ob ich im Hauſe bekannt ſei, und als ich dieſes bejahte, forderten ſie mich auf, die Fürſtin Gallizin bei dem alten Hensler anzumelden. Dieſe hatte ein durchaus vornehmes, ja gebieteriſches Anſehen; ihre Geſichtszüge waren geiſtig imponierend, und als aus der zweiten Hälfte des Wagens zugleich mit einem Bedienten ein alter Mann heraustrat, der ſich durch Anſehen ſowohl, wie durch Tracht als ein katholiſcher Geiſtlicher darſtellte, wußte ich, daß die berühmte Freundin Jacobis vor mir ſtand. Ich eilte, ihre Ankunft dem alten Hensler bekannt zu machen, und dieſe Anmeldung machte einen ſtarken Eindruck auf ihn. Er ſchien erſtaunt und bewegt, und eilte, die Dame zu empfangen.

Ich ſuchte die Bücher, welche ich brauchte, in der Bibliothek auf, verließ ſchleunig das Haus, weil ich fürchtete, daß meine Gegenwart läſtig ſein könnte, und habe die Fürſtin ſeitdem gar nicht geſehen. Ich fand dieſe Reiſe ſpäter in Katerkamps Lebensbeſchreibung der Fürſtin erwähnt.

Ich hatte gehört, in welchem genauen geiſtigen Verhältniſſe ſie zu Hemſterhuis ſtand, und obgleich ich die Schriften dieſes Philoſophen nicht kannte, hatte ich doch für ihn eine große Achtung, und glaubte unbefangen, daß er, der mir als ein Platoniker genannt wurde, wohl dahin gelangt war, wo ich noch hinſtrebte, und die geiſtesverwandte Frau erſchien mir als eine bedeutende, höchſt würdige, ja geheimnisvolle Geſtalt. Sie iſt mir, wie ſie mir entgegentrat, unvergeßlich geblieben, und ſelbſt Jacobi, der dieſem Kreiſe zugehörte, ward mir bedeutender. Es war der erſte Blick, den ich, der Fremde, der Scythe, in die

verborgene Geiſterwelt hineinwarf, die ſich in Deutſchland regte, und die ſich mir ahnungsvoll eröffnet hatte ſeit meiner früheſten Jugend.

Die Schrift von Jacobi, die mir in die Hände, fiel war die bekannte „über die Lehre des Spinoza; in Briefen an Mendelsſohn".

Philoſophiſcher Umſchwung

Dieſe Schrift hat nun Epoche in meinem Leben gemacht. Es war die erſte, die alle ſchlummernden ſpekulativen Gedanken in mir konzentrierte und zum Ausbruche brachte. Was mich in Kopenhagen als ein geheimer Beſitz, deſſen Inhalt ich nicht kannte, als ein verborgener Schatz, der in dem tiefſten Abgrunde meines Innerſten ruhte, den ich aber nicht zu heben verſtand, von meinen Freunden entfremdete, die ewige, tief liegende Quelle, aus welcher alle meine Genüſſe der Natur und des geſchichtlichen Lebens entſprangen, was in der trüben Einſamkeit, während meines Aufenthaltes in Bergen, ſich mir mehr in wüſten Anſchauungen, als in beſtimmten Anſichten aufdrängte, das ſchien hier mir entgegen zu kommen in ſeiner höchſten Konzentration; der Schlüſſel zu allen den verſchloſſenen Geheimniſſen bot ſich mir dar, und ich ergriff ihn mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Die meiſten der abſtrakten Begriffe, wie ich ſie hier fand, waren mir fremd, und doch glaubte ich, ſie vollſtändig zu verſtehen in der Verbindung, in welcher ſie laut wurden. Es war mir eine neue Welt aufgeſchloſſen, und dennoch glaubte ich, eine alte, mir längſt bekannte zu begrüßen. Ich vertiefte mich in dieſe Schrift; eine jede Zeile war mir bedeutend, und es ſtieg zuerſt eine Ahnung in mir auf von dem Daſein einer Wiſſenſchaft, die, was mein Innerſtes tief bewegte, zum Gegenſtande einer großartigen, geſchichtlichen Forſchung machte. Und doch war ich mit der Ge-

ſchichte der Philoſophie keineswegs unbekannt. Ich kannte die Meinungen griechiſcher Philoſophen, wie die des ſiebzehnten Jahrhunderts, aber als hiſtoriſche Notizen; ſie waren mir zugleich bekannt und völlig fremd.

Jetzt zuerſt ſtieg eine Ahnung in mir auf von einer Wiſſenſchaft, die, indem ſie die tiefſte Aufgabe der vorzüglichſten Geiſter der geiſtig mächtigen Epochen der Geſchichte war, zu gleicher Zeit bei einem jeden Forſcher als die eigenſte Aufgabe ſtellen mußte: daß man jederzeit eine innere Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt finden müßte, nicht bloß mit den übrigen; daß, wer Philoſoph ſein wollte, nicht bloß Erlerntes, ſondern zugleich geiſtig Erlebtes aus den eigenen innerſten Erzeugniſſen des Geiſtes ausſprechen müßte.

Was man nun auch an Jacobi mit Recht tadeln mag, dieſes muß man ihm rühmend zugeſtehen: daß er mächtiger als irgend ein Anderer ſeiner Zeit den Keim tiefer geiſtiger Selbſttätigkeit in den ſchlummernden Gemütern zu beleben vermochte. Man wird es begreiflich finden, daß bei der Unkunde eigentlicher ſpekulativer Studien, von welchen eine einſeitige Beſchäftigung mit der Kantſchen Philoſophie ja viel mehr ausſchloß, als zu ihnen hinführte, die Schrift Jacobis zwar ein Streben erregen, jedoch keineswegs befriedigen konnte: aber er hatte einen mächtigen Geiſt gebannt, und aus dem feſſelnden Zauber der Vergangenheit wieder heraufbeſchworen, daß er in den Kreis der Gegenwart hereinzutreten gezwungen war, daß man ihm Fragen vorlegen, er ſie beantworten mußte. Er hatte an dieſe Geiſter-Erſcheinung einen Schauder ſeltſamer Art geknüpft. Das redlichſte und ſtrengſte Forſchen nach Wahrheit ſollte, wollten wir ihm Glauben beimeſſen, die allerinnerſte Unwahrheit hervorrufen und ans Tageslicht fördern, und zwar auf die unwiderſtehlichſte Weiſe; es ſollte keine Rettung gegen dieſen mächtigen Geiſt geben, als indem man ſich in die Unklarheit ſubjektiver Gefühle beſinnungslos

hineinstürzte. Auch ich hatte diesen Geist nennen hören, und eine grauenhafte Warnung war an seinen Namen geknüpft. Die Schrift zeigte mir, wie ihr Verfasser, dem Insekte gleich, um die Flamme herumkreisete, immer wieder angelockt, obgleich er die Vernichtung mit der Annäherung verknüpft sah. Kaum konnte man sagen, daß es ihm gelungen war, in dem Dunkel der Gefühle, in dem kühlen Schatten verworrener Begriffe eine vorübergehende Rettung zu finden.

Aber in meiner Seele wogte und brauste eben ein Meer der mannigfaltigsten Gefühle, die aus dem unendlichen Abgrunde der geordneten Natur, wie von der, nach einer bestehenden Form ringenden Geschichte auftauchten, nach Gestalt suchten; jedoch vergebens, weil diese zerrann und eine neue suchte, die eben so wenig einen Bestand hatte. Nur diese bleibende Gestaltung, die ich um jeden Preis finden mußte, schwebte mir als das innerste Bedürfnis des kämpfenden Geistes vor. Feste, unwandelbare Sicherheit, innere, geistige Übereinstimmung, nicht mit anderen, sondern mit mir selbst, ein unerschütterlicher Mittelpunkt, aus welchem so Leidenschaften, wie Gedanken und Gefühle, Denken, Wollen und Dasein hervorgehend, die Besinnung behielten, und zu welchem sie immer wieder den einmal erkannten Rückweg finden würden: war jetzt das Ziel, wohin der bewegte Geist mit allen Kräften strebte.

Lessing

Unter allen Männern der Zeit hatte aber Lessing seit Jahren schon durch die große Klarheit seines Geistes, durch die Sicherheit, mit welcher er einen jeden Gegenstand beherrschte und durchschaute, durch die klare Ordnung seiner Darstellung mich am meisten angezogen. Wenn Goethe mir als die frischeste, unmittelbarste Natur seiner Zeit erschien, in welcher eine ursprüng-

liche Sicherheit das Tiefſte mit Leichtigkeit bewegte und geſtaltete, ſo war Leſſing mir der klarſte Repräſentant der Beſonnenheit ſeiner Zeit. Goethe gewährte mir einen unergründlichen Genuß, der unmittelbar war und keine Vermittelung bedurfte. Wenn ich Leſſing las, war eben die Schärfe eines vermittelnden Bewußtſeins, wenn es auch nicht zum Abſchluſſe kam, mir das Anziehendſte. Wenn wir innerlich erſchüttert, ſelbſt durch diejenigen geiſtigen Genüſſe, die uns die mächtigſten und anmutigſten ſchienen, nicht befriedigt, uns in uns ſelbſt beſinnen, und einen ewig ruhenden Standpunkt ſuchen, dann ſind wir zwar zunächſt an uns ſelbſt gewieſen: aber, uns in uns ſelbſt zu orientieren, bedürfen wir eines Vorbildes; die Hoffnung, daß uns ein ſolcher bedenklicher Verſuch gelingen werde, wird mächtig belebt, wenn wir erkennen, daß er einem Anderen, den wir hochachten, gelungen ſei. So war mir Leſſing in meiner bedenklichen geiſtigen Lage die wichtigſte Autorität geworden. Er aber fürchtete ſich nicht vor dieſem mächtigen Geiſte, der dem Jacobi zugleich tiefe Achtung und an Abſcheu grenzende Furcht erregte. Spinoza ward mir jetzt unter allen Sterblichen der wichtigſte; denn Leſſing war, wie die Schrift beſagte, Spinoziſt.

Engliſche Sprache. Shakeſpeare

Kiel 1797

Ich ging an die bedenkliche Arbeit, einen Aufſatz aus einer Sprache, die ich ſo gut wie gar nicht verſtand, in eine andere, die ich keineswegs mit Sicherheit zu behandeln wußte, zu überſetzen. Die Arbeit kam wirklich zu ſtande, und der Aufſatz, von Freunden durchgeſehen und korrigiert, iſt in dem erwähnten Magazin abgedruckt. Ich wollte indeſſen das Studium der engliſchen Sprache nicht aufgeben. Vicar of Wakefield und Sentimental Journey, mir in deutſchen Überſetzungen vollkommen

bekannt, wurden zuerſt und mit immer größerer Leichtigkeit durchgeleſen. Youngs Nachtgedanken hatten in meinem Vaterlande einen ſo großen Ruf, meine Vorſtellungen von dieſem Dichter waren aus unvollkommenen Überſetzungen ſo unklar, daß ich mit großer Begierde den Verſuch, dieſen Dichter in der Urſprache kennen zu lernen, anſtellte. Es koſtete mich einige Mühe, und ohne die Hülfe eines Freundes würde es mir kaum in ſo kurzer Zeit, als ich darauf verwendete, gelungen ſein. Zwar ſpürte ich eine große Luſt, Triſtram Shandy zu leſen; denn dieſe Schrift des Yorick war mir als eine höchſt eigentümliche, deren tiefer Sinn ſchwer zu faſſen, und deren humoriſtiſche Laune den meiſten Leſern unzugänglich war, oft genug genannt. Aber das Ziel, welches ich ungeduldig zu erreichen ſtrebte, war: Shakeſpeare zu leſen und wo möglich zu faſſen. Schon in meiner Kindheit hatte ich ihn als einen zwar monſtröſen, gigantiſchen, aber zu gleicher Zeit tiefen und höchſt bedeutenden Geiſt nennen hören. Man kannte ihn in Deutſchland nur aus Wielands und Eſchenburgs Überſetzungen. Daß ich zuerſt nach Hamlet griff, wird ein jeder begreifen, wenn er ſich erinnert, was mir Goethe und ſein Wilhelm Meiſter waren. Die Mühe, die es mir koſtete, dieſes großartige Drama durchzuarbeiten, machte mich mit einer jeden Stelle genau bekannt, und welchen Eindruck Hamlet auf mich machen mußte, iſt leicht einzuſehen. Iſt doch dieſe Geſtalt eine wahrhaft prophetiſche, ja, ich möchte ſagen, ergriffen von einem inneren Kampfe, ſcheint ſie mehr deutſch als engliſch, mehr aus der gegenwärtigen Zeit, als aus der früheren, wo ſie entſtand, entſprungen zu ſein.

War es eine Ahnung dieſer prophetiſchen Bedeutung, die den Shakeſpeare dazu brachte, Hamlet und ſeinen genaueſten Freund als frühere Wittenbergſche Studenten darzuſtellen? Ein jeder geiſtig bewegte junge Mann in Deutſchland ſah ſich, wie Hamlet,

unwiderſtehlich von einer inneren Aufgabe ergriffen, die ſein ganzes Leben in Anſpruch nahm, und als deren Opfer nicht wenige gefallen ſind; daher ward Hamlet auch zuerſt in Deutſchland verſtanden; und ich vertiefte mich, wie ſo viele andere, in dieſe inneren Kämpfe, als hätte ich ſie ſelber erlebt.

Ich hatte in Hamburg Schröder als Lear geſehen, es war das zweite Stück, was ich las, Macbeth das dritte; von den hiſtoriſchen Stücken aber nur Heinrich den Vierten und Richard den Dritten.

Wenn ich nun, was mich ergriff, mit wenigen Worten bezeichnen ſoll, ſo wird dieſes den Leſern am erſten klar aus der Art, wie ich Shakeſpeare neben Goethe, der mich ſchon in faſt bewußtloſen Knabenjahren beſchäftigt hatte, auffaßte.

Ich habe es ſo oft erlebt, daß man ſelbſt da, wo ich als Dichter hervortrat, und beſtimmte Perſönlichkeiten unter ganz beſtimmten Verhältniſſen ſich äußern ließ, dennoch dieſe Äußerungen, als wären ſie in einer rein philoſophiſchen Betrachtung ausgeſprochen, aufgenommen und beurteilt hat; daß aus der öffentlichen Kritik, ſelbſt der vorzüglichſten Geiſter, der Sinn für einen abſichtlich gewählten, eigentümlichen Standpunkt, ſo ganz in der Allgemeinheit leerer Abſtraktionen verſchwunden iſt, als wäre er nie dageweſen.

Dieſe Erfahrung macht es notwendig, eine Bemerkung hier zu machen, die freilich eben ſo trivial wie überflüſſig ſcheint; dieſe nämlich: daß hier keineswegs von einer objektiven Beurteilung der zwei größten Dichter der neueren Zeit die Rede iſt, ſondern nur von dem Eindrucke, den beide auf mich machten; ſo wie der eine aus der reichen Erinnerung einer vergangenen Zeit mächtig hervortrat, und ſelbſt durch die Vergleichung mir bedeutender ward, während der andere mir eine neue Welt eröffnete. Es kömmt mir bei dieſer Darſtellung ein Fragment zu ſtatten, welches

zwar vor mehreren Jahren verloren ging, mir aber doch öfters wieder in die Hände fiel, und daher dem Inhalte nach im Gedächtniſſe geblieben iſt.

Beide, das erkannte ich wohl, ſchloſſen grundloſe Tiefen des menſchlichen Gemüts auf; war ich doch ſchon ſelbſt ſeit Jahren in diejenige hineingezogen, die mir Goethe eröffnete, ohne einen Grund finden zu können. Aber die Gegenſtände, welche die Gemüter innerlich in Bewegung ſetzten, hatten bei Shakeſpeare ein ganz anderes Verhältnis zur Perſönlichkeit, als bei Goethe. Bei dem letzteren war es mehr der Zwieſpalt einer Seele, die ſich von der Welt verlaſſen fühlte, oder das Fragment derſelben, welches ihm geblieben war, in eine engere, freilich unendlich reiche Perſönlichkeit hineinzog und ausbildete; ſelbſt in Götz von Berlichingen und Egmont ſchien mir dieſes der Fall zu ſein. Aber eben dieſe engere Umgrenzung gab dem Ganzen eine anmutigere Form, ein leichtes Überſchauliches und Abgeſchloſſenes, und es lag ohne allen Zweifel in dieſer Anſicht die Überraſchung, mit welcher ich das bekannte Urteil von Novalis über Goethe zuerſt vernahm. Denn nichts überraſcht uns ſo ſehr, wie eine plötzliche Beſtätigung deſſen, was wir lange, wenn auch nicht klar, mit uns herumgetragen haben. Bei Shakeſpeare hingegen bewegte ſich immer eine große, mächtige, ſichtbare und unſichtbare Welt in und mit den Perſonen; alle ſchienen zu leben, zu denken, zu handeln aus einem gewaltſam bewegten Volke, ſo wie zugleich aus einer tiefen Geiſterwelt, aus welcher ſie herauftauchten, ſo daß dadurch das in einem größeren Ganzen verborgene Geheimnis der Leidenſchaften den Perſonen ein großartiges Gepräge aufdrückte.

Eine jede Stimmung, in welche mich ſolche geiſtige Aufregung verſetzte, hatte etwas Gewaltſames, was mich innerlich erſchütterte und es iſt mir begreiflich, wie ich den Freunden ſo erſchien, als

lebte ich in einer beſtändigen Spannung, die mich aufreiben müßte. Mehrere mochten dieſe heftige Bewegung ſelbſt als eine durch äußere Reizmittel hervorgerufene, einige wohl ſogar als eine affektierte beurteilen. Es war, möchte ich behaupten, etwas Vulkaniſches in meinem Weſen, wenn dieſes Wort da gebraucht werden kann, wo die hervorbrechende Flamme ſo gewaltſam, wie ſie erſchien, doch mehr anzog, als zurückſtieß, mehr erwärmte, als verbrannte, mehr anregte, als aufregte. — Wenn dieſes Urteil über meine eigene Jugend dem Leſer zu günſtig ſcheinen ſollte, und mehreren vielleicht einem unſchicklichen Selbſtruhme zu ähnlich, ſo darf man nicht vergeſſen, daß hier von nichts Erworbenem die Rede iſt, vielmehr von einer hohen Gunſt der Natur, das heißt, mit einfacheren und einfältigeren Worten: von einer göttlichen Gnade, die mich fortdauernd und faſt bis in mein hohes Alter hinein begleitete, und ſelbſt nach den heftigſten inneren Kämpfen immer von neuem mit Zuverſicht erfüllte und erheiterte. Ich kann mich auf die Art, wie ich den Freunden erſchien, von denen noch mehrere leben, berufen. Ich konnte damals, wenn ich dem Arzt, ſelbſt völlig geſund, meinen Puls hinreichte, als ein Fieberkranker erſcheinen, aber eben deswegen, weil dieſe heftige Äußerung zur Eigentümlichkeit meiner Natur gehörte, enthielt ſie nichts Aufreibendes und ich befand mich niemals geſünder, ja niemals glücklicher, als wenn ich in einer Aufregung lebte, die den Freunden gewaltſam, ja vielleicht gefährlich erſchien, während ſie doch nur die völlig ungezwungene, ja unwiderſtehliche Äußerung einer geſunden Natur war. Eben deswegen arbeitete ich immer am beſten nüchtern und ein jedes Reizmittel, z. B. reizende Speiſen, Weine, ein aufregendes Geſpräch, eine Rede, in welcher ich, was mich innerlich bewegte, wie unwillkürlich preisgab, erſchöpften mich immer auf einige Zeit und hemmten die geiſtige Produktion.

Was nun einer ſolchen Natur Shakeſpeare werden mußte, iſt

leicht einzuſehen; allerdings waren die Perſonen ſeiner Dramen tief im Innern bewegte Gemüter, die das Innerſte, Verborgenſte aufſchloſſen; aber was ſie in Bewegung ſetzte, war nichts Vereinzelndes, die Leidenſchaften ſelbſt, die ſich enthüllten, waren mit der Geſchichte des Volkes, waren durch die Geheimniſſe der Geiſterwelt geſchwängert; und wenn Goethe mich reizte, den Geheimniſſen der Welt in den ſtillen Tiefen des ringenden Bewußtſeins nachzuforſchen, ſo forderte mich Shakeſpeare auf, dieſen Kampf als einen ſolchen zu betrachten, den ich mit den kämpfenden Völkern in der Geſchichte, ja mit den unſichtbaren Geiſtern, die in der Natur verſchloſſen ruhen, teilen mußte, um ſie in ihrer tiefſten Bedeutung zu faſſen. Dieſe beiden großen Dichter, die mich mit der ganzen Gewalt des mächtigen Genius an ſich gezogen hatten, fachten aber den bedenklichen Kampf im Innern an, verſöhnten ihn nicht. Und ſo, indem ein inneres, geiſtiges Leben, in welchem die Wirklichkeit aufging, mich gefangen hielt, ſchienen mir zwar die Gefahren des Kampfes ſelbſt einen unwiderſtehlichen Reiz zu haben, aber immer heftiger ward die Sehnſucht nach dem Frieden. Und oft genug rief ich mit Falſtaff: „ich wollt', es wäre Abendzeit und alles wäre aus".

Spinoza

In einer ſolchen Zeit nun drang ſich mir Spinoza auf. Das Exemplar der Opera posthuma, welches in ſo langer, einſamer Zeit mich mit der größten Anſtrengung beſchäftigte, war mir mehrere Jahre hindurch teuer und bedeutend, ich konnte es faſt nie ohne innere Wehmut betrachten; denn es rief mir Stunden zurück, die ich zu den wichtigſten meines Lebens rechnen muß. Es war das Bedürfnis, bei der Trennung von einem teuern Freunde ihm ein großes Opfer zu bringen, welches mich bewog, ihm dieſes Exemplar zu ſchenken. Indem ich es weggab, dachte ich, wie dies

dem Menſchen ſo oft geſchieht, nur aus mir hinaus, und es fiel mir nicht ein, daß er, wie genau er mich auch kennen mochte, doch unmöglich die Größe des Opfers, welches ich ihm zu bringen vermeinte, ſchätzen konnte. — Das erſte, was ich las, war der Tractatus de intellectus emendatione et de via, qua optime in veram rerum cognitionem dirigitur. Der Titel zog mich an. Hier, dachte ich, wirſt du finden, was Spinoza ſelbſt zur Ausbildung ſeines Syſtems bewog; ein ſolcher perſönlicher Anknüpfungspunkt war mir durchaus notwendig; der Sprung von einem tief bewegten, reichen Leben bis zu dem in der bloßen Demonſtration eingefangenen, würde ſonſt ein salto mortale der gefährlichſten Art geweſen ſein. Mußte doch ſelbſt die abſolute Abſtraktion ſich den Weg bahnen durch eine Phänomenologie.

Was Spinoza in Bewegung ſetzte, was ihn, indem er das Leben betrachtete, quälte und ängſtigte, das konnte mir nicht fremd ſein. Als ich mich in Bergen einſam und verlaſſen fühlte, von der Natur, die ſich meinen Forſchungen verſchloß, von den Freunden, die ſich zurückgezogen zu haben ſchienen, und von mir ſelbſt; als ich mich von dem bunten Gewühle unzuſammenhängender Kenntniſſe, ſchwankender Zuneigungen und wechſelnder Leidenſchaften zurückzog: da ſuchte auch ich einen Ruhepunkt, in welchem das ganze Daſein ſeinen unveränderlichen Stand und ewig durchſichtigen Mittelpunkt fände. Die tiefſte Spekulation war mir fremd, ich wies ſie ab. Was mir bis dahin erſchien, als wäre es ein Abgeſondertes, von allem übrigen Getrenntes, als enthielt es eine Aufgabe, dem eigentlichſten friſcheſten Leben fremd, ein bloßes Spiel des Scharfſinnes, — trat jetzt als eine bedeutende Wiſſenſchaft hervor. Ich ſelbſt ward aufgefordert, als Lehrer die Jugend auf den ſogenannten Nutzen der Wiſſenſchaft aufmerkſam zu machen: aber dieſer hatte mit dem urſprünglichen Triebe, der das Erkennen in Bewegung ſetzte, nichts

gemein. Dieſe Quelle brach aus einer geheimeren Tiefe hervor, die mir zu erforſchen vor allem wichtig ſchien. Allerdings hatte ſchon die Zeit ſich in den beſſeren ihrer Geiſter von dieſem geringeren Standpunkte des Nutzens abgewandt. Ich dünkte mir etwas damit, ſelbſt in meinen Vorträgen den ſogenannten Nutzen des Erkennens nur als ein Untergeordnetes darzuſtellen; der wahre Wert des Erkennens liege, ſo lehrte ich, in ihm ſelber: und dennoch, was gab uns denn nun dieſes in ſich geſchloſſene ſelbſtändige Erkennen, ſo wie es, von den Quellen des Handelns und Daſeins abgetrennt, in hohler Vornehmheit daſtand? — Der Formalismus der Schule, was war er, dem warmen Leben gegenüber? Das hatte mich, ich kann ſagen, von meinen Knabenjahren an gequält. Dieſes Zerriſſenſein in den innerſten Tiefen das Daſeins war mir das Entſetzlichſte, was ich denken konnte, und keiner in der Welt war weniger als ich fähig, die rein abſolute Trennung einer theoretiſchen und praktiſchen Vernunft aus Überzeugung anzunehmen.

Zweierlei, ſagt Kant, ergreift mich jederzeit vor allem: es iſt das Sternengewölbe über und das Sittengeſetz in mir. Aber jenes erkenne ich nur in mathematiſch ſtrengen Geſetzen der Bewegung, gefeſſelt und gefangen, es bleibt vom Leben getrennt; dieſes, die Quelle lebendigen Handelns, hat ſich in dem Innerſten des Daſeins verborgen, und iſt der Erfahrung ebenſo unzugänglich, wie das Innere der Natur. Die Natur erkennen wir nicht, ſondern nur ihre Erſcheinungen; ob wir die Realität des Sittengeſetzes durch unſere Handlungen ausdrücken, das wiſſen wir nicht. Was wir durch das Erkennen wiſſen, iſt ein Unwahres; das Wahre ſollen wir durch unſere Handlungen darſtellen; aber keine Erfahrung vermag uns über die eigentliche Quelle unſerer Handlungen zu belehren. Die ſichere ſinnliche Kunde gibt dem Menſchen eine Unwahrheit, und wir wiſſen, daß ſie eine ſolche iſt,

und tröſten uns darüber, weil wir alle auf eine gleiche Weiſe betrogen werden. Eine Stimme der Wahrheit ertönt, aber wir bleiben dennoch über dieſe in fortdauernder Unkunde.

Es war offenbar die klare Einſicht, daß jenes Zerreißen, durch welches Erkennen und Leben, aus derſelben Quelle entſprungen, ſchmerzhaft und auf immer voneinander getrennt wurden, mich von der Kantiſchen Philoſophie entfremdete.

Wie ganz anders trat mir die innere Bewegung einer Seele entgegen, die in ihrer Sehnſucht nach geiſtiger Ruhe ſich der eigenen Forſchung ernſthaft zuwendet, wie ſie bei Spinoza erſcheint. Nachdem er nämlich den Wert aller äußeren Güter unterſucht und ihre Wichtigkeit erkannt hat, ſagt er:

„Als ich alſo ſah, wie dieſe Güter mich nicht allein hindern würden, wenn ich einem neuen Werke nachſtrebte, ſondern dieſem ſogar entgegengeſetzt ſeien, ſo daß ich von jenem oder dieſem notwendig abſtehen müßte, drang ſich mir die Unterſuchung auf, welches mir am nützlichſten ſei, weil, wie es ſchien, ich in Begriff ſtände, ein ſicheres Gut (das ſinnliche) einem unſicheren aufzuopfern. Aber nachdem ich über dieſes Verhältnis hinlänglich nachgedacht hatte, entdeckte ich bald, daß, was ich hinter mich zu werfen mich entſchließen müßte, indem ich mich einem neuen Werke zuwandte, wie mir die Erfahrung gezeigt hatte, ein Gut wäre, welches ſeiner Natur nach ein ungewiſſes genannt werden müßte, das aber, was ich ſuchte, war zwar auch ein ungewiſſes, aber nicht ſeiner Natur nach; denn ich wollte ja eben ein bleibendes Gut; nur der Erfolg meines Strebens war unſicher.

Indem ich nun immer tiefer nachſann, ward es mir immer klarer, daß ich doch mich entſchließen müßte, ſichere Übel einem unſicherem Gute zu opfern; ich ſah mich nämlich von einer großen Gefahr ergriffen, ſo daß ich gezwungen wurde, einem jeden Mittel, ſelbſt dem unſichern, mit allen Kräften nachzu-

ſpüren. Wie ein Kranker, der an einem tödlichen Übel leidet, indem er den ſichern Tod vor ſich ſieht, ſeine ganze Hoffnung ſelbſt in das unſichere Heilmittel ſetzt. Aber alles, was der Menſch gewöhnlich benutzt, gibt nicht allein kein Mittel, um unſer wahres Daſein zu erhalten, ſondern dieſes wird gehemmt, und jene Mittel ſind oft Urſache des Unterganges derer, die ſie beſitzen, und immer die Urſache des Unterganges derer, die von ihnen beherrſcht werden."

Ich verglich dieſe Einleitung zur Ethik mit der Einleitung zu Kants Kritik der reinen Vernunft, und der Gegenſatz zwiſchen einem Schulthema und einer aus allen Quellen des Daſeins hervorſtrebenden Spekulation ward mir klar. Ich habe ja wohl auch von meiner früheſten Kindheit an gehört, daß das Erkennen mit dem Gewiſſen und die Demonſtration mit der Erbauung nichts zu teilen habe, obgleich ich noch in meinen alten Tagen dieſe triviale Ermahnung als eine Belehrung habe hinnehmen müſſen. Ich aber bewahrte das deutlichſte Bewußtſein davon, daß man alle Tiefe des Lebens in ſich bewahren müſſe, ſelbſt wenn man den Formalismus desſelben als feſten Denkprozeß aufs ſchärfſte aufzufaſſen und darzuſtellen ſuchte, daß dieſer, von jenem getrennt, alle Bedeutung verlöre, ſo daß nur das Leere ſich im Leeren abſpiegele. Hier nun trat mir ein Mann entgegen, der — eben ein Mann im kühnſten Sinne des Wortes — ſich, von den Feſſeln des Daſeins ergriffen, um jeden Preis befreien wollte, und zwar nicht teilweiſe, ſondern ganz und durchaus. Zwar war er entſchloſſen, alles hinter ſich zu laſſen, was ihn an das ſinnliche Leben feſſelte, um im ſichern, unwandelbaren Zentrum des Daſeins Ruhe, Frieden und Freiheit zu finden: aber dieſer kühne Entſchluß war ihm nicht ein Schulthema, ſondern eine innere Aufgabe des Lebens ſelber; nicht bloß eine Lehre, ſondern ein Kampf des Lebens; eine reinigende Geſinnung, ja in

ſeinem Sinne, inmitten der ſtrengſten Form, ein fortdauernder Reinigungsprozeß. Jetzt erſt ward ich durch den Titel ſeiner Lehre überraſcht, er nannte ſie nicht Metaphyſik oder Logik, ſondern Ethik; ſie ſollte nicht bloß der Ausdruck einer Lehre, ſondern der einer Geſinnung ſein, und war es. Man hat ihn, ſagte ich mir, „Determiniſt" genannt, und hier trat er mir entgegen als derjenige, der mit der größten geiſtigen Kühnheit den Mittelpunkt der Freiheit ſuchte. Er wolle, behaupteten andere, die geringfügigſten Schattenbilder der Erſcheinung als Teilnehmer eines göttlichen Daſeins aufſtellen, und ich las mit Erſtaunen, wie er, dieſe verſcheuchend, nur in der durchſichtigen Klarheit der Einheit Gottes, ſicheres Erkennen und zugleich Ruhe des Daſeins zu finden ſtrebte; und dieſer Mann ſtand durch die Schärfe ſeiner Darſtellung, durch die Strenge ſeiner Demonſtration ſeit Jahrhunderten als ein zwar verfolgter und verkannter, aber als ein unüberwundener da. Eben, was den Jacobi zurückſchreckte, die entſchiedene Kühnheit ſeines Unternehmens, zog mich unwiderſtehlich an. Es wurde mir klar, daß das Geſchrei nach Freiheit, welches um mich herum alle Zungen in Bewegung ſetzte, ſo wie es inmitten der nie aufzulöſenden Widerſprüche der erſcheinenden Geſchichte laut ward und eine Löſung ſuchte, ſinnlos, ja albern zu nennen wäre. Nur derjenige, der ſich ſelber auf eine ewige Weiſe Genüge leiſtet, iſt frei. Gelingt es dir, an ſeinem Leben teilzunehmen, dann erſt magſt du auch ſelbſt frei ſein, wie er.

Ich begriff, daß ein Geiſt, wie Leſſing, notwendig Spinoziſt werden mußte. Alle früheren religiöſen Erinnerungen waren verſchwunden; ich hatte rein vergeſſen, daß Leſſing als Verfaſſer der Erziehung des Menſchengeſchlechts mir eben deswegen ſo lieb war, weil hinter ſeiner Darſtellung eine göttliche Offenbarung im chriſtlichen Sinne noch ſtattfand. Mit einer Begierde, die faſt an Leidenſchaft grenzte, die durch die religiöſe Furcht, die ſich

noch im Hintergrunde meiner Seele erhielt, mich nur noch mehr reizte, ging ich an die Arbeit; die Furcht ſelbſt diente als Stachel einer kühnen, geiſtigen Luſt, die mich ergriff.

Mehrere Wochen hindurch ward ich den Freunden unzugänglich; wie ein Träumender erſchien ich auf dem Katheder; ich wollte unter jeder Bedingung die Aufgabe löſen, die ſich Spinoza geſtellt hatte. Ich wollte ſie löſen durch ihn, oder wie er; ſie ſollte meine eigene werden, wie ſie die ſeinige war. Ich hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die echt ſpekulative Sprache war mir fremd, aber zum erſten Male trat mir die philoſophiſche Konſequenz, die ſich in ſich ſelber zu faſſen ſuchte, und aus ſich ſelbſt verſtanden ſein will, mit ihrer ganzen Gewalt entgegen. Ich ſah es ein, daß ich die Ausdrücke aus der Schrift ſelbſt deuten müßte, aus der Art, wie ſie benutzt wurden. Ich entſagte allen äußeren Hülfsmitteln; ich begriff, wie dieſelben Ausdrücke, aus einer anderen Gedankenreihe herausgeriſſen, mich bei dem Studium des Spinoza nur irre leiten würden: ihn hatte ich und den eignen ringenden Geiſt; dieſe beiden ſollten ineinander aufgehen und Eins werden, alles andere war für mich nicht da.

Ich geſtehe es, ich denke mit einer Art von Schauder an dieſe Zeit, an die wunderbare, geiſtige Einſamkeit, in welcher ich lebte, an die raſtloſe Anſtrengung, die mich ergriff und bei Tage und in der Nacht kaum einen Augenblick ruhen ließ. Es gab Augenblicke, wo mir alles dunkel ſchien, und ich faſt die Hoffnung aufgab, dieſen mächtigen Geiſt zu faſſen; dann eben, wenn ich der Verzweifelung nahe war, trat plötzlich ein Licht hervor, und was mir früher unverſtändlich ſchien und jeden Fortſchritt hemmte, lag in lebendiger Klarheit fördernd vor mir da. Ich las immer rückwärts, indem ich fortſchritt, ich ſchlug einen jeden zitierten Paragraphen gewiſſenhaft nach, ſelbſt wenn ich mit ſeinem In-

halte völlig bekannt zu ſein glaubte. Es war mir eine Gewiſſensſache geworden, durchzudringen, und nichts Schwankendes, nichts Unklares zu dulden. Rang ich doch, wie Spinoza ſelbſt, nach abſoluter Klarheit und Beſtimmtheit. Ich fühlte jetzt zum erſten Male in meinem Leben, daß eine geiſtige Macht ſchon lange gefeſſelt in meinem Bewußtſein geſchlummert hatte, daß es dieſe war, die ſich in meinen geiſtigen Träumen bewegte, und jetzt erwachte, um ſich frei zu äußern. Geſteht man mir irgend ein eigentümliches, ſpekulatives Talent zu, ſo muß ich geſtehen, daß es Spinoza war, der es zuerſt erweckte. Wie ich alles, was ich tat, gewaltſam ergriff, ſo auch dieſes mir ſo wichtige und ernſthafte Studium, und während ich unaufhaltſam, wie Spinoza, die Löſung der Aufgabe als eine geiſtige Lebensſache betrachtete, merkte ich nicht, wie der frühere lebendige Reichtum, der mich in Bewegung geſetzt hatte, verloren ging und zu verſchwinden drohte.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, hier eine ausführliche Darſtellung der Bedeutung des ſpekulativen Wertes des Spinozismus zu geben; nur den Eindruck, den Spinoza auf mich machte, ſei es mir erlaubt, hier kurz darzuſtellen.

Daß Gott ein ewiges, unveränderliches Weſen, daß in ihm keine Perfektibilität denkbar ſei, da er die Vollkommenheit ſelbſt, das ſich abſolut ſelbſt Genügende ſein muß, daß daher keine Prädikate, die von einem endlichen und beſchränkten Weſen gelten, auf ihn ihre Anwendung finden können, war mir vollkommen einleuchtend; ebenſo, daß es nur Einen Gott, alſo nur Eine wahrhafte Subſtanz gebe. Alle Modi alſo, inſofern ſie ſich zu göttlichen Attributen ſteigern, müſſen ſich, wie ihrer Perzeption, ſo ihrer Exiſtenz nach, inſofern ſie ſubſtantiell ſind, in der einen Subſtanz auflöſen; dann aber auch an dem abſolut ſich ſelbſt Genügenden teilnehmen und ewig ſein, wie er. Ein endliches

Weſen, als ein partikuläres, im Gegenſatze zu einem anderen, hat keine Realität für Gott, alſo überhaupt keine. Daher kann von keinem partikulären Willen die Rede ſein, und alles, was der Menſch als ein vereinzeltes Weſen will, hat als ſolches keine Bedeutung; der allgemeine Wille aber, der göttliche, vermag nicht als ein ſolcher ſich zu manifeſtieren; denn er iſt nicht ein Wille, der ſein Ziel ſucht, vielmehr es auf ewige Weiſe gefunden hat; ſtrenger alſo geſagt, nicht gefunden, ſondern ſeiner innigſten Bedeutung nach mit ſeinem Gegenſtande eins iſt. Der menſchliche Wille aber iſt ein ſolcher nur deswegen, weil er von ſeinem Gegenſtande getrennt iſt; dann aber iſt er jederzeit ein partikulärer, das heißt: ein ſolcher, der ſein Komplement findet in einem andern Willen, und ſo fort in das Unendliche. — Ich, der ich auf die mannigfaltigſte Weiſe innerlich bewegt war, fand mich wunderbar überraſcht, als mir klar ward, was ich eigentlich die Spinoziſtiſche Geſinnung nennen müßte. Dieſes nämlich: daß das geiſtige Erkennen eben darin ſeinen Wert hat, daß es den Willen, je tiefer es in das Subſtantielle der Dinge eindringt, deſto umfaſſender, nicht als einen partikulären Willen allein, ſondern als das Gemeinſchaftliche mehrerer, in dem Begriffe der Einheit der Perzeption aufnehmen wird; daß dieſer ſich immer erweiternde Wille, inſofern er wieder ein Partikuläres findet, nicht ruhen kann, bis er von jedem Entgegengeſetzten, alſo von jeder Affektion befreit iſt; dann wird er in der göttlichen Selbſtgenügſamkeit ausruhen, aber auch als Wille verſchwinden. Der Menſch iſt erſt frei, wenn er in der abſoluten Selbſtbefriedigung des Weſens ſelbſt aufgeht, wenn ſeine partikuläre Perzeption in der Einheit der göttlichen verſchwindet, d. h.: wenn er aufhört, ein Wollender zu ſein. Alles daher, was uns als ſinnliche Weſen in Bewegung ſetzt, Freude und Trauer, Wünſche und Hoffnungen, ja ein jedes beſchränkte Erkennen, wie ein jedes vereinzelte Wollen,

in welchem wir törichterweiſe unſere Freiheit ſuchen, legt nur ein Zeugnis unſerer Knechtſchaft ab.

Dieſe erhabene Lehre, die bei Spinoza ganz ihn durchdringende Geſinnung geworden war, ergriff mich, als es mir gelungen war, ſie zu durchſchauen, aufs allertiefſte. Ich ſah es ein, wie eine Vielheit beſtimmter Weſen teilnehmen könnte an der Unendlichkeit des Göttlichen, und ewig ſein, wie er, wenn ſie als Gedankenbeſtimmungen Gottes, die als ſolche zugleich Exiſtenz und Wirklichkeit haben, betrachtet werden; dieſe Gedankenbeſtimmung eines ewigen und unendlichen Weſens aber iſt, wie ihre Totalität, beſtimmt, nicht durch ein anderes, ſondern durch ſich ſelbſt, das heißt: als das Ganze in dieſer beſtimmten Form, ein actu Unendliches, ein infinitum vi naturae suae. Die Schärfe der Demonſtration, der Methode, war nichts anderes, als der adäquate Ausdruck der Feſtigkeit und Klarheit der zur Geſinnung geſteigerten feſten Überzeugung. Wie Gedanke und Exiſtenz im göttlichen Weſen, ſo waren Lehre und Geſinnung bei Spinoza ſo vollkommen eins, daß es ein vergebliches Bemühen wäre, ſie in der Trennung zu faſſen. Die Immanenz Gottes in der Natur, als ſolche erkannt, und durch das Erkennen verwirklicht, ſelbſt bis zur höheren Natur (natura naturans) geſteigert, ſprach nichts anderes aus, als dieſe Einheit.

Solange ich mich beſtrebte, dieſe wahrhaft erhabene Lehre zu faſſen, war ich in beſtändiger Spannung; ich hatte und kannte keinen anderen Wunſch, als den, das Ganze geiſtig zu umfaſſen und mir eigen zu machen. Und als es mir nun gelungen war, als ich vermochte, mit ebenſo vieler Klarheit von dem fünften Teile: de libertate humana, rückwärts zu leſen, wie von vorne anfangend bis zu Ende; als ich überzeugt war, Spinoza ganz verſtanden zu haben, bemerkte ich erſt, wieviel ich verloren hatte. Die ganze lebendige Natur, das ganze bunte Leben ſchien mir

erblaßt und ergraut; hinter mir lagen alle Wünſche und Hoffnungen, denn ich mußte mir es geſtehen, daß ſie als ſolche eine Unwahrheit enthielten, und ihre wahre Bedeutung nur dann erlangten, wenn ſie ſie ſchlechthin verloren hatten. Dieſe abſolute Uneigennützigkeit vernichtete, ſo ſchien es mir, etwas Heiliges und Teures, was ich um jeden Preis erhalten müßte. So war ich freilich in einen ſcheinbar ähnlichen Zuſtand geraten, wie Jacobi, aber dennoch in einen durchaus verſchiedenen; ich war von der Überzeugung durchdrungen, daß ich etwas gewonnen hätte, dem ich nie wieder zu entſagen vermochte, ja, nicht wollte; es lag ſo wenig eine Verzweiflung in der momentanen Entſagung alles deſſen, was mich früher durchdrang und beſchäftigte, daß vielmehr das vorübergehende Erſchrecken ſich plötzlich in eine innere, hoffnungsvolle Freude verkehrte, als hätte ich den tiefen elaſtiſchen Boden aller freien geiſtigen Tätigkeit gefunden.

Man muß bedenken, daß alle geiſtigen Verhältniſſe, die ſich an mich herangedrängt hatten, keine Ahnung von wahrer Spekulation enthielten, daß Kant ſelbſt den Menſchen hinſtellte, einem Froſche gleich, der den Kopf zwar ausſtreckt und das ſtarre Auge erhebt in die unendliche Atmoſphäre eines höheren Daſeins: aber ohne irgend etwas zu erkennen, in den Sumpf ſinnlicher Kategorien, als in die eigentliche Heimat, ſchnell wieder eintaucht. Das δος μοι που στω, wie es auf dem Titel der Jacobiſchen Schrift als Motto ſteht, drückt bekanntlich nicht eine Hoffnung, ſondern die abſolute Hoffnungsloſigkeit aus. Den feſten Boden, den Jacobi durch Spinoza hätte erhalten können, ſtieß er mit Schauder von ſich, und ein bloßes Gefühl, was nie zum klaren Bewußtſein heranreifen konnte, ſollte ihm das aufgegebene Erkennen, welches, wie er meinte, notwendig zum Atheismus führen müßte, erſetzen. Für mich hatten dieſe Worte einen ganz anderen Sinn. Ich ſuchte für das Göttliche, was ich zwar für immer

gewonnen hatte, den Gott meiner Kindheit; ja, ſo wenig hatte mich Spinoza zum Atheiſten gemacht, daß das, was ſich in mir bewegte, keineswegs ein erſtarrtes, in ſich abgeſchloſſenes, in Demonſtrationen gefeſſeltes Bewußtſein war, daß vielmehr eben dieſes Ganze, in ſich Geſchloſſene innerlich zu pulſieren anfing und lebendig ward, und zwar ſo, daß dieſe Pulſe wie ein Odem des lebendigen Gottes bis ins unendlich Kleinſte der Natur und Geſchichte ſchlugen. Freilich rief auch ich aus: „Zeig' mir die Stelle außerhalb, damit ich von dieſer aus das Ganze in lebendige Bewegung geſetzt erkenne". Ich hatte ſie nicht gefunden, aber ich wußte, daß ſie da war, ja ich hielt mich für überzeugt, daß ſie dem ernſten Forſcher zugänglich ſein müſſe. —

So hatte ich das Fegefeuer des Erkennens zwar nicht überſtanden, ich durchſchritt es, aber nicht als einer, der in dieſem einheimiſch war; die lange für mich verſchwundene Beatrice hatte mir den Virgil geſandt, und wie mannigfaltig meine Verirrungen ſein mochten, erkannte ich dennoch, daß der Himmel meiner Kindheit zwar düſter und umwölkt geweſen war, ſo daß kein Sonnenſtrahl durchbrach, aber daß er in ſeiner ewigen Klarheit hinter den Wolken ruhte, und daß dieſe ſich einſt zerſtreuen würden.

Es war eine ſeltſame Zeit der geiſtigen Erwartung, in der ich damals lebte; es war mir fortan unmöglich, mich mit ſinnlichen Gegenſtänden in ihrer Vereinzelung ſo zu beſchäftigen, daß die Kunde derſelben, wenn auch noch ſo genau, mich auf irgend eine Weiſe befriedigte. Den Standpunkt, nach welchem eine geiſtesſchwangere Kombination mich ſchon früh hinzuweiſen ſchien, den ich ahnete, ja als die ſchwellende Knoſpe in allem Erkennen auffaßte, ſuchte ich jetzt mit großer Ungeduld.

Rouſſeau

Kiel 1797

Ein Schriftſteller, der mich in dieſer Zeit mehr wie billig beſchäftigte, war Rouſſeau, den ich zwar früher kannte, der mich aber, als ich die Heloiſe, den Emil und die beiden bekannten politiſchen Schriften, dann ſeine Konfeſſionen, mit wahrer Leidenſchaft hintereinander las, wie durch ein entgegengeſetztes Extrem gegen die ſtarre Ruhe des großartigen Spinoza in: „Staat, Erziehung und die ſich ſelbſt betrachtende Perſönlichkeit", in eine bizarre Vereinzelung hineinzog, aus welcher ich mich dennoch, nach einer kurzen kranken Zeit, wieder zu retten ſuchte.

Wichtiger war mir die Bekanntſchaft eines jungen Mannes, der einen großen Einfluß auf mich ausübte, und mich zuerſt in die lebendig bewegte Mitte des geiſtig ſtrebenden Deutſchlands verſetzte: es war Riſt, ein Enkel des bekannten geiſtlichen Liederdichters Johann Riſt. Er kam von Jena zurück, wo er Fichte gehört hatte.

Fichteaner

Kiel 1797

Ich gehörte von jetzt an einem Kreiſe von jungen Männern zu, die mehr oder weniger Fichte anhingen, aber doch auf eine völlig ſelbſtändige Weiſe. Zwar lernte ich nur Riſt perſönlich kennen, begrüßte, für jetzt nur vorübergehend, den als Philoſophen berühmt gewordenen Berger, trat erſt ſpäter mit Thaden und mit dem älteren, durch ſeine Schriften bekannt gewordenen Hülſen in perſönliche Verbindung, ſowie mit dem jetzigen Bürgermeiſter in Bremen, Schmidt. Gries, der berühmte Überſetzer, den ich in Jena ſpäter kennen lernte, gehörte zu dieſem Kreiſe, ſowie der allgemein bekannte Philoſoph Herbart, den ich nie perſönlich kennen lernte.

Auf den Universitäten in Deutschland bildete sich eine Vereinigung von geistig bewegten tüchtigen Männern, die auf eine kräftige Weise, von großen Entschlüssen durchdrungen, sich für ein bedeutendes Leben auszubilden suchten. Der edle Greis Hensler äußerte sich einst über diesen Gegenstand auf eine Weise, die mir unvergeßlich geblieben ist. „Wie wichtig", sagte er, „müssen die deutschen Universitäten uns erscheinen, wenn wir sehen, wie aus ihrer Mitte die kühnen Männer hervorgehen, die, mit klarer Übersicht der Verhältnisse, und von großen Ideen geleitet, der versunkenen Vergangenheit, der unverständigen Gewalt, oft mit Erfolg entgegen zu treten wagen. Schon werden viele Fürsten in Deutschland und kleine Höfe durch sie geleitet und veredelt." Freilich hatte eine ähnliche Ansicht der deutschen Universität sich mir schon längst aufgedrängt: aber rührend war es mir, von dem gelehrten Greise, der sich sonst immer über naturwissenschaftliche Gegenstände mit mir zu unterhalten pflegte, diese Anerkennung eines jugendlich frischen Lebens zu vernehmen.

Cynismus und Sentimentalität

Die frühere Sturm- und Drang-Periode, die allerdings auch ein edleres Streben in sich schloß, hatte doch, ihrer herben Form nach, etwas dem rohen Burschenleben Verwandtes. Während dieser Zeit trat die Jugend in einer starken Opposition gegen die sozialen Verhältnisse hervor. Ein unklares Ideal schwebte dem Jünglinge als das innerste Wesen seines Daseins vor. Aber indem er es für unerreichbar erklärte, vernichtete er in der Tat sein eigenes Dasein, indem er es als ein nicht darzustellendes aufzufassen suchte. So in einem inneren Widerspruche mit sich selbst und der Gesellschaft entstand ein Cynismus des Betragens, der, obgleich er einen andern Ursprung hatte, dennoch dem des gewöhnlichen Studentenlebens verwandt war, und sich auch wohl

gelegentlich mit ihm verbinden mochte. Das unerreichbare Ideal nahm nach der Verschiedenheit der Gesinnung einen doppelten Charakter an, kam aber nie über die Verneinung der Wirklichkeit hinaus. Es war einerseits der Trotz, der in allen bestimmten Einrichtungen des Staates und der Geselligkeit ein Unwürdiges erblickte, dem man sich nicht unterwerfen dürfe, während dasjenige, was an die Stelle treten sollte, dennoch ein völlig Gestaltloses blieb; andererseits eine weichliche Sentimentalität, der man sich ergab, indem man das nie zu verwirklichende Ideal wie ein dunkles Traumbild, bald erweitert, als menschliche Glückseligkeit umfaßte, bald enger, als Gegenstand der Liebe zu erkennen wähnte. Es war natürlich, daß dieser Widerspruch sich nicht zu erhalten vermochte. Der Trotzige mußte sich der Gesellschaft fügen, und die Opposition verwandelte sich nicht selten in eine spießbürgerliche Nachgiebigkeit. Der Sentimentale übertrug zwar sein Traumbild auf irgend ein Mädchen, aber Amt und Ehe vernichteten schnell genug alle Ideale der Jugend. Indessen darf man keineswegs glauben, daß dadurch, daß der Widerspruch unaufgelöst in so vielen Gemütern vernichtet ward, er selbst aufgehört hatte, seine Lösung zu suchen. Er war kein willkürlicher, vielmehr mußte man ihn einen geschichtlich notwendigen nennen. Er entstand, indem der religiöse Mittelpunkt aus dem Leben verschwunden war, indem der Glaube sich von den Elementen der allgemeinen Kultur getrennt hatte, und selbst durch diese Trennung in verschiedene Richtungen zerfiel: so daß er teils in der unbestimmten Sentimentalität der Brüdergemeinde, teils in dem harten Trotze der Pietisten, teils in der starren Orthodoxie der Schriftgelehrten auseinanderfiel, nirgends aber die wahre Wirklichkeit, die nur in der Einheit dieser auseinandergefallenen Momente lebendig wird, darzustellen vermochte. Aber der auch von der Religion ausgeschiedene Staat stellte sich in denselben

Momenten der Trennung dar; die ſtarre Form der überlieferten Rechtsverhältniſſe ward, wie die Orthodoxie, feſtgehalten, obgleich ſie den Verhältniſſen des ſich unaufhaltſam entwickelnden Lebens nicht entſprach. In allen Richtungen des Staates äußerte ſich eine Sehnſucht nach einer inneren Übereinſtimmung aller Lebensmomente, und ſie ſuchte bald ihre Verwirklichung dadurch herbeizuführen, daß ſie eine wohlwollende Geſinnung in den Gemütern nährte, die auf eine allgemeine Glückſeligkeit hinſtreben ſollte, bald mit wachſender Ungeduld eine Veränderung hemmender Inſtitutionen forderte. In Deutſchland entſagte dieſe Bewegung niemals ihrem ideellen Charakter. Man kann behaupten, daß Goethe derjenige war, der dieſe getrennten Momente der Oppoſition zuerſt vereinigte, indem er ſie mit großer Genialität in ihren Extremen ausbildete, die ſentimentale Richtung durch Werther, die trotzige in Götz darſtellte. In der Tat hatten dieſe Extreme in ihrem tragiſchen Untergange ſchon die entgegengeſetzten Elemente in ſich aufgenommen, und wenn Goethe durch die Anmut und Tiefe ſeiner Darſtellung eines Daſeins, welches noch in einem Kampfe mit der Wirklichkeit begriffen, dennoch eine geordnete Entwickelung desſelben anerkannte, ſo war Schiller dazu berufen, der ideellen Seite einen weſentlichen Inhalt zu geben. Es iſt merkwürdig, daß Goethe mit großem Zorne die Richtung betrachtete, die durch eine wilde Oppoſition gegen alle geſelligen Verhältniſſe in Schillers Räubern ſich geltend machte; Goethe ging wirklich von der Sentimentalität aus, nicht als von einem Urſprünglichen, ſondern als von einem Fremdartigen, welches er abzuweiſen hatte, oder vielmehr, welches durch eine reiche, in ſich ſichere Naturwirklichkeit aſſimiliert werden ſollte. Bei Schiller war dagegen die Sentimentalität das Urſprüngliche; er hatte den wilden Trotz, als ein Fremdartiges, ſich anzueignen gewußt, und aus der Gleichſetzung beider entſtand jenes moderne

ſittliche Rittertum, welches den edleren Teil der akademiſchen Jugend tiefer noch als die Goetheſche reiche Naturpoeſie ergriff.

Die modernen Staaten haben beſtimmte Stadien zu durchlaufen, die man Entwickelungsſtufen nennen kann, indem ſie auf organiſche Weiſe verbunden, in- und miteinander ſind, und ſich wechſelſeitig fördern. Es ſind lebendige Aſſimilationsprozeſſe, die ſich untereinander bedingen; der Staat hat mit einer ſinnlichen Wirklichkeit zu kämpfen, die ſich teils als ſeine eigene geſchichtliche Vergangenheit darſtellt, teils als eine ſich gleichbleibende, nie in ſich zu verändernde Natur. Der letzteren muß er ſich hingeben, wenn er ſie beherrſchen will; die erſtere muß ſich ihm fügen, denn ſie enthält die Momente ſeiner inneren Entwickelung. Ergreift ſich der Staat in dem Bewußtſein ſeiner eigentümlichen Herrſchaft über die Natur und ſeiner geſunden geſchichtlichen Entwickelung, ſo hat er auch eine eigene, ſeiner Lebensfunktion entſprechende Kultur. Das materielle Intereſſe ſtellt die geſunde Aſſimilationsſtufe dar; der Staat, als ſolcher, iſt zugleich ein Volk, eine Nation; es bildet ſich ein Nationalgefühl, welches alle Bürger durchdringt, ein gemeinſchaftlicher Lebenshauch, der ſie leitet, formiert, ſo daß eine jede Perſönlichkeit ſich durch ihn befreit, nicht gehemmt fühlt.

Nationale Poeſie und Philoſophie

Daß eine ſolche Kultur ein geſundes Leben erlangt hat, daß ſie ſich in einer in ſich geſchloſſenen Form gefunden hat, erkennt ſie nur durch eine nationale Poeſie. Es gibt kein wahres Volk ohne dieſe; ihr aber fehlt die tiefſte Bedeutung, wenn ſie nicht aus einem nationalen Leben entſprungen iſt. Aber ebenſo gewiß iſt es, daß keine Philoſophie ohne Poeſie eine ſichere Form erhalten kann. Wie dieſe die getrennten Momente des ſinnlichen Daſeins zur lebendigen organiſchen Einheit ſteigert, in welcher

das Geſchiedene erſt eine volkstümliche Wirklichkeit erhält, ſo iſt die Philoſophie die höhere Einheit der Poeſie und des ſinnlichen Daſeins ſelber.

In Deutſchland, wie es ſich in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts geſtaltete, war Schiller der eigentlich populäre Dichter (freilich nur der Gebildeten). Goethes tiefer, dichteriſcher Naturſinn war den meiſten, ſelbſt unter ſeinen Verehrern, ein Geheimnis. Es war in der Tat eine nationale Poeſie, die mit Schiller ſich regte, und ſie verwirklichte ſich in den edelſten Gemütern durch ein ſittlich nationales Rittertum, welches nicht bloß in einem leeren, halsſtarrigen Trotze ſich feſthielt, vielmehr zur entſchiedenen Tat ſich aufgefordert und reif fand. Der philoſophiſch ſtarke, ſich ſelbſt faſſende Ausdruck dieſer Tat war Fichte, der ſich zu Schiller verhielt, wie Schelling zu Goethe. Jenes Verhältnis von Schiller zu Fichte, wie es ſich jahrelang erhielt, und eine immer bedeutendere nationale, wenngleich innere, Epoche bildete, die in die inneren großen Ereigniſſe tiefer eingriff, als man glaubt, wird uns ſpäter beſchäftigen. Durch Riſt und die mit ihm verbündeten Freunde trat die erſte Morgenröte der Vereinigung der Spekulation mit der Poeſie mir entgegen.

Fichte. Riſt

Als Fichte hervortrat, ſchrie man über die abſtruſe Grübelei, die den jungen Mann von aller Wirklichkeit entfernte, die ihn verlockte, ſich mit leeren metaphyſiſchen Spitzfindigkeiten zu beſchäftigen, ihn einem innern, nie zu ſchlichtenden Zwieſpalte, ja wohl ſogar dem Wahnſinne preisgab. Und dennoch iſt es gewiß, daß eben aus der Fichteſchen Schule junge Männer hervorgingen, die mit einem wahrhaft praktiſchen Sinne eine große Begeiſterung verbanden. Der Begriff perſönlicher Unabhängigkeit ward jetzt nicht ſo aufgefaßt, als ſolle man ſich von der Welt trennen, und

in leerer Tatenloſigkeit klagend verharren; die Freiheit erkannten die jungen Männer in der aus der Selbſtbeſtimmung hervorgehenden Tat; dieſe aber verwirklichte ſich nicht dadurch, daß ſie ſich über beſtehende Verhältniſſe in leeren Klagen äußerte; dadurch vielmehr, daß ſie das Gegebene anerkannte, aber auch zu beherrſchen wußte.

Fichte hat wenige Philoſophen gebildet, aber viele tüchtig geſinnte Menſchen. Als ein ſolcher erſchien mir nun Riſt, und daß die großen Entſchlüſſe, die ihn durchdrangen, aus einem ganz andern Boden entſprangen, daß ſie durch ganz andere Verhältniſſe genährt wurden, als diejenigen, die, wenn ſie auch mehr in die Ferne traten, ſo wie ſie in Kopenhagen entſtanden waren, doch noch immer mich in Bewegung ſetzten, gab ihnen einen ganz eigentümlichen Reiz.

Jetzt erſt, ſchien es mir, verließ ich das Schiff, welches ohne ſichern Grund auf einem ſtets bewegten Meere herumgeworfen wurde, und landete in Deutſchland. Wenn Spinoza wie ein altteſtamentariſcher Prophet mir das Chriſtentum des Erkennens in dunkeln Weisſagungen verkündete, ſo fühlte ich jetzt, daß eine neue irdiſche Heimat, nach welcher ich mich ſchon frühzeitig hingezogen fühlte, aus welcher ich eigentlich hervorzuwachſen beſtimmt war, ſich mir geheimnisvoll und ſtille zubereitete. — Dieſe jugendliche Freundſchaft, die mir gleichſam ein neues Vaterland eröffnete, die mir für alles, was ich wollte, neue Ausdrücke gab, iſt mir viel wichtiger geworden, als mein noch lebender Freund ſelbſt wiſſen oder ahnen kann.

So lieb mir mancher meiner jungen Freunde, ſo teuer, ja wichtig mir ſelbſt Köſter und Mackenſen waren, ſo fehlte mir noch derjenige, der mein ganzes Daſein in Anſpruch nähme, und mit allem, was ſich Beſſeres und Edleres in mir regte, von innen heraus auf einen anderen Boden verſetzte. Riſt beſaß faſt alles,

möchte ich ſagen, was mir fehlte; wenn ich faſt fortdauernd aufgeregt und innerlich bewegt war, ſo erſchien er ruhig und gehalten. Es fehlte mir zu der Zeit, als ich ſeine Bekanntſchaft machte, nicht an Einnahme, aber dennoch immer an Geld, wenn ich es am nötigſten brauchte. Mancherlei Gegenſtände lockten mich; eine nicht ſelten leidenſchaftliche Teilnahme an der vorübergehenden Not der Freunde verleitete mich zu unnötigen Ausgaben. Die Einnahme, über welche Niſt disponieren konnte, war kaum größer als die meinige, aber dennoch konnte er immer über die nötigen Summen gebieten, und wenn die Verhältniſſe es forderten, mit Anſtand ſie opfern. Sein ganzes Äußere erregte Teilnahme und Achtung, und ich fand mich durch ſeine Zuneigung, durch ſeine Freundſchaft zugleich beglückt und geehrt.

Klaſſiſche deutſche Literaturperiode. Goethe und Schiller

Es war die Zeit, in welcher Goethe und Schiller das bedeutende Bündnis ſchloſſen, welches für die deutſche Literatur ſo wichtig ward. Die Horen traten damals hervor, und die vorherrſchende Anmut der Sprache, das Geiſtreiche der Behandlung wichtiger Gegenſtände, die große, allgemein entſchiedene Autorität der Herausgeber nahm die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und erweckte bei der beſſeren Jugend eine Teilnahme und eine Hoffnung, wie ſie keine Zeitſchrift ſeit langer Zeit erregt hatte. Schillers Aufſätze in den Horen über Anmut und Würde, über das Sentimentale und Naive ꝛc., Goethes Unterhaltungen der Ausgewanderten und das berühmte Märchen, Wilhelm von Humboldts Unterſuchungen wurden mit großem Intereſſe geleſen, ſelbſtändig aufgefaßt, und gaben Veranlaſſung zu mancherlei neuen Anſichten, die teils in Übereinſtimmung, teils ſelbſt in entſchiedenem Gegenſatze gegen das uns ſonſt Mitgeteilte und Verehrte, entſtanden waren und ausgeführt wurden. Eine jede geiſtig

bedeutende Epoche meines Lebens hat in der Erinnerung eine bestimmte Physiognomie, diese stellt dann in ungeteilter Einheit das ganze Dasein mit seiner inneren und äußeren Umgebung dar. Die Epoche, die ich mit Rist verlebte, die neue Welt, die er mir eröffnete, erscheint mir nun durchaus heiter und anmutig, wie ein schöner, wolkenloser, sonniger Frühlingstag. Obgleich in unserer allseitigen Richtung die Politik uns nicht fremd blieb, so hatte sie doch nur ein sekundäres Interesse für uns, und was wir gemeinschaftlich suchten und hoffnungsvoll von der Zukunft erwarteten, hatte eine tiefere geistige Bedeutung. Nebst den Horen war uns Schillers Musenalmanach bedeutend und wichtig. Die Xenien lernte ich damals zuerst kennen, wenigstens damals zuerst ihrem umfassenden Inhalte nach verstehen, und der innere Kampf, der in der deutschen Literatur stattfand und nach allen Richtungen der Wissenschaft und Kunst eine neue Zeit vorbereitete, ward mir jetzt erst völlig klar. Ich sah ein altes, in hergebrachten Formen Erstarrtes sich mir abschälen, vertrocknet und verwelkt hinfallen, um einer neuen Gestaltung Platz zu machen; und es war mir eine wichtige Aufgabe, mich in diesen neuen Verhältnissen geistig zu orientieren und zu erfahren, ob die Aufgaben, die mich beschäftigten, und die sich von meiner frühesten Kindheit an in der Einsamkeit ausgebildet hatten, auf irgend eine Weise einen selbständigen Platz in dieser neuen Geburt der Zeit erhalten konnten.

Jean Paul

Damals lernte ich Jean Paul kennen, und zwar „Die unsichtbare Loge" und „Hesperus". Ein allseitig erregtes Gemüt mußte durch diese Schriften hingerissen werden. Dieses willkürliche Antippen an die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens und Erkennens, um ihnen eine ebenso willkürliche Bedeutung in zufällig herbeigeführten und schnell verschwindenden Zuständen des

Lebens zu geben, ſprach den jungen Mann an, der ebenfalls allenthalben ein Bedeutungsvolles, Ahnungsvolles zu ſuchen geneigt war. Seine Gedichte gewährten daher immer einen ſcheinbar geiſtigen Genuß, wenn auch niemals eine Befriedigung, da die Mittel, welche er benutzte, einem jeden mit den Wiſſenſchaften beſchäftigten und in mancherlei menſchliche Verhältniſſe verſtrickten Jünglinge zu Gebote ſtanden. So ward dieſer faſt unvermeidlich zur Nachahmung gelockt, und nicht Jünglinge allein, ſondern auch gebildetere Frauen gefielen ſich in einer Jean-Pauliſierenden Korreſpondenz.

Ich ergriff dieſe Anregung, wie eine jede, mit großer Heftigkeit, aber ſie dauerte nur kurze Zeit; befriedigen konnte ſie mich durchaus nicht. Denn wenn auch dieſes willkürliche Zuſammenwürfeln von momentanen Anſichten und barocken Witzen zuweilen zu einem tieferen Gedanken führte, ſo trug doch dieſer ſelbſt das Hinfällige ſeiner Entſtehung an ſich und konnte nirgends Wurzel faſſen. So fiel mir beſonders im Heſperus auf, wie Emanuel und Clotilde, das Erhabene, wie das Schöne, ſo durchaus geſpenſterhaft erſchien. Emanuel mußte, um erhaben zu ſein, das einſame Gebirge beſteigen, von Gipfel zu Gipfel ſchreiten, nicht einmal das helle Auge in den ſternenklaren Himmel, vielmehr die Naſe in den Nebel hineinſtecken, um ſo ein Unbeſtimmtes, nebelhaft Zerfließendes mehr zu riechen, als zu ſchauen. Die Schönheit aber hüllte ſich in einen ſo zarten Körper ein, daß er durch die leiſeſte Berührung zerfloß und das ganze Daſein in einem Seufzer verhauchte.

Die mir ſo wichtige, eben in dieſer Zeit erfolgende Epoche meiner geiſtigen Bildung rief mich bald von dieſer gaukelnden Traumwelt ab, ja erzeugte eine einſeitige Feindſeligkeit gegen einen Dichter, der, ſo reich begabt, in ſeiner abgeſchloſſenen Eigentümlichkeit doch eine nicht geringe Bedeutung hatte.

Kiel 1797 [nach des Vaters Tode]

Ich kam tief erſchüttert nach Kiel. Aber das Leben behauptet ſein Recht, und die Keime der Entwickelung entfalten ſich innerlich friſch; die Schmerzen der Teilnahme vermögen ſie nicht zu unterdrücken. —

Ich fand bei meiner Zurückkunft „Schellings Ideen zu einer Philoſophie der Natur". Die Einleitung zu dieſer Schrift hat mein ganzes Daſein elaſtiſch gehoben; es war der entſchiedene Wendepunkt in meinem Leben. Spinoza war ein Jude, und er hatte auch für mich in geiſtigem Sinne eine altteſtamentariſche Bedeutung. Er zeigte mir den in ſich verborgenen Gott, deſſen ewig unwandelbares Geſetz einen unmittelbaren Gehorſam forderte. Ich erwartete, daß Gott ſich gegen mich aufſchließen ſollte, ich zweifelte nicht und lebte in ahnungsvoller Hoffnung. Jetzt war es mir, als vernähme ich den erſten bedeutenden Pulsſchlag in der ruhenden Einheit, als regte ſich ein göttlich Lebendiges, die erſten Worte der zukünftigen Weihe hoffnungsvoll auszuſprechen. Es herrſchte eine Friſche in dieſer Einleitung, eine ſtille, in ſich ſichere Begeiſterung, die ſich in Worten zu ergießen verſchmäht, die auch damals elektriſch wirkte und die Gegner, die ſich waffneten, mit Angſt erfüllte, weil es ihnen klar ward, daß ein Kampf bevorſtehe, gegen welchen ſie nicht gerüſtet waren.

Ich las dieſe Schrift, ich kann ſagen, mit Leidenſchaft. Auch „Die Weltſeele" erhielt ich als literariſche Neuigkeit, und die tiefſte Hoffnung meines ganzen Lebens, die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit geiſtig aufzufaſſen, ergriff mich und beſtimmte meine Tätigkeit für mein ganzes Leben.

Sehnsucht nach Deutschland

Alles rief mich nach dem Innern von Deutschland hin, meine geistige Ausbildung konnte nur da, wo die größten Probleme die Geister in Bewegung setzten, Befriedigung finden. Ich fühlte und erkannte dieses wohl, aber ich hatte keine Aussichten. Jetzt aber drängte sich mir die Notwendigkeit, weiter zu reisen, gewaltsam auf. Es ist eine Bemerkung, die man wohl oft machen kann: daß eine erkannte Notwendigkeit, entspringt sie auf eine lebendige Weise aus dem Innersten der Seele, dem stillen Wunsche eine Intensität mitteilt, welche die Erfüllung desselben in sich enthält; es entsteht eine Begeisterung, die selbst über die äußeren Verhältnisse eine Gewalt ausübt und sie beherrscht. Der geschärfte Blick entdeckt günstige Umstände, die man früher übersah, man weiß sie mit Zuversicht zu benutzen, und es gelingt uns dann, was uns früher unmöglich schien.

Der echte Christ hat recht, wenn er dann in der Art, wie inneres Bedürfnis und äußere Verhältnisse, die nicht in unserer Gewalt stehen, sich wechselseitig verständigen, eine göttliche Fügung erkennt. Ja wenn diese Einheit des scheinbar Getrennten und Auseinanderliegenden, als Erfüllung eines echten Gebetes, hervortritt, dann haben wir offenbar einen tieferen Standpunkt des wahren Erkennens erlangt und bewegen uns in und mit dem göttlichen Geiste, der alle Verhältnisse der Geschichte lenkt und beherrscht. Ich wollte wünschen, daß ich von mir selber hätte sagen können, daß meine Zuversicht aus einer so tiefen und reinen Quelle entsprungen wäre: das war leider nicht der Fall, und dennoch hatte die Freudigkeit, die mich durchdrang, die Sicherheit, die mir plötzlich entgegentrat, etwas wahrhaft Religiöses. Ich wußte, daß mir alles gelingen würde, in dem Augenblicke, als ich den Weg erkannte, den ich einschlagen müßte.

Holsteiner literarisches Leben

Kiel 1797

Holstein war damals der Mittelpunkt einer Literatur, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ganz Deutschland blieb. Das jugendliche Bündnis zwischen Voß, den Gebrüdern Stolberg, Boye, Hensler d. j. und Hölty bestand fast durchaus aus Nordländern. Die Strahlen des mächtigen Lessingschen Geistes waren, während seines Aufenthaltes in Hamburg, auch in Holstein eingedrungen; der originelle Claudius lebte in Wandsbeck; mit Boye zugleich hielt sich der alte berühmte Niebuhr in Meldorf auf, jener Reisende, der, von einer wissenschaftlich bedeutenden Expedition zurückkehrend, mit Recht als ein noch nicht erreichtes Muster in seiner Art betrachtet ward. In Eutin lebte Voß, der strenge, rücksichtslos gebietende Rektor, nicht bloß in seiner Schule, sondern in der Tat in der ganzen Provinz. Im Hintergrunde, allgemein verehrt, Klopstock, hier, fast, wie später in ganz Deutschland, Goethe.

Auch berühmte Reisende erschienen hier: Lavater und Jacobi hielten sich einige Zeit in Holstein auf, ebenso Lafayette. Ich sah Dumouriez in Kiel. So trat eine bedeutende literarische Tätigkeit in Holstein hervor und drang einflußreich in ganz Deutschland hinein; so drängte sich die politische Bewegung in Europa, und durch bedeutende Persönlichkeiten hier näher an mich heran, als in meinem mehr entfernten Vaterlande.

Reise nach Jena: Aussichten

1798

Als ich nun den lange gehegten Wunsch erfüllt sah, als Europa vor mir lag und zugleich die entfernte Aussicht, wie meine Landsleute, auch die übrigen großen europäischen Länder besuchen zu können, mir vorschwebte, war Deutschland dennoch

das Nächſte und Wichtigſte, was mich ganz in Anſpruch nahm. Sorgenfrei, heiter und voller Hoffnung, war ich in dem Falle, meine Schritte lenken zu können, wohin ich wollte. Zwar hatte ich als Naturforſcher oder vielmehr als Mineralog das Reiſeſtipendium erhalten, aber ein tieferes wiſſenſchaftliches Intereſſe erfüllte mich ganz. Die Spekulation war mir nicht, was man ein Fachſtudium zu nennen pflegt: ich wollte nicht fremde, ich wollte nur eigene Befriedigung durch dieſes Studium ſuchen. Ich hatte eine beſtimmte Ahnung von einer neuen Zeit, die anfing, ich ſah in allen Richtungen alte Autoritäten ſchwanken, und ich begriff wohl, wie einerſeits Goethe und andererſeits die Philoſophie die neue gährende Zeit in allen Richtungen bewegte; auch war ich mir bewußt, daß ich dieſer zugehörte. Manches hatte ich betrieben, faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens hatte ich nach Klarheit geforſcht. Was Spinoza mir geworden war, habe ich ſchon erwähnt, den Schatz, der alle Reichtümer der Zukunft in ſich ſchloß, bewahrte er; daß dieſer aber nur durch die Tätigkeit des ſich ſelbſt beſtimmenden Bewußtſeins einen friſchen Keim lebendiger Entwickelung in innere Tätigkeit verſetzen konnte, hatte mich zwar Fichte gelehrt, Schelling aber ſollte mich auf den Standpunkt verſetzen, auf welchem meine ganze Vergangenheit, von meiner früheſten Kindheit an, eine innere Bedeutung zu erhalten verſprach. Es war ein wundereiches, erwartungsvolles Daſein; ich traute mir es zu, das Schwerſte und Tiefſte zu faſſen und in den Punkt der innern Vereinigung aller ſich widerſtrebenden Momente des Daſeins hineinzudringen. Aber ſo heftig mich auch dieſe reiche Zukunft bewegte, ſo verhinderte ſie mich doch nicht, was die Gegenwart mir freundlich bot, friſch und unbefangen zu genießen.

Man hat nicht leicht eine Vorſtellung davon, wie ſehr der Nordländer in ſeinem entfernten Lande von den geiſtigen Gä-

rungen, die Europa in Bewegung ſetzen, imponiert wird. Die fernen Töne klingen ihm ſo wunderbar, ein jeder Name, der herauftaucht, wird von einem verklärenden Nimbus umgeben; die kleinlichen, widerwärtigen Streitigkeiten verſchwimmen in dem größern Ganzen, welches ihm vorſchwebt, und dieſes erſcheint ihm großartig, ja als ein heiliges, welches unbekannte Schätze einſchließt, die ihm durch geweihte Prieſter dargereicht werden. Kaum mag ein begeiſterter Deutſcher erwartungsvoller Italien oder in neuern Zeiten Griechenland und den Orient beſuchen, als ich in meiner damaligen Stimmung Deutſchland. Was jene ſuchen, iſt eine erſtorbene Vergangenheit, die ihnen fremd bleibt und entfernt iſt, ſelbſt wenn ſie in ihrer Mitte leben. — Ich ſuchte eine friſche Zukunft, an welcher ich teilnehmen, mit welcher ich leben wollte; ſie ſollte mein ganzes Daſein in ſich aufnehmen und in Tätigkeit ſetzen. Sie ſollte jede Kraft aufregen und für mich, wie für die Welt, eine neue Zeit entwickelnd vorbereiten.

Braunſchweig

1798

Als wir uns Braunſchweig näherten, als die lieblichen Umgebungen der Stadt uns entgegentraten, ſuchte ich über den fruchtbaren Feldern jenſeit der Stadt nach dem fernen Harzgebirge. Die Sehnſucht nach einer Gebirgsgegend war durch meinen Aufenthalt in Norwegen nur noch mehr geſteigert. Wir kehrten in den Blauen Engel ein, und dieſer Gaſthof hatte für uns einen eigenen Wert, weil er uns durch einen Schriftſteller, der uns doch beiden gleichgültig war, durch Knigge, bekannt geworden. Aber als wir nun Braunſchweig verließen, um nach Blankenburg zu fahren, als wir im heiterſten Wetter in der anmutigſten Gegend reiſten und in der Nähe Wolfenbüttel entdeckten, ſpäter die Türme von Halberſtadt, als ich Quedlinburg,

zwar nicht ſichtbar, aber doch nicht weit entfernt wußte, da traten Namen und Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend lebendig hervor, und eine hellleuchtende innere Sonne wetteiferte mit der äußern, der heitern Gegend einen namenloſen Reiz zu erteilen. Alle früheren Saiten meines durchlebten Daſeins klangen wieder. Leſſing hatte in Wolfenbüttel gelebt, faſt alle bedeutenden Dichter der Zeit fanden noch immer einen freundlichen heimatlichen Vereinigungspunkt bei dem alten Gleim in Halberſtadt. Der Naturforſcher Götze in Quedlinburg hatte mich mannigfaltig und lebhaft beſchäftigt; alle ſeine Forſchungen, ſein ganzes ſtrebſames Leben trugen das Gepräge der ruhigen heitern Idylle, die auf eine ſo anmutige Weiſe viele Naturforſcher des ſiebzehnten Jahrhunderts charakteriſierte und für mich den trockenſten Unterſuchungen den melodiſchen Klang eines ruhigen Schäferlebens, eines ſtillen, einſamen, bewußtlos beſchäftigten, durch keine inneren Zweifel, durch keine gewaltſamen geſchichtlichen Ereigniſſe geſtörten, genußreichen Daſeins erteilte. Ich erblickte Leſſing, wie er in ſeiner Bibliothek wühlte, dunkle Gedanken der Vergangenheit laut werden ließ in der Gegenwart, und ſie mit unerwarteter Klarheit behandelte. Wetteifernde Geſänge ertönten aus Halberſtadt, wie in uralten Zeiten von der Wartburg her: Götze und mit ihm Röſel, Gleichen, Schäfer, ja in anderen Ländern, Lyonnet, Bonnet und Reaumur ſchritten durch die Felder, verloren ſich in den Wäldern, beobachteten in den Gärten, und die Blüten traten ihnen als Bekannte entgegen, das Heer der Inſekten tauchte aus den Gräſern hervor, dem ſtillen einſamen Beobachter eine erfreuliche Kunde zu geben. So war die Gegend unſichtbar, wie ſichtbar, mit Gebirg und Feld und Wald bevölkert, und hatte für mich, neben dem ſommerlichen Anſehen, eine reiche geiſtige, ja klaſſiſche Bedeutung gewonnen. In einer ſolchen glücklichen Stimmung, in welcher alles innerlich und

äußerlich, die Umgebung und die Welt, die ſie in ſich trug, mir groß und herrlich erſchien, durchlebte ich einen glücklichen, mir unvergeßlichen Tag.

Erfurt

1798

Ich weiß nicht, ob Erfurt wirklich durch ſchöne Mädchen ausgezeichnet iſt; ſoviel iſt gewiß, auf mich machten die Frauen und Mädchen, die ich erblickte, einen großen Eindruck. Ich hatte das Fußreiſen ſatt und wollte eben Extrapoſt nach Weimar beſtellen. Unbeſchäftigt, blickte ich nach dem Platz vor dem Gaſthofe. War es nun zufällig, daß ich drei bis vier Frauen aus der Bürgerklaſſe entdeckte, eine nach der andern, die ſich durch ihre ſchlanke Geſtalt, durch eine zarte Haut und feine Geſichtszüge auszeichneten. Die mir noch neue Tracht der ſächſiſchen Bürgerfrauen, die Mäntel, die, wenn das eine Ende leicht über die Schultern geworfen war, die Geſtalt auf eine vorteilhafte Weiſe hervorhoben, die Mützen, die auf den kleinen Köpfen von einem ſchönen Halſe leicht getragen, ſich gut ausnahmen, mögen viel dazu beigetragen haben, mir die Erſcheinung angenehm zu machen. Es war mir bedeutend, in der Gegend, wo Goethe wohnte, das weibliche Geſchlecht ſo anmutig zu finden.

Jena

1798

Hier war ich nun angekommen, und was mich hieher trieb, war mir wohl bewußt, ſo daß ich Jena faſt als ein Ziel meiner Reiſe anſah. Zwar wußte ich, daß man mich in meinem Vaterlande als Mineralog betrachtete, daß man da wohl erwartete, daß ich unmittelbar nach Freiberg eilen würde, in die damals hervorleuchtende, ja faſt in ganz Europa allein berühmte Schule der Mineralogie. Aber es wäre mir unmöglich geweſen, an dem

eigentlichen Sitze der geiſtigen Beſtrebungen in Deutſchland vorbeizugehen. Die kleine Stadt in dem anmutigen Tale war mir ſehr reizend, ja heilig erſchien ſie mir, und nach wenigen Tagen war ich bald eingerichtet.

. . . Ich hatte nicht die Abſicht, die noch übrigen Sommermonate in Jena zuzubringen. Ich wollte dieſe für eine geognoſtiſche Reiſe in das Thüringer Waldgebirge benutzen, und was mich nach dieſer Gegend hinzog, war Heims Schrift über dieſes Gebirge, die mir auf einem jeden Schritte als lehrreiche Begleiterin dienen konnte. Ich gehörte nicht zu den jungen Männern, die Kühnheit genug beſitzen, rückſichtslos ſich den berühmten Männern aufzudringen. Goethe in Weimar zu beſuchen, fiel mir nicht ein, ſo wichtig mir eine Annäherung an ſeine Perſon auch war. Ich überließ es der Zeit und den Umſtänden, die mich ihm näher bringen würden, und rechnete ſicher auf dieſe. Ich hatte zwar ſchon früher erfahren, daß Schelling einen Ruf als Profeſſor extraordinarius nach Jena erhalten hatte. Seine Ankunft wurde aber erſt im Herbſt erwartet.

Jenenſer Studenten. Gries

1798

Wir waren in dem Schwarzen Bären abgeſtiegen, und ſchon am erſten Abend unſerer Ankunft ſollte ich mit meinem Freunde einen Auftritt erleben, welcher uns an die noch damals herrſchende Roheit der Studenten erinnerte.

Eine Stadt, in welcher man ſich länger aufhalten will, die uns eben deswegen durch eine bedeutungsvolle Zukunft wichtig erſcheint, hat, wenn man ſie betritt, in den erſten Momenten etwas Geheimnisvolles, ja Beängſtigendes. Sie ſcheint mit ungewiſſen Verhältniſſen geſchwängert und ſchon mit dem erſten Moment unſer nächſtes Schickſal in ſich zu ſchließen. Ich fand

im Gasthofe meinen Freund, der schon einige Tage früher angekommen war. Er beklagte sich vorzüglich über das schlechte Essen, welches in der Tat für den Nordländer, der an kräftige und nahrhafte Speisen gewohnt war, abschreckend genannt werden konnte. Wir unterhielten uns, da wir einige Zeit getrennt gewesen waren, lebhaft; ein jeder hatte dem andern genug zu erzählen. Es ward dunkel, ich blickte in die mir fremde Gegend hinaus, und eine unruhige Ahnung von dem, was ich hier innerlich und äußerlich erleben konnte, durchschauerte meine Seele. Da hörten wir in der Ferne ein lautes Getümmel, schreiende Stimmen von mehreren Menschen; sie wälzten sich dem Gasthofe immer näher, wurden immer lauter. Man hatte uns kurz vorher Licht gebracht, und als die laute Menschenmasse sich näherte, stürzte der Kellner herein, um uns warnend zu bedeuten, daß wir die Lichter auslöschen möchten. Wir fragten neugierig, warum? und was die schreiende Menge wolle. Daß es Studenten waren, vermuteten wir freilich. Der Kellner erzählte uns nun, daß die Studierenden dem damaligen Prorektor, Professor A., mit dem sie unzufrieden waren — ich weiß nicht warum —, ein Pereat bringen wollten. Das Geschrei von einigen hundert Studenten ward nun immer vernehmlicher. Licht aus! wurde gerufen, und wir hörten einzelne Fensterscheiben klirren, wenn der Warnung nicht schnell genug Folge geleistet wurde. Ich gestehe, daß dieses Ereignis, welches uns gleich, sowie wir nach Jena kamen, verhängnisvoll entgegentrat, mich sehr trübe stimmte. Das war es nun freilich nicht, was mich nach Jena hingezogen hatte; diese Stimmen waren nicht die, welche ich hier zu vernehmen wünschte und erwartete, und die erste Nacht brachte ich keineswegs angenehm zu. Nachdem ich mich in meiner Wohnung eingerichtet hatte, besuchte ich Gries. Er hatte seine Studien vollendet und eben die juridische Doktorwürde erhalten.

Er war einer der genaueſten Freunde von Riſt, und erwartete meine Ankunft. Seine Überſetzung des Taſſo war ſchon weit gediehen. Er ſelbſt mit ſeiner kleinen Geſtalt, ſeiner ſüdlichgelben Geſichtsfarbe, lebhaft und freundlich aus den kleinen Augen herausblickend, kam mir herzlich entgegen. Seine Stube war ſauber, ja mit einer gewiſſen Eleganz eingerichtet. Alles um ihn her war in der größten Ordnung; die Zierlichkeit und Anmut ſeiner Sprache drückte ſich durch ſeine Perſon, obgleich er keineswegs ſchön war, wie durch ſeine Umgebung aus. Er ſpricht leiſe und hatte etwas Weichliches in ſeinem Betragen; aber nach dem rohen Empfange war mir dieſe ſtille Ordnung höchſt wohltuend, und es wurde mir recht klar, wie auf den deutſchen Univerſitäten die ungleichartigſten Elemente dicht nebeneinander liegen.

Lebenshaltung in Jena

1798

Nicht leicht iſt eine Epoche meines Lebens in Rückſicht auf äußere Bildung für die Welt und ihre Verhältniſſe reicher für mich geweſen, als dieſe. Das heitere Bewußtſein, nicht ohne Erfolg mit einem rieſenhaften Gegenſtande zu ringen und ihn der Gewalt des Bewußtſeins zu unterwerfen; das mannigfaltig wechſelnde Leben mit Menſchen aus allen Klaſſen, die in vorübergehenden Augenblicken mich auf eine intereſſante Weiſe erregend berührten, aber nicht lange genug verweilten, um mir widerwärtig oder feindlich entgegen zu treten, gaben mir eine Leichtigkeit des Benehmens, eine Fügſamkeit unter allen wechſelnden Umſtänden, eine Fähigkeit, dieſe ſchnell in ihrer Eigentümlichkeit aufzufaſſen, die ich bis dahin durchaus nicht kannte, ja die ich jemals zu erringen früher für eine Unmöglichkeit gehalten haben würde. Mit ſogenannten gebildeten Leuten trat ich ſelten in Berührung; wenn ich ſie traf, ſo erſchienen ſie als

verſtändige klare Männer für einen ganz beſtimmten praktiſchen Zweck auf entſchiedene Weiſe tätig. Alles Überſchwengliche war von mir entfernt: es waren Berg- oder Hüttenbeamte, mit denen ich verkehrte; die Gegenſtände, die ich unter ihrer Anleitung betrachtete, die Naturverhältniſſe, auf welche die erſteren, die Hüttenprozeſſe, auf welche die letzteren mich aufmerkſam machten, forderten ungeſtörte Anſtrengung, wenn ſie mit Klarheit aufgefaßt werden ſollten. Ich bin nie geſünder geweſen, als wenn ich bei großer körperlicher Anſtrengung höchſt mäßig zu leben gezwungen war. Wenn ich in den einſamen Gebirgsſchenken wochenlang nichts anderes genoß, als Eier, Schlackwurſt und Schinken, nichts anderes trank, als Waſſer mit einigen Tropfen Rum, weil ein angeerbtes Magenübel mir nicht erlaubte, die wechſelnden Biere zu genießen, fühlte ich mich ſo durch und durch geſund, ſo geiſtig elaſtiſch, ſo leicht vom Leben getragen, wie nie vorher. Das tiefere geiſtige Element blitzte aus dieſem in ſich ſichern Leben hervor, und was ich in Jena erwartete, Aufſchlüſſe über die tiefſten Probleme, die mir da werden ſollten, ſchien mir eben, wenn es mir aus der heitern, in beſtimmter Tat umgrenzten Gegenwart entgegentrat, alles Unruhige, Unbeſtimmte und Nebelhafte zu verlieren.

Politiſche, philoſophiſche, ſittliche Eindrücke und Geſinnungen

Jena 1798

Ich hatte mich nun ſchon längere Zeit in den Gegenden von Deutſchland herumgetrieben, nach denen ich mich von früheſter Jugend an geſehnt. Ich war durch das mir ſo wichtige Weimar hindurchgeeilt, hatte Jena für mich ſo gut wie leer gefunden; ich war keinem von den bedeutenden Männern, die mir ſo wichtig waren, näher getreten, aber ich hatte vieles erlebt, ja mir war

eine neue Welt aufgegangen. Die treuherzige Weiſe, mit welcher der Deutſche dem Fremden entgegentritt, das Vertrauen, welches er dieſem ſchenkt, die bei dem Volke wenigſtens herrſchende naive Art, mit welcher er den Unbekannten in ſeine Lage zu verſetzen ſucht, ſeine Freuden und Leiden, wohl auch ſeine Verdienſte und das Unrecht, was ihm geſchehen, offenherzig mitteilt, machten mich bald unter dieſen Menſchen heimiſch. Ich hatte in mancherlei ſtets wechſelnden Verhältniſſen gelebt, hatte Städte und Dörfer und reizende Gegenden des geſegneten Landes kennen gelernt; heiter und einnehmend waren mir die kleinen Reſidenzen, Rudolſtadt und Meiningen, Hildburghauſen und Koburg, Bamberg und Würzburg, erſchienen. Die Art, wie die Schlöſſer mit ihren größeren Gärten und die Häuſer der Hofbeamten mit ihren freundlichen Umgebungen an die unanſehnlicheren der Bürger ſich anſchloſſen, hatte für mich etwas durchaus Erfreuliches. Das Verhältnis der Einwohner zu den kleinen Höfen ſchien mir anziehend; es lag für den Fremden wenigſtens etwas Vertrauliches, Patriarchaliſches in dieſem Zuſtande, welches durchaus heiter und anmutig erſchien.

Aber ich hatte auch bedeutendere Unternehmungen kennen gelernt und war ihnen näher getreten, und beſonders erſchien mir das Bergweſen, indem es meinem eigentlichen Fache ſo nahe verwandt war, intereſſant und wichtig. Ich lernte die praktiſche Tätigkeit ſchätzen. Wenn bei meinen Wanderungen in den einſamſten Gegenden meilenweite Waſſerleitungen mich begleiteten und mich zu einer Hütte oder einem Bergwerk hinführten, wenn ich in eine Grube hineinfuhr und durch Stollen und Strecken kroch, war mir der geringſte Umſtand wichtig, und die Struktur des Gebirges, der ich nachforſchen wollte, ſtand in der genaueſten Verbindung mit den Aufgaben, die der praktiſche Bergmann zu löſen hatte. Hier ſah ich zuerſt ein, mit welchen Schwierigkeiten

man zu kämpfen hat, indem man das Gebirge aufſchließt, um ſeine Schätze für die Geſchichte zu gewinnen; wie die widerſtrebenden Elemente ſich dem Hineindringenden entgegenſtellten, wie bald das mürbe, leicht zerfallende (liederliche) Geſtein, bald das von unten mächtig hervorquellende Waſſer mit den Fluten von oben im Bündnis, das Werk vieler Jahre zu zerſtören ſucht; wie der Bergmann mit ſteter Aufmerkſamkeit auf eine jede Äußerung der feindſeligen Kräfte, mit denen er einen bedenklichen Kampf wagt, lauern muß, um, was ihm drohend entgegentrat, ſich dienſtbar zu machen und für ſeine Zwecke ſiegreich zu benutzen. In der Tat gibt es kaum einen praktiſchen Beamten in irgend einer Richtung, deſſen Überlegung und ſtete anſtrengende Aufmerkſamkeit auf eine ſo fortdauernd ſchwierige Weiſe in Anſpruch genommen wird, wie die Tätigkeit des Bergmannes; und ich, der ich zum erſtenmal, ein völlig Unkundiger, in dieſe Welt hineinblickte, mußte dieſe Tätigkeit, die, mit einem widerwärtigen mächtigen Stoffe kämpfend, das klare Ziel immer vor Augen behielt, immer mehr bewundern und anſtaunen. Wer ſich bloß auf ſeiner Stube beſchäftigt, bloß in abſtrakte Gedankenprinzipien ſich vertieft, iſt nur zu geneigt, das praktiſche Leben gering zu ſchätzen. Mich hat es zwar von meiner Kindheit an angezogen, aber mehr aus der Ferne, ich hatte es mehr phantaſtiſch, dichteriſch, als in ſeiner Wirklichkeit aufgefaßt: jetzt ward mir eben das Kleinſte wichtig, ich wollte im klaren Zuſammenhange überſehen, was ich bis jetzt nur träumend gekannt hatte.

Dieſes alles ſchwebte mir nun in der Einſamkeit vor, die nächſte Vergangenheit lag ſo heiter hinter mir, was mich umgab, war ſo ruhig, ſtill, einſam und ſo unbeſchreiblich lieblich. Die kleinen bürgerlichen Verhältniſſe, in welchen ich gelebt hatte, die treuherzige Sprache, die mir noch immer entgegentönte, die Familien in ihren kleinen bürgerlichen Kreiſen, die Wanderer,

die ihrem nähern oder fernern Ziele zueilten, ſchwebten mir vor der Seele, und es ſchien mir ein ſo warmes liebevolles Herz durch das Ganze zu pulſieren, ein ſo fröhliches, ſich ſelbſt treues Leben alle Verhältniſſe zuſammen zu halten, daß ich unwiderſtehlich mich angezogen und glücklich fühlte.

Noch hatte der Krieg dieſe Gegenden nicht berührt, aber ſeine Verwüſtungen droheten aus der Ferne. Der geſchichtliche Wahnſinn der Revolution hatte ſich ſchon mächtig über ſeine Ufer ergoſſen; gegen Weſten wie gegen Oſten, in Holland, wie in Italien, waren durch jene Mißgeburten der ſogenannten Freiheit die Völker in Knechtſchaft geraten, innerlich eben ſo ſehr wie äußerlich, durch verwirrende Begriffe eben ſo ſehr, wie durch aufgedrungene Verfaſſung gefeſſelt. Die Namen der cisalpiniſchen, liguriſchen, bataviſchen Replublik tönten mir wie furchtbare Karikaturen, wie Ungeheuer, die das Glück der Völker verſchlangen, entgegen. Und wenn die Erinnerungen an die großen Kämpfe der Niederländer ſchmerzlich die Teilnahme für ein Volk erregten, was man jetzt eben ſo grauſam im Namen der Freiheit unterjochte, wie früher durch die Inquiſition, ſo mußte dem jungen Manne, dem die Schweiz als der geheiligte Boden uralter Freiheit erſchien, vorzüglich die neue helvetiſche Republik ein Greuel ſein. Und immer näher rückte dieſe furchtbare Propaganda. War doch bis zum linken Rheinufer faſt alles, wenn auch noch nicht auf eine entſchiedene Weiſe äußerlich, doch ſchon innerlich unterjocht; Süddeutſchland von den Revolutionären durchzogen. Keimte doch allenthalben die Verwirrung in den Gemütern, die in Frankreich bis zum Wahnſinn geſtiegen, das Land zerrüttet und die benachbarten Länder verwüſtet hatte. Ich haßte Frankreich, gewiß mit jugendlichem Eifer einſeitig: ſeine Poeſie war mir von früh an ſchon durch Leſſing verhaßt, ſeine Philoſophie widerwärtig, und wenn wir

die Revolution in ihrem erſten Urſprunge noch immer wichtig und folgenreich erſchien, ſo kam ſie mir doch, als ſie ein dämoniſches Prinzip bis auf die Spitze trieb, verhängnisvoll finſter vor. Ich liebte die Freiheit, ich forderte die Selbſtändigkeit eines jeden tüchtigen Mannes, ja ich ſuchte die eigene ſelbſt mit aller Kraft zu behaupten: aber jene abſtrakte Freiheit war mir in der Seele zuwider. Ein jeder ſoll Herr in ſeinem Hauſe ſein, aber das Haus ſoll er erſt bauen; er ſoll geſchützt ſein in ſeinem bürgerlichen Beſitz, und wenn er angegriffen wird, kämpfen für ſeinen Herd; aber der Beſitz muß erworben, der Herd errungen ſein. Dieſer Beſitz war mir nun die bürgerliche Tüchtigkeit, in Wiſſenſchaft und Kunſt, wie im äußern Gewerbe; aber jene abſtrakte Freiheit, die eben alles in Anſpruch nahm, weil ſie ſelber nichts beſaß, allenthalben ſich verwüſtend niederließ, weil ſie nirgends zu Hauſe war, iſt mir ſchon damals ein Greuel geweſen.

Und wenn ich nun die friedlichen Städte und Dörfer betrachtete, und wie jeder ſeinen Erwerb trieb und ſeinen beſchränkten Kreis ſo freundlich und heiter, wie er vermochte, zu geſtalten ſuchte, und mir dachte, wie die Flut abſtrakter Prinzipien über das ruhige gemütliche Leben ſich ſtürzen würde, ſo ergriff mich Furcht und Entſetzen. Schon damals konnte man ſo wenig meine freimütigen Äußerungen über Mißbräuche allerlei Art, meine Forderungen für das Genie und das Talent, meine Klagen über drückende Verhältniſſe mit meinem Haß gegen die franzöſiſchen Revolutionäre verbinden, als man meine Verehruug für das Chriſtentum, obgleich dieſes mir noch nicht alles geworden war, und meine Geringſchätzung der ſogenannten Aufklärung mit der tiefen Achtung für Spinoza zu begreifen vermochte. Auf meiner Wanderung war ich oft genug auch mit Gelehrten, Predigern, Ärzten, wohl auch mit Schriftſtellern zuſammengekommen. Die großen Angelegenheiten des Tages wurden beſprochen; an den

Beſtand des Friedens glaubte Niemand. Zwar befand man ſich zu wohl, um ſich nach dem Glücke der neuen Republiken zu ſehnen: aber dennoch waren kleine Beſchwerden zu großen Übeln, in der Vorſtellung Vieler, herangewachſen; keimende Unzufriedenheit erzeugte lauter Klagen, und der gefährliche Feind zählte nur zu viele Verbündete. Ich war noch fremd in dieſem Lande, ich dachte mich ſelbſt als ein ſolcher. Ich glaubte mich beſtimmt, in meinem Vaterlande zu leben, aber dennoch ergriff mich eine innere Angſt für das Land, welches für mich, auch wenn ich es verlaſſen hätte, ſo reiche Schätze in ſich einſchloß.

Napoleon

Und dennoch ward ich von der Bewunderung zu einem Manne hingeriſſen, der aus der Mitte der Revolution geboren und emporgeſtiegen war. Die große geſchichtliche Kraft erregt jederzeit Erſtaunen und Bewunderung. Lange hatte die Geſchichte ſich nach einer mächtigen Perſönlichkeit geſehnt, und es war nicht eine bloß ſubjektive, es war eine unwillkürliche, allgemeine Verehrung, die alle jugendliche Gemüter für Buonaparte einnahm. Er war in Egypten, aber alle erwarteten von ihm die Wiederherſtellung der Ordnung, als hätte die Zeit ſich, von der leeren Abſtraktion abgewandt, ihre Hoffnung an einen mächtigen Mann, von toten Grundſätzen abgewandt, an das Leben geknüpft.

Athenäum

Aber wie reich mir nun auch das Erlebte der nächſten Vergangenheit erſchien und wie groß die Teilnahme war, welche die drohenden Ereigniſſe der Zeit, die über die ruhige Gegend ſchwebten, in mir erregte, ſo war doch, was mir eine nahe liegende Zukunft verſprach, bei weitem das Wichtigſte. In dieſer Rückſicht erſchien mir das erſte Heft des Athenäums höchſt be-

deutend; der allſeitige Kampf gegen eine Zeit, die für mich wenig Anziehendes gehabt hatte, erſchien mir verdienſtlich, ja geboten. Was hart angegriffen wurde, hatte für mich wenig Wert gehabt, und daß Goethe und Fichte, ja ſelbſt daß die Revolution an die Spitze einer neuen Zeit geſtellt wurden, war mir eben recht; daß ich durch die Paradoxen nicht abgeſchreckt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Durfte ich doch behaupten, daß eine Menge Fragmente, die ich aus zerſtreuten Gedanken geſammelt hatte, nicht weniger paradox waren. Es gab unter den Schriftſtellern, die angegriffen wurden, viele, die ich nur oberflächlich kannte, und obgleich ich mich nach allen Seiten hin zu unterrichten ſuchte, ſo blieben mir doch mehrere, ſelbſt allgemein verehrte Schriftſteller, beſonders Dichter, faſt fremd. Es iſt ohne allen Zweifel eine Einſeitigkeit meiner Natur, eine Beſchränktheit meiner Ausbildung, welche mich von beſtimmten Richtungen der neuern Poeſie ausſchloß. So habe ich ungemein wenig von Wieland geleſen, und nur Oberon hatte für mich etwas Anziehendes. Der Grund lag wohl darin, daß eine breite Anſicht der Oberfläche des Lebens, die ſich in leichtem Gerede ergoß, mich abſtieß. Die Behandlung der Verhältniſſe des Lebens durch die ſogenannte populäre Philoſophie, ſchien mir auf der nämlichen Stufe zu ſtehen, wie die innerhalb der Sinnlichkeit aufgefaßte Teleologie der Natur. Aber dieſes Gerede war ſchon für mich in meiner früheſten Jugend, ja faſt in meiner Kindheit abgetan. Wenn nun in den Fragmenten des Athenäums allgemein verehrte Meinungen und Autoritäten angegriffen wurden, ſo hatte dies für mich nichts Anſtößiges, ja es intereſſierte mich weniger, weil das Angetaſtete mir gleichgültig war. Wichtiger war mir das Poſitive, worauf hingewieſen wurde. Jener mächtige Geiſt der Einheit des ganzen Daſeins, der ſich nicht bloß in der abſtrakten Einſamkeit geiſtig einſiedleriſch betrachtet äußerte, vielmehr wie

ein frischer Lebensstrom alle Wissenschaften in eine zusammenzufassen suchte, Poesie, Kunst und alle bedeutenden Lebensverhältnisse umschlang, war demjenigen, was ich suchte, was ich wollte, zu nahe verwandt, um mich nicht ganz hinzureißen; besonders waren es die Fragmente von Novalis, Blütenstaub betitelt, die mich fortdauernd beschäftigten.

Kant

Je mehr mich nun diese Bestrebungen hinrissen, desto mehr erkannte ich, daß eine neue Zeit im Großen und Ganzen in gährender Entwickelung begriffen sei und daß ich ihr ganz und gar zugehöre. Aber auch über Kant ging mir jetzt plötzlich ein Licht auf, ja die Schranken, die er dem Erkennen willkürlich gestellt hatte, beruhigten mich; ich fing an einzusehen, daß er ein notwendiges Glied, eine nie zu übergehende Stufe in der Entwickelung des Geistes der Zeit bilde. Hatte mich doch die Naturwissenschaft so sehr beschäftigt, daß ich nicht unbekannt sein konnte mit der Macht der bloß sinnlichen Evidenz, die in ihr vorherrschte und sich in sich abzuschließen versuchte. Erkannte ich doch schon ganz bestimmt, daß die Kantschen Kategorien in ihrer räumlichen Sonderung ihren entschiedenen Schlußpunkt in der mathematischen Bestimmtheit finden mußten. Aber eben diese Abgeschlossenheit, die nur ein äußerlich Unendliches erkannte, stellte das Ausgeschiedene, Geistige, wenn auch nicht Erkennbare, desto entschiedener vor die Augen, und je bestimmter Kant die Probleme des Geistes abzuweisen strebte, desto mächtiger drängten sie sich auf, und sowohl Schelling als Fichte, das sah ich immer klarer ein, fanden den Ausgangspunkt einer höhern Philosophie durch diesen ihren Vorgänger. Es ward mir jetzt sehr wichtig, Kant zu studieren, ich glaubte, daß das Ungenügende meiner bisherigen Studien vorzüglich darin lag, daß ich nicht, wie der

Gang der geistig geschichtlichen Entwickelung forderte, mit ihm angefangen hatte. Ich sehnte mich nach Kants Schriften, ich wollte einlenken in den organischen Weg der geordneten Bildung, und ein freudiges Bewußtsein, daß es mir dann auch gelingen würde, was mir noch dunkel war, zu fassen, um in den mächtigen Strom der Entwickelung hineingezogen, zu wachsen und zu gedeihen, ergriff mich mit einer Zuversicht, die mich erhob, ermunterte und stärkte. Mit welcher Sehnsucht wünschte ich jetzt die Bekanntschaft der Männer zu machen, die, wie ich vernommen hatte, sich in Jena versammeln würden. Fichte war freilich schon lange da gewesen, aber ich hatte geflissentlich seine persönliche Bekanntschaft vermieden. Der plötzliche günstige Umschwung meiner Lebensverhältnisse, die Masse von äußeren Ereignissen, die auf mich eindrangen, die Gewalt, welche diese von jeher auf mich ausübten, hatten mich in eine zersplitternde Zerstreuung hineingeworfen, und ich scheute es, mich einem Manne gegenüberzustellen, der mir als der mächtigste Konzentrationspunkt der Selbstbesinnung der Zeit entgegentreten sollte. Ich begriff es, daß der zerstreute Geist, der die Wissenschaften zersplittert, die Kunst fast vernichtet, die Lebensverhältnisse in ihrer Vereinzelung geistlos beschränkt hat, nicht wie in Frankreich, ohne sich in jenem Mittelpunkt der tiefsten Selbstbesinnung orientiert zu haben, an das Problem der lebendigen Wiederbelebung gehen dürfe; daß das besinnungslose Treiben eben das revolutionäre sei, ein willkürliches Zusammenwürfeln nicht gelöster Gegensätze, ein wechselseitiges vernichtendes Abreiben derselben aneinander, welches eben das Hauptunglück der Gegenwart herbeiführte in Wissenschaft und Kunst wie im Leben.

In Kiel hatte ich mich zwar mit der Wiſſenſchaftslehre beſchäftigt, aber ſie blieb mir fremd; jetzt ſtudierte ich ſie mit allem Fleiß, mit einer Anſtrengung, die ich nicht kannte, ſeit ich das Studium von Spinozas Ethik trieb. Fichtes wunderliche Dialektik, jener Monolog des tief ſinnenden Ichs mit ſich ſelber, jene Deduktion der Empfindung, die durch Theſe, Antitheſe und Syntheſe fortſchreitend, als Schlußpunkt des innerlichen Geſprächs, das erſt zu begründen ſuchte, was Kant auf eine faſt empiriſche Weiſe vorausſetzte, gab mir einen plötzlichen Aufſchluß über die inneren Vorgänge der Beſchäftigung des Geiſtes mit ſich ſelber. Zwar war mir die Sprache, wie die Darſtellung anfänglich fremd, aber nachdem ich die einfachſte Selbſttat des Ichs als den Anfangspunkt ſeiner Philoſophie erkannt hatte, fand ich zwar, daß ſeine Wiſſenſchaftslehre eine beſtändige abſtrakte Konzentration erforderte, die aber nicht ſehr ſchwierig war, ja von welcher man ſich, wenn man ſich erſt hineingeleſen hatte, nur ſchwer loszureißen vermochte. Jetzt war mir die perſönliche Bekanntſchaft von Fichte ſehr wichtig; die Grenze des Ichs, innerhalb welcher er ſich bewegte, war mir, ſolange ich ſeine Wiſſenſchaftslehre ſtudierte, keineswegs klar. Die Empfindung in ihrer abſtrakten Allgemeinheit war doch noch etwas ganz anderes, als die Dinge und Eigenſchaften, die ſpäter (in der Beſtimmung des Menſchen) dem Ich als ein bloß abzuleugnendes, nicht wirklich zu aſſimilierendes Nicht-Ich gegenüber traten, und wodurch es mir ſpäter klar wurde, daß der Standpunkt der Philoſophie, den er gewählt, von demjenigen, zu welchem Spinoza mich hingedrängt hatte, diametral verſchieden war.

Es war ſeltſam, mit welchem Gefühl ich das Gebirge anblickte, wie aus einer ausgeſchiedenen, mir entfremdeten Welt die Sonne

in die Stube hineinſchien, die Bäume flüſterten, die Vögel ſangen, wenn ich von dieſem Fichteſchen Selbſtgeſpräch aufblickte und die mir faſt ganz verhüllte Natur wieder entdeckte. Sie trat mir entgegen, als grüße mich ein ferner Freund nach langer Abweſenheit, den ich unter ganz anderen Lebensverhältniſſen gekannt und geliebt hatte, als diejenigen waren, die mich jetzt ganz in Anſpruch nahmen.

Aber außer Fichte, hoffte ich bei meiner Zurückkunft nach Jena A. W. Schlegel und vor allen Schelling zu treffen. Der bedeutende Vereinigungspunkt ſolcher Geiſter, Goethe in der Nähe, verſprach mir eine nahe Zukunft, deren reiche Fülle ich zu genießen erwartete. Ich verließ den ſtillen Aufenthalt und eilte nach Jena.

Über das Sammeln

Jena 1798

Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Sammlerluſt der Naturforſcher im hohen Alter faſt als ein Spezifikum für die Lebensverlängerung betrachtet werden kann, und zwar gilt dieſes nicht bloß von ſolchen Männern, die wie Büttner ſich ihr Lebelang mit einer bloßen Zuſammenhäufung des Materials begnügten, ſondern auch von ſolchen, die in ihrer Jugend bedeutender waren. Allmählich verſchwindet die Energie des Geiſtes, die ein bedeutendes Ganzes zuſammenfaßt. Die ruhige Beſchäftigung mit den Gegenſtänden, die in früheren Jahren eine produktive Kraft in Tätigkeit ſetzte, die Freude, welche das Einzelne, der eigentümliche Gegenſtand als ſolcher erzeugt, wird eine erregende Potenz, grade hinreichend, um den Moment des Lebens, der vorliegt, belebend zu erleuchten. Ja ſelbſt das abgeſtumpfte Gedächtnis trägt dazu bei, die Gegenſtände immer neu erſcheinen zu laſſen; und wenn der herannahende Tod im hohen Alter ein

ſtummes Abwenden von allen äußeren Gegenſtänden, ein ſtilles Verſunkenſein der Seele in ſich ſelber iſt, wenn dieſe alle Funktionen des Körpers von der Verflechtung mit der äußern Welt abruft, damit ſie, leblos nach außen, nach dem konzentrierten Mittelpunkt ſich hinwenden, mit welchem die Seele endlich aus der Erſcheinung verſchwindet, ſo kann man ſagen, daß der alte Naturforſcher, dicht umgeben von Gegenſtänden, die ihm an die Seele gewachſen ſind, nicht ſowohl lebt, als vielmehr nicht ſterben kann, weil die bekannte Welt, die ſich ihm aufdrängt, alle Tätigkeit des Leibes und der Sinne von der Richtung nach innen abruft und immer von neuem in die äußere Umgebung hineinzieht und anregt. So ſah ich den alten Reimarus, den Achtzigern nahe, immer von neuem durch Gegenſtände belebt, die an dieſem Orte durch den belebten Handel ihm reichlich zufloſſen; ſo traf ich den mehr als achtzigjährigen Thunberg, der, vollkommen wie ausgetrocknet, einer Pagode ähnlich, unter ſeinen japaneſiſchen Schätzen vegetierte und nicht ſterben zu können ſchien. Ja wenn man Eckermanns Tagebuch lieſt, drängt ſich die Bemerkung auf, daß der reichſte Geiſt unſerer Zeit, daß Goethe, wie ein noch immer in der Erſcheinung feſt gebannter Geiſt unter den großartigen Ruinen ſeines bedeutenden Lebens herumwandelte, bald hier, bald dahin gelockt, als ſuchte er verloren gegangene Gedanken und Entwürfe, feſt gehalten an eine Welt, die ihn noch nicht loslaſſen wollte.

Frommanns

Jena 1798

Profeſſor Batſch brachte mich als Gaſt in den Klub der Profeſſoren, und hier näherte ſich mir ein kleiner freundlicher Mann, der mich gaſtfrei in ſein Haus einlud; es war der Buchhändler Frommann. Er hatte, irre ich nicht, kurz vor meiner

Ankunft ſein Etabliſſement in Züllichau aufgehoben, um in dem Mittelpunkte einer bedeutenden literäriſchen Tätigkeit in Jena zu leben. Es war offenbar mehr ein geiſtiges Bedürfnis, genährt durch einen früheren Umgang mit Berliner Gelehrten, als eine eigentliche Finanzſpekulation, die ihn herzog. Vielleicht trug auch ſeine frühere innige Verbindung mit Zerboni zu ſeiner Entfernung aus Preußen bei. Dieſes höhere geiſtige Intereſſe ging eben ſo ſehr von ſeiner Frau, einer gebornen Bohn aus. Die große Freundlichkeit dieſer Familie, das lebhafte Intereſſe für die geiſtigen Angelegenheiten des Tages zog mich unwiderſtehlich an, und ich trat ſchnell in ein vertrautes Verhältnis mit Mann und Frau. Die nordiſche Lebensweiſe, die durch die Frau in dieſem Hauſe herrſchte, war mir auch ſehr angenehm. Gries war ein Hausfreund der Familie, und ich erfuhr bald, daß Goethe, wenn er von Weimar kam, nicht ſelten die Abende bei Frommann zuzubringen pflegte.

Schelling

Indeſſen war A. W. Schlegel mit ſeiner geiſtreichen Frau angekommen, ebenſo Schelling, der in dem großen öffentlichen Hörſaale ſich durch eine Probevorleſung habilitieren ſollte. Schelling war von Leipzig gekommen und eben, wie ich hörte, von einer bedeutenden Krankheit geneſen. Profeſſoren und Studenten waren in dem großen Hörſaale verſammelt. Schelling betrat das Katheder, er hatte ein jugendliches Anſehen, er war zwei Jahr jünger als ich, und nun der Erſte von den bedeutenden Männern, deren Bekanntſchaft ich ſehnſuchtsvoll zu machen ſuchte; er hatte in der Art, wie er erſchien, etwas ſehr Beſtimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfe traten ſtark auseinander, die Stirn war hoch, das Geſicht energiſch zuſammengefaßt, die Naſe etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine

geiſtig gebietende Macht. Als er zu ſprechen anfing, ſchien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenſtand ſeiner Rede war derjenige, der damals ſeine ganze Seele erfüllte. Er ſprach von der Idee einer Naturphiloſophie, von der Notwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu faſſen, von dem Licht, welches ſich über alle Gegenſtände werfen würde, wenn man ſie aus dem Standpunkte der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte. Er riß mich ganz hin, und ich eilte den Tag darauf, ihn zu beſuchen. Der Galvanismus beſchäftigte damals alle Naturforſcher; der große Moment, in welchem Elektrizität und chemiſcher Prozeß, in einer höhern Einheit verbunden, ſich wechſelſeitig zu erklären ſchienen, trat eben mächtig hervor. Auch mich hatte dieſer Moment mit großer Gewalt ergriffen. Schelling nahm mich nicht bloß freundlich, ſondern mit Freude auf. Ich war der erſte Naturforſcher von Fach, der ſich unbedingt und mit Begeiſterung an ihn anſchloß. Unter dieſen hatte er bis jetzt faſt nur Gegner gefunden, und zwar ſolche, die ihn garnicht zu verſtehen ſchienen.

Das mündliche Geſpräch iſt unbeſchreiblich reich. Ich kannte ſeine Schriften, ich teilte, wenn auch nicht in Allem, ſeine Anſichten, ich erwartete, wie er ſelber, von ſeiner Unternehmung einen großartigen Umſchwung, nicht der Naturwiſſenſchaft allein. Ich konnte den Beſuch nicht verlängern, der junge Dozent war mit ſeinen Vorträgen beſchäftigt. Aber die wenigen Augenblicke waren ſo reich geweſen, daß ſie ſich für mich in der Erinnerung zu Stunden ausdehnten. Es war durch die Übereinſtimmung mit Schelling eine Zuverſicht entſtanden, die, ich will es bekennen, faſt an Übermut grenzte. Zwar war er jünger als ich, aber unterſtützt durch eine mächtige Natur, erzogen unter den günſtigſten Verhältniſſen, hatte er frühzeitig einen großen Ruf erworben, und ſtand mutig und drohend dem ganzen Heer einer ohnmächtig

werdenden Zeit gegenüber, deren Heerführer selbst, zwar polternd und schimpfend, aber dennoch furchtsam und scheu sich zurückzuziehen anfingen. Ich erinnere mich nicht genau, ob damals schon Röschlaub und Eschenmayer sich ihm genähert hatten. Der Letztere hatte eben einen Versuch, die Gesetze des Magnetismus a priori zu entwickeln, herausgegeben; aber diese Schrift war fast ganz im Kantschen Sinne geschrieben und hatte mit der Schellingschen Ansicht wenig gemein.

Baader

Von ahnungsvoller Tiefe hingegen erschien uns beiden Franz Baader, dessen Beiträge zur Elementar-Philosophie schon früher als Schellings naturphilosophische Schriften gedruckt, und besonders das pythagoräische Weltquadrat, welches, irre ich nicht, soeben erschienen war. Aber Baader war aus den dunklen Gegenden des Mystizismus hervorgetreten; Schelling hingegen aus der hellen Region der wissenschaftlichen Reflexion der Zeit. Die Nacht des Mystizismus erhielt ihr Licht aus den entfernten Sternen, deren Bewegung uns unbekannt war, die nur im Dunkeln leuchten, nicht erhellen konnten. Aber die Sonne einer früheren Spekulation, seit der alten griechischen Zeit untergegangen, ging durch Schelling wieder auf, und versprach einen schönen geistigen Tag. Ich erwachte an diesem hellen Morgen rüstig und mutig, und wußte, daß ich mich dem Jüngern hingeben, meine Hingebung offen und unbefangen bekennen dürfte, ohne Furcht, mich selber zu verlieren.

Fichte

Ich ging von Schelling zu Fichte, der eben seine Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen eröffnete. Dieser kurze, stämmige Mann mit seinen schneidenden gebietenden Zügen,

imponierte mir, ich kann es nicht leugnen, als ich ihn das erſte Mal ſah. Seine Sprache ſelbſt hatte eine ſchneidende Schärfe; ſchon bekannt mit den Schwächen ſeiner Zuhörer, ſuchte er auf jede Weiſe ſich ihnen verſtändlich zu machen. Er gab ſich alle mögliche Mühe, das, was er ſagte, zu beweiſen; aber dennoch ſchien ſeine Rede gebietend zu ſein, als wollte er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorſam leiſten müſſe, einen jeden Zweifel entfernen. — „Meine Herren," ſprach er, „faſſen Sie ſich zuſammen, gehen Sie in ſich ein, es iſt hier von keinem Äußern die Rede, ſondern lediglich von uns ſelbſt." — Die Zuhörer ſchienen ſo aufgefordert, wirklich in ſich zu gehen. Einige veränderten die Stellung und richteten ſich auf, andere ſanken in ſich zuſammen und ſchlugen die Augen nieder; offenbar aber erwarteten alle mit großer Spannung, was nun auf dieſe Aufforderung folgen ſolle. — „Meine Herren," fuhr darauf Fichte fort, „denken Sie die Wand", — ich ſah es, die Zuhörer dachten wirklich die Wand, und es ſchien ihnen allen zu gelingen. — „Haben Sie die Wand gedacht?" fragte Fichte. „Nun meine Herren, ſo denken ſie denjenigen, der die Wand gedacht hat." — Es war ſeltſam, wie jetzt offenbar eine Verwirrung und Verlegenheit zu entſtehen ſchien. Viele der Zuhörer ſchienen in der Tat denjenigen, der die Wand gedacht hatte, nirgends entdecken zu können, und ich begriff nun, wie es wohl geſchehen könnte, daß junge Männer, die über den erſten Verſuch zur Spekulation auf eine ſo bedenkliche Weiſe ſtolperten, bei ihren ferneren Bemühungen in eine ſehr gefährliche Gemütsſtimmung geraten konnten. Fichtes Vortrag war vortrefflich, beſtimmt, klar, und ich wurde ganz von dem Gegenſtand hingeriſſen und mußte geſtehen, daß ich nie eine ähnliche Vorleſung gehört hatte.

A. W. Schlegels Kreis

Jena 1798

Ich war nun allmählich mit mehreren Familien bekannt geworden. A. W. Schlegel und ſeine bedeutende und höchſt geiſtreiche Frau, ſowie die liebliche Tochter gehörten zu meinem angenehmſten Umgange. Durch ſie lernte ich auch den Juſtizrat Hufeland, den Mitredakteur der allgemeinen Literaturzeitung kennen, der mich gaſtfrei und freundlich aufnahm. Er, Schlegel und Frommann bildeten den Kreis, in welchem ich faſt täglich lebte. Gries erſchien nur bei Frommann; auch ihn beſuchte ich häufig, und war nun ein lebhaft teilnehmendes Mitglied des engern Kreiſes, von welchem eine große, die ganze Literatur umgeſtaltende Tätigkeit ausging. In dieſem Kreiſe unterhielt man ſich faſt ausſchließlich von literariſchen Gegenſtänden, von Streitigkeiten der Schriftſteller, von den Verhältniſſen zu den Gegnern, und ich fand mich plötzlich, obgleich ich mich noch nicht als Schriftſteller hervorwagte, auf den Kampfplatz verſetzt, und ſah wohl ein, daß ich früher oder ſpäter in den öffentlichen Streit verwickelt werden müßte. Ich war in beſtändiger Produktivität, ja fortdauernd in einer Art wiſſenſchaftlicher Begeiſterung. Ideen drängten ſich, aber mir fehlte noch die beſonnene Ruhe, die zur Ausarbeitung nötig iſt. Ich ſtudierte, experimentierte, und ward in den Zauberkreis neuer Gedanken immer gewaltiger hineingezogen. Schelling trug die Naturphiloſophie nach einem Entwurfe vor, der gedruckt und bogenweiſe den Zuhörern mitgeteilt wurde. Ich beſuchte dieſe Vorleſungen, und eine jede Stunde gab mir neue Aufgaben, und mit jedem Tage ward mir der Aufenthalt in Jena wichtiger.

Jena 1798

Was mich einſam beſchäftigte, war Aufgabe bedeutender Männer geworden, war laut geworden in der Literatur und rang nach einer geſchichtlichen Bedeutung. In dieſen mächtigen Strom einer gewaltigen Entwickelung war auch ich hineingeriſſen, und ſtand nicht mehr allein. Diejenigen Männer, die mich in meiner Einſamkeit beſchäftigt hatten, nach deren, wenn auch nur entfernten Bekanntſchaft ich mich ſo lange geſehnt hatte, waren nun in meine Nähe getreten. Der ſtille Monolog hatte ſich in ein lebhaftes Geſpräch verwandelt; fremde und eigene Aufgaben wurden von mir und den Freunden aufgeſtellt und gemeinſchaftlich gelöſt; oft erſchien mir alles als ein Mitgeteiltes, als eine Gabe, die ich mit dankbarer Freude empfing, und dann doch wieder, als wäre alles mein innerſtes Eigentum, rein aus der eigenſten Betrachtung entſprungen. Schelling ſtand mir unter allen am nächſten, und eben die entgegengeſetzte Richtung unſerer Bildung mußte die wechſelſeitige Anziehung verſtärken. Er war von der Philoſophie zur Natur fortgeſchritten; ich lernte jetzt ſeine früheren philoſophiſchen Schriften kennen und erſtaunte über die Sicherheit und klare Energie, mit welcher er ſchon in früher Jugend die tiefſten Probleme der Spekulation, die ſeit ſo langer Zeit der Geſchichte fremd geworden waren, ergriff und behandelte. Er war kaum 20 Jahre alt, als er ſeine Schrift: „Das Ich als Prinzip der Philoſophie" ausarbeitete; der geiſtige Schatz, der Jahrhunderte verborgen war, der von einer ſich beſchränkenden Zeit verworfen und verkannt wurde, gehörte ihm zu; er war berufen, ihn zu heben. Es gab Augenblicke, in welchen ich über die Macht ſeiner Gegenwart erſchrak; denn ich war durch Neigung und äußere Verhältniſſe früh nach der Natur hingezogen; ich war durch Gegenſtände genährt, und der geiſtige

Assimilations-Prozeß verbarg sich in der stillen Entwickelung und äußerte sich lange nur in Träumen und Ahnungen, von dem Bewußtsein abgewandt. Durch Spinoza ward ich aus dem Schlafe gerüttelt, aber durch Schelling zuerst in Tätigkeit gesetzt.

Natur und Geschichte hatten eine andere Bedeutung erhalten, Klänge aus der Vergangenheit, Ereignisse und Lehren, Poesie und Kunst verrieten mir Geheimnisse, die ich früher nicht ahnete; selbst die geselligen Verhältnisse, die Personen der nächsten Umgebung, erhielten einen fremden Glanz und schienen mir aus der bis dahin verborgenen Welt hervorzutreten, die sich wunderbar für mich aufzuschließen versprach. — Ja es war eine Zeit warmer, reicher Begeisterung und ich war gewiß nicht der einzige Enthusiast dieser Tage, aber den Fremden, aus fernen Gegenden mit Gewalt Herbeigezogenen mußten diese Tage mit ihrem plötzlichen Licht mächtiger aufregen, heftiger bewegen.

Ritter

Jena 1798

Ich muß noch von einem in der Tat bedeutenden und seltsamen Menschen reden, dessen wunderbar verworrener Geist, in welchem Dunkelheit und scharfsinnige Klarheit dicht nebeneinander lagen, mich viel beschäftigte und anzog. Es war Ritter, ein junger Naturforscher und völliger Autodidakt. Er war ein Schlesier, ursprünglich Pharmazeut und zuletzt Provisor in Liegnitz. Ein unruhiger wissenschaftlicher Trieb zog ihn nach Jena hin, wo er in großer Armut lebte. Professor Scherer fing damals an, sein allgemeines Journal der Chemie herauszugeben, und Ritter war ihm ein wichtiger und tätiger Mitarbeiter, und ernährte sich dadurch kümmerlich. Auch ihn hatte die geistige Aufregung der Zeit ergriffen; er war ein junger Mann von großem Talent, in der Chemie, auch in der Geschichte derselben

wohl bewandert, und Kenntniſſe, die ihm etwa noch fehlten, erwarb er ſich mit Leichtigkeit. Als ich in Jena ankam, hatte er eben eine Schrift: „Der Beweis, daß ein beſtändiger Galvanismus den Lebensprozeß begleite", vollendet. Dieſe Schrift war mit großem Scharfſinn ausgearbeitet. Der Mangel an früherer wiſſenſchaftlicher Bildung zeigte ſich beſonders durch einen harten unbehülflichen Stil, aber die Schrift machte mit Recht Aufſehen, und dennoch, obgleich die Verſuche ſcharfſinnig gewählt waren und ſich wechſelſeitig unterſtützten, ſchwebte über der ſcheinbaren Beſtimmtheit der Abfaſſung eine Dunkelheit, die auf keine Weiſe zu verkennen war. Schon der Ausdruck auf dem Titel bezeichnet die Unklarheit, mit welcher er ſein Thema aufgefaßt hatte. Denn wie ein Prozeß, der nicht ſelbſt ein lebendiger iſt, neben dem Lebensprozeß einhergehen könne, läßt ſich doch auf keine Weiſe begreiflich machen. Mit dem Galvanismus beſchäftigte er ſich ganz beſonders und ausſchließlich. Eine Schrift von einer engliſchen Dame, Mrs. Fulharne, über die Fällung der Metallauflöſung durch einander, zog in Jena beſonders die Aufmerkſamkeit auf ſich. Ihre wirklich genauen und ſcharfſinnigen Verſuche ließen die Tätigkeit des Galvanismus in dieſem chemiſchen Prozeß ahnen. Lichtenbergs Vermutung, daß die Trennung des Waſſers in Waſſerſtoff und Sauerſtoff eine Trennung der Elektrizitäten ſei, ſchlug ſelbſt wie ein elektriſcher Funke in die Entwickelung der Naturphiloſophie hinein. Und überhaupt ſchienen Ritters Entdeckungen und Verſuche für die Entwickelung der ſpekulativen Naturwiſſenſchaft von Wichtigkeit. In der Tat gelang es ihm, noch ehe Voltas große Entdeckungen in Deutſchland bekannt waren, vor dieſem großen Naturforſcher oder wenigſtens gleichzeitig mit ihm, die chemiſche Tätigkeit der einfachen galvaniſchen Kette zu beweiſen. Auf eine ſolche Weiſe war die emſige Beſchäftigung dieſes grübelnden ſeltſamen Men-

ſchen denjenigen, die ſich für die Naturphiloſophie intereſſierten, keineswegs gleichgültig. In Jena hatten ſchon junge Männer von Einſicht und Talent, beſonders junge Ärzte, die ihre Studien vollendet, ſich an Schelling angeſchloſſen. Für dieſen war nun Ritter wichtig, auch ich ſchloß mich an ihn an und dennoch war etwas in ihm, was mich fortdauernd abſtieß. Er ſelbſt mochte es fühlen, daß er der beſſern Geſellſchaft nicht zugehöre; er ward nicht ausgeſchloſſen, er ſchloß ſich ſelbſt aus. Es lag etwas Feindſeliges in ſeinem ganzen Gemüt. Schelling, der ihm anfänglich freundlich entgegenkam, mußte ſich doch zuletzt von ihm trennen. Wer Schellings ganze Art, die Natur zu betrachten, und wie ſie lebendig aus ſeinen umfaſſenden Spekulationen entſprungen war, kannte, dem konnte die Urſprünglichkeit ſeiner Ideen nie zweifelhaft ſein. Selbſt wo ſie durch Ritterſche Experimente angeregt wurden, gehörten ſie doch ihm zu. Das wollte Ritter nicht gelten laſſen. Es war ihm gelungen, eine Menge junger Leute um ſich zu verſammeln, und er verſuchte ſchon damals, eine Partei gegen Schelling zu bilden. Er ſprach gern, ausführlich und mit großer Leichtigkeit. Angeregt durch die geiſtige Entwickelung in Jena, konnte er ganz beſtimmte chemiſche Prozeſſe, Kryſtalliſationen und Niederſchläge aller Art, galvaniſche und elektriſche Erſcheinungen auf eine ſolche Weiſe mit dunklen Träumen, die einen Anklang von abgelauſchten ſpekulativen Ideen enthielten, zuſammenrühren, daß daraus eine Mixtur ſeltſamer Art entſtand. — Junge Männer, welche die ſtrenge Zucht einer philoſophiſchen Schule und der anſtrengende Zuſammenhang der Reflexionen nicht anſprach, fanden ſich durch ſolche Anſpielungen, die ihnen mühelos eine große Menge von Ideen zu geben ſchienen, wie erleichtert, und hörten ihm gern zu. Überhaupt war es damals ſchwer, die übermütig erwachte Produktionskraft zu zähmen.

Es war seltsam, welchen Eindruck die Naturphilosophie bei ihrer ersten Verkündigung machte. Denn so heftig auch die empirischen Physiker gegen sie auftraten, so vermochten sie doch nicht, sie in den Prinzipien zu widerlegen, noch weniger den Einfluß zu schwächen, den die neue Lehre besonders auf die Medizin ausübte. Wir werden Gelegenheit haben, später davon zu reden; hier bemerke ich nur, daß die geistige Wahrheit, einmal mit Sicherheit und Klarheit ausgesprochen, eine Gewalt ausübt, die sich nicht leicht abweisen läßt. Über die Gegner war eine wahre Angst gekommen. Geistreiche junge Männer ergriff die scheinbare Befreiung von der strengen Gewalt der geordneten Erscheinung mit einer übermütigen Begeisterung. Die beschränkteren Empiriker, die, was ihnen jetzt mitgeteilt wurde, auf keine Weise, auch nicht als leichtes Phantasiespiel, zu handhaben wußten, schlossen sich an fragmentarische Äußerungen an, die, wie eine Art geistiger Hauch über den widerstrebenden Gegenständen schwebten, ohne sie zu durchdringen. Diese waren es vorzüglich, welche Ritter liebten, wie später Novalis.

Ritters Hauptverdienst für die damalige Stufe der Entwickelung der Physik bestand besonders darin, die Froschschenkel als Elektroskop zu benutzen, und obgleich er diese Richtung mit einer Breite verfolgte, die zuletzt fast unausstehlich ward, so möchte es doch wohl von Wichtigkeit sein, seine Untersuchungen mit den neueren zu vergleichen. Zwar ist der Froschschenkel als Elektroskop durch den Elektromagnetismus und die Galvanometer neuerer Zeit überflüssig geworden, aber dennoch möchten seine Untersuchungen Manches enthalten, was auch jetzt nicht ohne Bedeutung wäre.

Ritter lebte mit sich selbst in einem inneren Zwiespalt, in einer geistigen Verwirrung, die immer mehr überhand nahm und für seine bürgerliche, wie für seine wissenschaftliche Stellung die un-

glücklichſten Folgen hatte. Dieſe verbitterte ſein Daſein, iſolierte ihn immer mehr; er verlor ſich in Träume, die ſeine Unterſuchungen unſicher machten, daher er ſich ſelbſt nie aus der Dunkelheit herauszuarbeiten vermochte. Von den jungen Männern, die ſich damals an ihn anſchloſſen, haben viele einen bedeutenden Ruf erworben. Es iſt ihnen gelungen, indem ſie von der Macht der immer reicher werdenden Entwickelung der empiriſchen Wiſſenſchaften ergriffen wurden, ſich aus der früheren Dunkelheit herauszuarbeiten, und viele werden ſich der Gewalt, die er ausübte, kaum erinnern.

Erſte Begegnungen mit Goethe

Jena 1798

Eines Abends wurde ich zu Frommann eingeladen; Goethe wurde erwartet. Mit welcher Spannung ich dem Abend entgegen ſah, begreift ein Jeder, der es weiß, was mir Goethe von meiner Kindheit an geworden war.

Meine genaue Bekanntſchaft mit Goethes Schriften hatte in der Schlegelſchen Familie einiges Aufſehen gemacht. Man wünſchte einſt zu hören, wie Goethe ſich in dem Munde eines Nordländers ausnehmen würde. Ich wurde aufgefordert, einen Teil von Fauſt, wie er damals in dem erſten Fragment erſchienen war, vorzuleſen. Das Buch war nicht gleich zu finden, und ich rezitierte den erſten Monolog aus dem Kopfe. Ich fragte, ob ich noch weiter gehen ſollte, und hätte in der Tat den größten Teil des Fragments ohne Hülfe des Buches herſagen können. Die Frau war entzückt, und es ward beſchloſſen, mich baldmöglichſt dem großen Dichter vorzuſtellen. Nun war aber Frommann dem guten Willen meiner Freundin zuvorgekommen.

Es iſt eine eigene Empfindung, wenn man zum erſten Male

einem Manne vorgestellt wird, der einen großen und entschiedenen Einfluß auf unser Leben gehabt hat. Ein solcher Moment bildet eine wahre Epoche, und mir war es, als ich zu Frommann hinging, als stünde mir ein verhängnisvolles Ereignis bevor. Goethe erschien. Es ist einem Jeden bekannt, der ihn jemals gesehen hat, wie seine edle Gestalt, seine Art sich darzustellen, sein mächtiges Auge und das wahrhaft Vornehme seiner ganzen Gestaltung, die Ruhe, mit welcher er erschien, während eine reiche Welt sich sichtbar in ihm bewegte, auch demjenigen imponierte und überraschte, der die Größe seiner Schriften durch die Gestalt ausgedrückt zu sehen erwartete. Ich mußte, als ich ihn zuerst erblickte, mich schnell abwenden, denn mir traten unwillkürlich Tränen in die Augen. Es war mir, als sähe ich Egmont, der sich als Oranien, Tasso, der sich als Antonio darstellte. In der Gesellschaft war ein Herr von Stackelberg aus Liefland, dessen schöne und anmutige Frau mir sehr gefiel; er ward zugleich mit mir Goethen vorgestellt.

Die Selbsttäuschung, als müßte Goethe eine Ahnung haben von alle dem, was er mir geworden war, ist zu natürlich; er aber unterhielt sich den ganzen Abend mit dem Herrn von Stackelberg. Es gelang mir nicht einen Augenblick, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Goethe war noch in seinen besten Jahren. Die vornehme Ruhe, mit welcher er sich bewegte, fing an, mir beschwerlich zu fallen, ja mich zu erbittern; ich war stumm, verlegen und fühlte mich verletzt. Ich erinnerte mich der vielen Geschichten, die man von seinem Stolz und seiner kalten Herablassung erzählt hatte, und ging in einer Stimmung nach Hause, die unerträglich war. Es schien mir, als wäre nun jede Annäherung unmöglich geworden. Der Nordländer ist von Natur bei solchen Gelegenheiten leicht verletzbar, und ich habe bis in den späteren Jahren mit einer widerwärtigen Empfindlichkeit zu kämpfen

gehabt, die mich nicht selten unglücklich machte. Bekanntlich hat mein Freund Oehlenschläger einen Auftritt mit Goethe erlebt, der diesen in große Verlegenheit setzen mußte. Ich verbarg glücklicher Weise meine Empfindlichkeit und wiederholte, nach Hause gehend, fortdauernd Philinens Worte: „Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an", aber was mich durchdrang, war ein vernichtendes Gefühl, ein schwarzer Schatten, der sich breit und finster über meine ganze Vergangenheit warf.

Ich mußte mich mitteilen, und eilte den Tag darauf zu Schlegel. Die Frau erschrak, als sie mich sah, so lebhaft drückte sich die Erbitterung aus. Es verdroß sie, daß Frommann ihr zuvor gekommen war, und sie versicherte, daß eine zweite Zusammenkunft mit Goethe, die sie zu veranlassen versprach, diese Stimmung schnell vernichten würde. Hiergegen trat nun aber meine nordische Halsstarrigkeit auf. Eben je höher ich ihn achtete, je entschiedener ich mein Leben ihm hingegeben hatte, desto unmöglicher fand ich es, mich ihm zum zweiten Male vorstellen zu lassen. Fest erklärte ich, daß ich von Goethe erwarte, daß er mich aufsuche; keine Überredung half. Freundlich wurde ich eines Abends von Schlegels eingeladen; gütig, wie sie gegen mich gesinnt waren, wollten sie mich überraschen. Goethe war da, ohne daß sie mich es wissen ließen. Ich erfuhr es aber, kehrte um, und erschien nicht in der Gesellschaft. Es vergingen einige Wochen und ich gab mir alle Mühe, mich durch Studien zu zerstreuen. Oft gelang es mir, aber auch dann verfolgte mich ein quälendes Gefühl, als hätte mich ein großes Unglück getroffen. Die Familie des berühmten Anatomen Loder gehörte auch zu denen, die mich freundlich aufgenommen hatten. Sein Geburtstag nahete, und man wünschte diesen Tag durch ein Schauspiel zu feiern; man wählte den „Schauspieler wider Willen", und meine große Beweglichkeit erweckte die Vermutung, daß ich wohl fähig wäre,

die Hauptrolle zu übernehmen. Sonderbar genug, vier Jahre früher in Kopenhagen, als ich mit Leidenſchaft für das Schauſpiel lebte, traute man mir in Borups Geſellſchaft keine große Fähigkeit zu, und dennoch fand ich das Vertrauen, welches man mir hier zeigte, ſehr natürlich. Das Theater war errichtet; wiederholte Proben fanden ſtatt; ich war nicht bloß der Hauptſchauſpieler, ſondern auch Regiſſeur. Seltſam traten nun die alten Bühnenerinnerungen hervor. Gebildete Frauen hatten Rollen übernommen. Die Hauptrolle enthält bekanntlich eine Menge deklamatoriſche Stellen aus verſchiedenen Dramen; die in dem Stück vorkommenden waren meiſt veraltet und unbedeutend. Ich vertauſchte ſie mit übertrieben deklamatoriſchen Stellen aus Iffland'ſchen und Schiller'ſchen Stücken. Von Schiller hatte ich, ſo viel ich mich erinnere, einen Monolog aus Fiesko gewählt, in welchem der verzweifelte Held ausruft: „Hätte ich das Weltall zwiſchen dieſen meinen Zähnen, ich wollte es zerkauen, bis es ausſähe, ſcheußlich wie mein Schmerz!" Eine andere Stelle war aus Kabale und Liebe genommen, wo der verzweifelnde Held ſich in der Hölle findet, mit dem tyranniſchen Fürſten Rad an Rad geflochten, grinſend, Zähne fletſchend. —

Dieſe Tage der Proben gingen vorüber; wir waren zur General-Probe verſammelt: da trat auf einmal Goethe herein. Er hatte freundlich, wie er bei ſolchen Gelegenheiten immer war, verſprochen, die General-Probe zu leiten; mir hatte man es verborgen gehalten. Nachdem er die Frauen begrüßt hatte, ging er auf mich zu, ſprach mich freundlich und gütig als einen Bekannten an. „Ich habe", ſagte er, „lange erwartet, Sie einmal in Weimar bei mir zu ſehen; ich habe Vieles mit Ihnen zu ſprechen, Ihnen Vieles mitzuteilen. Wenn dieſe Tage verfloſſen ſind, werden Sie mich, wie ich hoffe, begleiten." Wer war glücklicher wie ich. Es war mir, als wäre ich jetzt erſt heimiſch ge-

worden in Jena. Ich jubelte, und der frohe Jubel einer übermütigen Stimmung ergoß sich in mein Spiel. Hier und da gab Goethe einen guten Rat, und mir schwebten auf eine wunderbar heitere Weise die dramatischen Auftritte in Wilhelm Meister vor der Seele, die sich nun hier durch den großen Verfasser zu verwirklichen schienen. Als ich die Stellen aus den Schillerschen Stücken deklamiert hatte, trat Goethe freundlich auf mich zu. „Wählen Sie doch", sagte er, „andere Stücke; unseren guten Freund Schiller wollen wir doch lieber aus dem Spiele lassen." — Es war seltsam, daß weder ich, noch die Mitspieler etwas Anstößiges bei dieser Wahl gefunden hatten. Einfluß auf sie hatten wohl zum Teil die Urteile der Gebrüder Schlegel über Schiller, die nicht selten hart waren. Dennoch konnte ich mit Wahrheit die erste Veranlassung zu dieser Wahl als Entschuldigung anführen. Ich hatte nämlich diese doch offenbar extravaganten Stellen auf dem Hamburger Theater von einem Schauspieler Herzberg oder Herzfeld auf die übertriebenste Weise darstellen sehen, und ahmte ihm nach. Indessen erbot ich mich auf der Stelle, Kotzebue zu wählen statt Schiller; man brauchte da nicht lange zu suchen. Die Geburtstagsfeierlichkeit ging vorüber, das Stück ward wenigstens ohne Anstoß gespielt, und ich hatte mir, was mir in Kopenhagen nicht gelingen wollte, sogar einen Ruf als Schauspieler erworben.

Den Tag darauf hielt, der Verabredung gemäß, Goethe vor meiner Wohnung; ich eilte mit meinem Mantelsack hinunter und fuhr nun an Goethes Seite nach Weimar. Ich war dort einige Tage sein Gast.

Goethes naturwissenschaftliche Beschäftigungen waren mir bis dahin nur sehr unvollkommen bekannt. Ich hatte zwar die Beiträge zur Optik gelesen, war aber zu sehr an die strenge mathematische Behandlung der Optik gewöhnt, um in der Art,

wie Goethe ſeinen Gegenſtand behandelte, einen großen Gewinn für die Wiſſenſchaft zu erwarten. Auch hatte ich dieſen ganzen Teil der Phyſik noch nicht ſelbſtändig behandelt. Nach der Art, wie ich in der phyſikaliſchen Schule gebildet war, wußte ich für jetzt nichts mit dieſen Unterſuchungen anzufangen, obgleich eine lebendige Betrachtung der Tätigkeit des Lichts mich überzeugte, daß die tiefere Auffaſſung derſelben zur Begründung einer Naturphiloſophie im höchſten Grade wichtig wäre.

Die kleine Schrift über die Metamorphoſe der Pflanzen hatte einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht. Die wechſelnden Pulsſchläge der Tiere ſah ich hier Geſtalt gewinnen, und was im Blut nie ruhende Bewegung iſt, ward durch die wechſelnde Syſtole und Diaſtole lebendig fortſchreitende Entwickelung. Seine Knochenlehre war mir durchaus unbekannt.

Goethe war im höchſten Grade mitteilſam; es war ihm darum zu tun, junge Naturforſcher für ſeine Anſichten zu gewinnen. Die paar Tage verfloſſen in einer beſtändig fortdauernden naturwiſſenſchaftlichen Unterhaltung. Ich lernte nun Goethe von einer mir bis dahin unbekannten Seite kennen. Das tiefe Naturgefühl, die lebendige ſchöpferiſche Macht, die durch alle ſeine Gedichte hindurchging, über alle ſeine Darſtellungen ein helles Licht ergoß, rang nach Bewußtſein; Pflanzen und Tiere und das allbelebende Licht, welches als ein Ding unter den andern Dingen, zuſammengeſetzt wie dieſe, ſich in Farben verteilen ließ, und ſo nur in ein äußeres Verhältnis zu allem Lebendigen treten konnte, erſchienen hier zwar nicht in einer bewußten Einheit, aber ein tiefer geiſtiger Inſtinkt faßte ſie dennoch zuſammen. Wer mein Leben und meine Neigung mit einiger Teilnahme verfolgt hat, wird einſehen, wie bedeutend mir dieſe Zeit ſein mußte. Was ich zu erringen ſtrebte, alle Richtungen meines Daſeins ſchien er zu kennen, und der Schatz, den ich

unruhig ſuchte, ſchien ihm ein von einer günſtigen Natur geſchenkter Beſitz zu ſein. Ich verlebte dieſe kurze Zeit wie in einem Taumel, und hielt mich nun für entſchieden überzeugt, daß eine lebendige Naturanſchauung, die ich als die Quelle der echten Dichtkunſt betrachtete, und die ſo heitere und bedeutungsvolle Früchte getragen hatte, auf immer für die Geſchichte gewonnen wäre. Mein ganzes früheres Leben ſchien mir eine dunkle Prophezeiung, deren Erfüllung nahe lag, und voll Begeiſterung eilte ich nach Jena zurück, um Schelling mitzuteilen, was ich entdeckt zu haben glaubte. Er war aber ſchon mit Allem bekannter als ich. Ob er ſchon damals in eine perſönliche Berührung mit Goethe gekommen war oder nicht, vermag ich mich nur dunkel zu erinnern, und kann es nicht entſcheiden.

Schiller und die Romantik

Bei der fortdauernden geiſtigen Anregung, die noch nicht zur ſtarren Schule kryſtalliſiert war, vielmehr lebendig und beweglich, geſchwängert mit Natur- und geſchichtlichen Ereigniſſen, auch in der Poeſie und Kunſt ein wichtiges tiefes Element des Daſeins erkannte, mußte eine jede bedeutende Erſcheinung die lebhafteſte Teilnahme erregen. Zwar galt Schiller neben Goethe den Gebrüdern Schlegel nicht viel. Wenn dieſer vergöttert wurde, wenn eine tiefe Abſichtlichkeit in Wilhelm Meiſter mit ſcharfſinniger Kunſt nachgewieſen wurde, ſo daß dieſe Dichtung als ein geſchichtliches Ereignis neben das größte und wichtigſte der Zeit geſtellt, als ein entſchiedener Wendepunkt für die dichteriſche Anſicht des Lebens hervorgehoben wurde, ſo ward Schiller gelegentlich getadelt und offenbar mit einſeitiger Härte behandelt. Ich konnte dieſe Anſicht nicht teilen. Die freie ritterliche Geſinnung, die in ſeinen Dichtungen herrſchte, hatte einen entſchiedenen Einfluß auf mich, und mich ſprach der redliche Ernſt in ſeinen größeren

Dramen ſehr an. Ich vermochte nie der Anſicht zu huldigen, die mit dem Leben ein fortdauerndes ironiſches Spiel zu treiben ſuchte. Der göttliche Leichtſinn, der das Tiefſte im Leben hervorhob, mit allen Farben der glutvollſten Dichtung ausmalte, um ſich lächelnd auf einen vermeintlich höhern Standpunkt zu erheben, und ſich an einer Verehrung, die als Knechtſchaft erſchien, durch eine Miſchung von Spott, die ſich in ſie hineinmiſchte, zu rächen ſuchte, konnte mir niemals Religion werden. Eine heilige Erinnerung aus meiner früheſten Kindheit, die zwar zurückgedrängt, aber nie verſchwunden war, bildete eine ſichere Grundlage, die, wenn auch noch ſo verborgen, alles trug. Und obgleich ich Schiller niemals mit Goethe gleichſtellen konnte, obgleich ich ſelbſt eine gewiſſe Beſchränktheit in ſeinen Dichtungen zu erkennen glaubte, ſchien doch alles, was er ſchrieb, durch die klare und reine Vornehmheit ſeiner Geſinnung gehoben und verklärt. Ja ich glaubte Schätze der Dichtkunſt zu erkennen, die nur ſo durch die edelmütige Ritterlichkeit der Anſicht an das Tageslicht gefördert werden konnten. Indeſſen war der Tadel, der Schiller traf, und den ich oft genug hörte, nicht ohne Einfluß. Ich war zu plötzlich aus meiner geiſtigen Einſamkeit herausgeriſſen, aus einer Umgebung, neben der ich mir auch etwas zu ſein dünkte, in die Mitte ſolcher Männer verſetzt, die nach der Herrſchaft über die Literatur rangen, ſie zum Teil ausübten, und nach meiner Überzeugung zu beſitzen verdienten. Dieſe erlangten durch die bloße Autorität ſchon eine große Gewalt über mich, und wo ich eine abweichende Anſicht im Innern feſthielt, ſchwieg ich wenigſtens.

„Wallenſtein"

Schiller hatte ſchon ſeit Jahren an ſeinem großen Drama „Wallenſtein" gearbeitet. Wallenſteins Lager war ſchon auf die Bühne gebracht, und es iſt hinlänglich bekannt, wie lebhaft Goethe auch an der Aufführung teilnahm. Es war, irre ich nicht, die erſte ans Licht tretende ſchöne Frucht des freundlichen Bündniſſes zwiſchen dieſen beiden großen Dichtern. Goethe fand in den bunten und wechſelnden Szenen dieſes Vorſpieles eine günſtige Gelegenheit zu einer Darſtellung, die wir eine dramatiſche Kompoſition, einer muſikaliſchen ähnlich, nennen könnten, und dieſes bunte Vorſpiel hinterließ einen überaus wohltätigen und klaren Eindruck. Der tragiſche Moment, welcher den Untergang des Helden des großen Dramas ahnen läßt, blickt durch das Spiel der Perſonen verhängnisvoll hindurch. Es war in der Tat eine in ihrer Art vollendete Darſtellung. Auch auf die Umgebung war viel Fleiß verwandt; die Dekorationen waren nicht bloß anſtändig, ſondern ſchön. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, in welcher der Rahmen das Bild verſchlingt. Alles war in einer heitern Übereinſtimmung, und die Familien in Jena verſäumten nicht leicht irgend eine Vorſtellung. Die gebildeten Einwohner betrachteten in der Tat dieſe dramatiſche Unternehmung als ein bedeutendes Ereignis, welches, aus ihrer Mitte hervorgegangen, der dramatiſchen Kunſt eine höhere Bedeutung geben müßte, und durch welches Stadt und Univerſität gehoben und verklärt würden.

Jetzt war nun „Piccolomini", der erſte Teil des großen Dramas, fertig, einſtudiert und ſollte zum erſten Male aufgeführt werden. Die Spannung, mit welcher man dieſer Aufführung entgegenſah, war merkwürdig. Die Familien der Profeſſoren ſorgten mit der größten Mühe ſchon bei der erſten Nachricht von der bevorſtehenden Aufführung für Plätze. Man hörte in

der ganzen Stadt von nichts anderem ſprechen. Frauen und Töchter intrigierten gegen einander, um ſich wechſelſeitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries ſich glücklich. Es entſtanden aber auch Feindſchaften, die ſpäter nicht ohne Folgen waren. Ich fuhr mit Juſtizrat Hufeland und Loder, beider Frauen waren mit und Loders ſchöne Tochter. So waren wir ſechs in eine Kutſche zuſammengequetſcht, ſtiegen in dem Elephanten ab, und eilten in das Schauſpielhaus. Schlegels geiſtreiche Frau war zu Hauſe geblieben, ebenſo Schelling, der mit ſeinen Vorträgen anhaltend beſchäftigt war. Ich hatte in Schillers Loge einen Platz gefunden, und machte unter ſo intereſſanten Verhältniſſen ſeine perſönliche Bekanntſchaft.

Von dieſem Drama hier zu reden, wäre überflüſſig. Die Stimmung, in welcher das ganze Publikum war, teilte ſich einem jeden mit. Das weitläufige Drama, in welchem nichts abgeſchloſſen iſt, alles mehr oder weniger Andeutung, mit ſeinen langen Reden, feſſelte dennoch die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf die lebhafteſte Weiſe. Auf die Aufführung war große Mühe verwandt, das Zuſammenſpielen war vortrefflich; nie fand in dieſer Rückſicht irgend eine noch ſo leiſe Störung ſtatt; alle Schauſpieler gaben ſich, das war klar, die größte Mühe; die längſten Reden wurden in Einem Fluß hergeſagt; ein jeder wollte Ehre einernten. Und in der Tat, in dieſer Rückſicht konnten die Verhältniſſe nicht günſtiger ſein. Der große Dichter, dem die dramatiſche Kunſt ein wichtiges Geſchäft war, ſtand an der Spitze; ſeine anſehnliche Stellung im Lande gab ihm eine Gewalt über das Theaterperſonal, die ſelten oder nie ſtattfand. Aber die Schauſpieler fürchteten nicht bloß den Mächtigen, ſie verehrten auch den Kundigen; ſie waren ſich bewußt, daß, wer ſich in Weimars Schule fleißig ausgebildet hatte, der hatte einen entſchiedenen Ruf auf allen deutſchen Bühnen erlangt, und wenn

Verhältniſſe es wünſchenswert machen ſollten, Weimar zu verlaſſen, ſo würde es ihm nie an einer vorteilhaften Anſtellung fehlen. Begeiſterung für eine Kunſt, die durch Goethes warme Teilnahme gehoben wurde, verband ſich mit dem eigenen Vorteil, um aus den Schauſpielern alles zu machen, was durch eine ſo ſeltene günſtige Vereinigung der Mittel möglich war. Auf die heutige Darſtellung mußte nun der Enthuſiasmus des Publikums, die Spannung aller Zuſchauer anregend zurückwirken. Der Eindruck, den alles dieſes auf mich machte, erinnerte mich lebhaft an den Abend in Wilhelm Meiſter, als Hamlet zum erſten Male aufgeführt wurde.

Und dennoch war ich in einer ganz ſeltſamen Verlegenheit. Man weiß, mit welcher Leidenſchaft ich in Kopenhagen an den dramatiſchen Vorſtellungen teilnahm. Piccolomini war das erſte große Stück, welches ich in Weimar ſah. Ich brachte die übertriebenſten Vorſtellungen von dem, was die Weimarer Bühne unter Goethes Anleitung leiſten müßte, mit. Und nun war ich genötigt, mir zu geſtehen, daß das Spiel freier, natürlicher, die Talente der Schauſpieler und Schauſpielerinnen in Kopenhagen hervorragender waren, als hier. Ich hatte Schröder geſehen und erwartete freilich nicht, ſeinesgleichen hier zu finden; auch ſtand er, als ich die Hamburger Bühne kennen lernte, unter ſeinen Mitſpielenden faſt allein. Aber was ein im Hintergrunde ordnender mächtiger Geiſt in Weimar leiſtete, das ſchien mir durch das mächtige Spiel, welches die Umgebung beherrſchte, in Hamburg ſtattzufinden.

Ich ſuche immer ein vorzügliches Drama, wenn es irgend möglich iſt, zu leſen, ehe ich die Aufführung ſehe. Das Leſen iſt doch auch eine Aufführung, und es muß ein unfähiger Menſch ſein, dem dieſe nicht beſſer gelingt, als die gewöhnliche. Nur ein großer Schauſpieler, der ſelbſt Dichter iſt, vermag es, geheime Schön-

heiten und Tiefen eines Dramas aufzuſchließen, die uns ſelbſt beim Leſen verborgen geblieben ſind. Bei einem ſolchen ſtillen Schauſpiele geſtalten ſich die Perſonen, und wenn wir nun bei einer öffentlichen Aufführung eine wenig entſprechende Geſtalt des Helden erblicken, ſo iſt der Eindruck doch nur vorübergehend, die edlere, die uns beim ſtillen Leſen entgegentrat, erſcheint ſchnell wieder. — Ganz anders iſt es, wenn wir ein Drama zuerſt durch eine öffentliche Darſtellung kennen lernen. Mir wenigſtens prägen ſich dann die Geſtalten der Hauptperſonen ſo unauslöſchlich ein, daß ich ſie nie völlig los werden kann. So verfolgt mich noch immer der lange hagere unglückliche Graff als Wallenſtein. Er hatte ſich unſägliche Mühe gegeben; die Rolle bewundernswürdig memoriert; die Diktion war vortrefflich. Keine einzige Stelle erweckte den unangenehmen Mißton, der ſo unvermeidlich entſteht, wenn man merkt, daß der Schauſpieler etwas ausdrückt, was er nicht verſteht, und dennoch war Geſtalt, Bewegung, Spiel geradezu hölzern. Es war mir, als ſagte er eine ihm durch Goethe und Schiller eingetrichterte Lektion auf eine allerdings bewunderungswürdige Weiſe her. Selbſt als ich ſpäter den unübertrefflichen Fleck als Wallenſtein ſah, ging immer der unglückliche Graff als ſein Doppelgänger und Geſpenſt neben ihm her. Ebenſo wollte mir Vohß als Max keineswegs ganz gefallen; nur die Jagemann, jung, blühend, lebendig, wie ſie war, entzückte mich als Thekla.

Nun aber ſaß Schiller ſelbſt neben mir und war mit allem nicht allein zufrieden, ſondern überaus glücklich. „Durch eine ſolche Aufführung", ſagte er, „lernt man erſt ſein eigenes Stück kennen; es erſcheint veredelt durch die Darſtellung, es iſt, ſo ausgeſprochen, beſſer als ich es ſchrieb." Beſonders erſtaunte ich über den Beifall, den er einer Schauſpielerin zollte, welche die Rolle der Terzky ſpielte. Allerdings war eine gewiſſe Lebendigkeit, ſelbſt Leiden-

ſchaftlichkeit in ihrem Spiel, und in dem heftigſten Fluß der Rede ſtockte ſie nie; inſofern war die Rolle richtig aufgefaßt, aber es herrſchte etwas ſo Geringes, Gemeines in Geſtalt, Bewegung und Ausſprache, daß ſie mir in meiner innerſten Seele zuwider war: und dennoch war Schiller entzückt. Wie Schiller, der Hochdeutſche, die platte Berliner Ausſprache auch nur dulden konnte, war mir völlig unbegreiflich. Selbſt Göethe, der ab und zu in die Loge hineintrat, ſchien mit der Aufführung ſehr zufrieden, obgleich er ſich nicht enthuſiaſtiſch äußerte, wie Schiller. Abgeſehen von der Abſicht, die er wohl haben konnte, den Dichter nicht in ſeiner Zufriedenheit zu ſtören, iſt es ſchon begreiflich, daß Goethe, nach ſo vielfältigen mühſamen Proben, zuletzt ſelbſt in eine Art von Bewunderung geraten konnte, wenn er entdeckte, wie viel man mit einem widerſtrebenden Stoff und einem Material, das nun einmal nicht beſſer war, zu erreichen vermochte.

Wir fuhren gleich nach Beendigung des Stückes nach Jena, und obgleich es ſehr ſpät war, verſammelten ſich doch noch Einige bei der Frau Profeſſor Schlegel, die zurückgeblieben war. Sie forderte nun, und zwar mit der Entſchiedenheit, die ihr eigen war, ein beſtimmtes Urteil über das Drama; und hier zeigte es ſich nun, wie der erſte Eindruck, den ein neues, im großen Sinne aufgefaßtes und angelegtes Stück unmittelbar hinterläßt, ſich ſelbſt durch die ſchärfſte Kritik nicht ſogleich verdrängen läßt. Die meiſten Kritiker, wenn ſie bedeutende Erſcheinungen in allen Richtungen der Literatur beurteilen wollen, beſonders wenn ein beſtimmter Schematismus dem Urteile zugrunde liegt, ſind wohl in dem Falle, dieſen erſten unmittelbaren Eindruck überwältigen zu müſſen. Was ſie pflegen, wovon ſie als dem Urſprünglichen ausgehen ſollten, wird dann für nichtig erklärt, und der abſtrakte Schematismus ſoll allein gelten.

In unſerm Kreiſe hatte man keine große Neigung, Schiller ſehr günſtig zu beurteilen; man ließ ihm kaum Gerechtigkeit widerfahren, und dennoch ſprach ſich der mächtige Eindruck, den das Stück hinterlaſſen hatte, faſt unwillkürlich aus. Ich erinnere mich, wie die Schlegel, nachdem wir manches hin und her geredet hatten, doch zuletzt, gegen mich gewandt, ſagte: „Nun, Sie haben ja doch wohl auch ein Urteil?“ weil die Übrigen gar kein entſchiedenes ausſprechen wollten. Schlegel, als der Beſonnenſte unter uns, ſchwieg. Mir aber war eine gewiſſe Ähnlichkeit zwiſchen Wallenſtein und Don Carlos aufgefallen; derſelbe Gedanke, wenngleich unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen entwickelt, liegt beiden Stücken zum Grunde. Denn auch Don Carlos zerfällt deutlich in zwei Abteilungen. Die zwei letzten Akte dieſes Dramas könnten recht gut eine zweite Abteilung bilden, und es iſt eine Frage, ob es nicht zum Vorteil des Dramas geweſen wäre. Schiller hätte dann mit mehr Muße die Motive der letzten Akte benutzen und ausführen können, und vielleicht wäre der rohe Gegenſatz zwiſchen abſtrakten Philoſophemen und barbariſcher Tyrannei, der dieſem Teil mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, ſo wie das Gefühl, welches ſich einem jeden Zuſchauer aufdringt, daß die zwei letzten Akte mehr angehängt ſcheinen, um einen Schluß zu finden, als lebendig aus dem erſten entwickelt ſind, dadurch verſchwunden. Die Liebe zwiſchen Max und Thekla in Piccolomini, und die ſtille, ihnen ſelbſt verborgene Neigung zwiſchen Poſa und Eliſabeth, die erſt ein unwillkürliches Geſtändnis wird, indem Poſa ſich von der Königin trennt, drücken, freilich unter ganz verſchiedenen Umſtänden, doch denſelben Gedanken aus. Allerdings iſt das Tema ein durchaus verſchiedenes, ja völlig entgegengeſetztes; aber dennoch hat der Schluß des dritten Aktes, wenn Eliſabeth ſpricht: „ich ſchätze keinen Mann mehr!“ und Poſa antwortet: „ach! das Leben iſt doch ſchön“, eine innere Ähnlichkeit mit dem

allgemein bekannten Ausruf Theklas; „das iſt das Los des Schönen auf der Erde."

Ich entwickelte dieſe Anſicht, friſch wie ſie entſtanden war, mit großer Wärme und die geheime Liebe zwiſchen Eliſabeth und Poſa, das reinſte Bündnis zwiſchen allem Edlen und Großen in der herrlichſten Reinheit hatte mich ſchon früher entzückt, ja erſchüttert, obgleich dadurch Don Carlos noch unbedeutender erſcheint, als er ſchon iſt, ja faſt widerwärtig. Seine Liebe zur Königin iſt dann, unerwidert, ebenſo bedeutungslos und krankhaft wie ſeine politiſche Geſinnung, die durchaus nur ein Abglanz von der Poſas iſt. Dort fehlt die Liebe, wo ſie ihren geſunden Urſprung haben ſoll, in dem Gegenſtande; hier die Geſinnung, wo ſie ihren Urſprung haben ſoll, in ihm ſelber.

Was mir aber nun tadelnswert erſchien, und ſich unmittelbar mit dem erſten vorteilhaften Eindruck verband: war das einförmig deklamatoriſche Gewand, welches mich von jeher bei Schiller zurückſtieß. Es rief eine zu große Übereinſtimmung zwiſchen den verſchiedenen Perſonen hervor, eine Monotonie der Darſtellung, die etwas unüberwindlich Ermüdendes hat, und es ſelbſt dem beſſeren Schauſpieler erſchwert, die tiefere Eigentümlichkeit, die beſtimmte ſelbſtändige Phyſiognomie ſeiner Rolle unter den übrigen feſtzuhalten und darzuſtellen. In der Tat iſt es mir ſpäter klar geworden, wie dieſe deklamatoriſche Richtung Schillers der Bühne gefährlich geworden iſt; wie die einſeitige Deklamation alle tiefere Individualität aus den Perſonen und ihrer dramatiſchen Darſtellung verdrängt hat; wie dadurch eine theatraliſche Manier der Diktion entſtand, die, irre ich nicht, vorzüglich durch Iffland gepflegt, nicht allein die Bühne beherrſcht, ſondern auch in andere Verhältniſſe mit hineingedrungen iſt, bei einer jeden Rede vernommen wird, ſelbſt von den Kanzeln tönt, und ſelbſt bis zu den Schulknaben reicht, wenn ſie bei dem öffentlichen Schulakt

deklamieren, aber zum Glück bei ihrer pathetiſchen Ausbildung ſich ſelbſt ironiſiert und komiſch wird. Dieſe deklamatoriſche Manier ruft auch unvermeidlich als Mittel gegen die herrſchende Monotonie die äußeren Effekte hervor. Alle dramatiſche Wirkung wird durch äußere erſchütternde Ereigniſſe allein herbeigeführt; dieſe aber, da ſie nicht das tiefſte Innerſte mächtiger Perſönlichkeiten aufſchließen, erſchüttern nur durch den pathetiſchen Sturm, der erregt wird. Allerdings herrſcht jetzt ein ſolches deklamatoriſches, durch äußere Effekte unterſtütztes Element auch in der Kunſt, in der Malerei, wie vorzüglich in der Muſik, vor. Auch hier ſind in der erſteren die eigentümlichen Geſtalten, die unter den übrigen ſich ſelbſt ausſprechen, ſo wie in der Muſik die tiefen ſelbſtändigen Melodien, die in ſich abgeſchloſſen ſind, faſt ganz verſchwunden. Und ſo iſt die Deklamation in allen Darſtellungen wohl der reinſte Ausdruck der leeren Abſtraktion, die uns beherrſcht; des Idealen an der Stelle der lebendigen, jederzeit in ihrer tiefſten Bedeutung perſönlichen Idee. Alle unſere Hoffnung für die Zukunft beruht darauf, daß die Fluten des Deklamatoriſchen ſich immer mehr verlaufen und ſeichter werden, daß, wie Goethe früher, ſo Tieck noch, die Eigentümlichkeit lebendiger Perſonen in der Dichtkunſt zu ſchaffen wiſſen; daß die Notwendigkeit derſelben von verdienſtvollen Malern anerkannt wird; daß der unſterbliche Thorwaldſen die Plaſtik unſerer Tage verherrlicht, aus deſſen knetenden Händen eine jede Geſtalt den lebendigen Odem ſelbſtändiger Individualität erhält; daß durch Felix Mendelsſohn die urſprünglichen Melodien ihre aus der Tiefe tönende Urform erhalten, ſich aus dem verworrenen Chaos herausarbeiten und uns mit der Macht einer reicher entwickelten Behandlung des Stoffes in die ſchönen Zeiten von Händel und Bach verſetzen.

Auf den deutschen Universitäten bildet sich fast unvermeidlich eine stagnierende Masse durch früher selbst verdienstvolle, aber allmählich veraltete Lehrer. Die Verhältnisse, die diese damals ausbildeten, sind zwar zurückgedrängt, denn jetzt versetzt die große und rasche Bewegung in der Geschichte und in der Wissenschaft einen jeden in eine fortdauernde Spannung; selbst die jugendliche Begeisterung hat einen tieferen Grund, und es ist fast unmöglich geworden, was uns einst durchdrang, selbst in den spätesten Jahren völlig bedeutungslos aufzufassen. Freilich, was bloß Masse war, bleibt es, auch noch so sehr herumgeworfen und äußerlich geschüttelt, und versteht es, seine ursprüngliche Ruhe wieder zu gewinnen.

Nun darf man nicht vergessen, daß in Jena eine Begeisterung, durch welche die ganze deutsche Literatur einen neuen Aufschwung erhielt, eben in dem ersten Moment frischer jugendlicher Ausbildung war, als ich das Glück hatte, den lebendigsten Entwickelungspunkt zu erleben. Jena hatte noch von früheren Zeiten her verdienstvolle Lehrer; Paulus und Griesbach, in der theologischen Fakultät, hatten einen großen und verdienten Ruf; Justizrat Hufeland galt für einen tüchtigen Juristen; Hufeland, Gruner und Starke hoben die medizinische Fakultät; Batsch war ein ausgezeichneter Botaniker; Schütz und Eichstädt waren berühmte Philologen. Mehrere von diesen verdienten Männern, mit ihren bestimmten Fächern beschäftigt, die ihren Ruf begründeten, mischten sich gar nicht in die Streitigkeiten, die sich in der Literatur erhoben; obgleich die Neuerungen ihnen unzugänglich, sehr bedenklich fremd, ja wenn sie sahen, wie die Jugend ergriffen wurde, beschwerlich werden mußten. Andere hingegen, teils durch ihre literarischen Verhältnisse, wie Schütz

und der Jurist Hufeland, als Redaktoren der allgemeinen Literaturzeitung, teils durch die eigene polemische Natur, wie Gruner, veranlaßt, äußerten die Unzufriedenheit entschiedener, Schütz und der Jurist Hufeland aber mit großer Vorsicht; denn der ältere Schlegel war in den letzten Jahren der bedeutendste Rezensent im ästhetischen Fache, hatte dadurch den Ruf der Literaturzeitung gehoben, und man fürchtete ihn als Gegner. Aber eine bald stillere, bald lautere Opposition der älteren Lehrer gegen Fichte, Schelling und A. W. Schlegel gestaltete sich dennoch durch die Majorität der älteren Professoren. Nur Paulus, dessen seltsame, jetzt gottlob veraltete Exegese damals den Blütepunkt des Ansehens erreicht hatte, schloß sich entschieden an Fichte an. Die Gegner suchten nun den drei angefeindeten Männern das Leben möglichst sauer zu machen; aber der Schutz von oben und die entschieden offensive Stellung, die von den genannten neueren Professoren angenommen wurde, machte sie gleichgültig gegen diese mehr oder weniger verborgenen Angriffe. Es entstand Geklatsch aller Art, welches sorgfältig verbreitet wurde. Ich habe es vergessen, und es erschien mir auch damals zu gleichgültig und gering; ich achtete kaum darauf, obgleich mein Landsmann, der in dem zweiten Bändchen genannte theologische Kandidat Malte Müller mit allem Gerede der Art sehr genau bekannt war und mir es zutrug. Ein gewisser Professor Ulrich, der sich in seinen früheren Jahren durch einige Schriften, deren Verdienst ich nicht zu beurteilen vermag, da sie mir unbekannt geblieben sind, einigen Ruf erworben hat, behielt die alte Unart mehrerer damaligen deutschen Professoren bei. Er suchte seine Zuhörer an sich zu ziehen, nicht allein durch Späße, sondern auch durch Schlüpfrigkeiten. Man versicherte, daß die Zuhörer, durch solche Äußerungen verletzt, laut ausgerufen haben: Pfui U.! Dieser, ein veralteter Philosoph, griff nun Fichte und Schelling mit den Waffen

an, die ihm zu Gebote ſtanden; daß er dadurch die Vorträge ſeiner Gegner in den Augen der Jugend hob, ſtatt ſie zu hemmen, blieb ihm freilich verborgen.

Bündnis der Geiſter

Was dieſe Zeit in Jena ſo erfreulich machte, war die Einigkeit, welche unter den Urhebern einer ſo wichtigen Umgeſtaltung in der Literatur herrſchte. Wie bei einer jeden organiſchen Entwickelung die verſchiedenſten Bildungen kaum unterſcheidbar von einem gemeinſchaftlichen Punkte ausgehen; nur freilich ſo, daß die abweichenden Bildungen ihre innere Einigkeit nicht aufheben, ſo glaubten auch alle damals durchaus ein gemeinſames Werk zu treiben, und es entſtand ein Bündnis der Geiſter, welches im höchſten Grade bedeutend wirken mußte. Fichte und Schelling hatten ihre Differenz wohl begriffen, aber noch nicht ausgeſprochen. Indeſſen ſahen ſie ſich nicht häufig, und Fichte, obgleich er glauben mochte, daß Schelling, ſpekulativ betrachtet von einem ähnlichen Standpunkte des Bewußtſeins, wie er ſelber, ausging, konnte doch an der Schellingſchen Naturphiloſophie keine Freude finden, ja ſie mußte demjenigen, der Licht und Luft a priori konſtruierte, und zwar nicht als ein ſolches, was ſeine Bedeutung in ſich ſelber hatte, ſondern als daſeiend, damit die verſchiedenen Ichheiten ſich ſähen und hörten, als von dem Bewußtſein poſtulierte und nur als Poſtulat zu duldende Formen des Daſeins betrachtet, zuwider ſein. So lag hier allerdings eine Differenz, ja eine feindliche Scheidung, urſprünglich verborgen. Da aber Fichte ſich lediglich auf dem ethiſchen und mit dieſem verbundenen rechtlichen Gebiet bewegte, ſo gingen beide, Fichte und Schelling, eine Zeitlang nebeneinander und ſtritten nicht, weil ſie ſich nicht berührten. Es war der übrig gebliebene Reſt der Kantſchen Trennung zwiſchen praktiſcher und theoretiſcher Philoſophie, eine Tren-

nung, die freilich von keinem von beiden anerkannt wurde, die aber dennoch ihre Macht auszuüben schien.

Auswärtige Romantiker. Tieck

Aber nicht allein die in Jena Anwesenden, auch die Abwesenden gehörten zu den Verbündeten, die nach außen und der herrschenden Literatur gegenüber in gleichem Sinne tätig waren. Berlin ward zwar damals als der Sitz des platteſten gemeinen Verſtandes betrachtet und von uns allen gering geſchätzt. Die allgemeine deutſche Bibliothek, von Nicolai, die Berliner Monatsſchrift, durch Bieſter redigiert, wurden als die Stapelplätze des gemeinſten Räſonnements angeſehen; aber dennoch waren auch hier wichtige Verbündete. Unter dieſen blieb mir doch damals noch Schleiermacher am meiſten fremd. Mehr einen unmittelbaren Eindruck machte Tieck als Dichter auf mich. Es iſt bekannt, wie ſehr der dichteriſche Sinn in Deutſchland geſunken war, ſo daß Tiecks erſte Schriften nicht allein gar keinen Eindruck machten und (wie der Verleger, Nicolai der jüngere, behauptete) ſogar als Makulatur ſich auf ſeinen Niederlagen aufhäuften. Die Gebrüder Schlegel waren die erſten, die auf das reiche und durchaus ſelbſtändige Talent dieſes Dichters aufmerkſam machten, und es iſt in der Tat unbegreiflich, wie es möglich war, daß die anmutige Sprache, die Friſche der poetiſchen Anſchauung ſo ganz den Eindruck verfehlen konnten. Herrſchten doch in den Volksmärchen ein ſo tiefer Ton der kindlichen Naivität der Vorzeit, eine ſolche Kindlichkeit des Daſeins, ſolche heitere Klänge aus der verborgenſten Herrlichkeit der deutſchen Sprache, daß dieſer Ton, einmal laut geworden, dieſe Klänge, einmal angeſchlagen, niemals mehr aus der Sprache verſchwinden konnten. In der Tat waren es dieſe ſcheinbar naiven, mit kindlichen Tönen unbefangen ſpielenden Märchen, die zuerſt an die

verborgene Bedeutung einer vergangenen dichterischen Zeit erinnerten. So wie Tiecks Übersetzung des Don Quixote, die schon begonnen war, auch nach einer Zeit hinwies, die zwar nicht unbekannt war, aber deren dichterischer Reichtum verborgen blieb.

Neuer Sinn für Dichtung und Künste

A. W. Schlegels Proben einer Übersetzung und Beurteilung von Romeo und Julia, sein Aufsatz über Dante, die Unterhaltungen, die sich an solche Arbeiten knüpften, riefen Sinn und Gedanken von der engeren Literatur der Gegenwart und ihren kleinlichen Beschäftigungen ab, und wir gewöhnten uns, einen größeren Maßstab für die Poesie anzulegen; wir fingen an, einzusehen, daß der Sinn für die eigentliche Dichtkunst, die, einst ein wesentlicher Moment des Daseins, Kunst, Wissenschaft und Staat durchdrungen hatte, verloren gegangen war, und wieder belebt werden mußte.

Auch für die Kunst ward der Sinn erweckt; noch kannte ich sie nur in der Ahnung. Lessings Laokoon konnte mir nur Gedanken, aber keine Gegenstände geben. Jetzt erfuhr ich, wie Winckelmann der erste war, der auf eine bedeutende Weise die plastische Kunst der Alten hervorgehoben und belebt hatte. Ich las seine Schriften, und schon die klassische Sprache, die wunderbar und fremdartig durch Größe und Einfachheit für die Zeit, in welcher seine Schriften erschienen, hervorleuchtete, riß mich hin. Der Zustand, in welchen ich versetzt wurde, als ich Winckelmann las, mag einige Ähnlichkeit mit dem gehabt haben, in welchem ihn selbst in der kleinen Stadt, in welcher er lebte, die plastische Kunst der Alten anzog und in Bewegung setzte. Noch hatte ich so gut wie nichts gesehen, das Auge war für die Kunst geschlossen; was mir Goethe mit Freundlichkeit zeigte, konnte nur

für das ſchon geöffnete Auge einen Wert haben. Ich ſeufzte, indem ich mit nordiſcher Redlichkeit bekannte, daß mir der Sinn für die Kunſt, wie ich befürchten mußte, fehle, und dennoch durchdrang mich das Bewußtſein, daß dieſer Mangel ein geiſtig weſentlicher war. Ich fand mich in eine andere höhere Welt verſetzt, und was in dieſer lebte und ſich bewegte, durfte mir nicht fremd ſein. Wie Himmel und Erde, Gebirge und Meer, Pflanzen und Tiere mich in der Natur ſinnlich umgaben, ſo mußten auch alle Geſtalten der geiſtigen Welt, in der ich zu atmen anfing, vor mir liegen und mir verwandt ſein. Ich vermochte es nicht zu begreifen, wie einige ſich noch ſo beharrlich verbargen, und ich hatte nicht gelernt, einen Enthuſiasmus zu affektieren, den ich nicht empfand. Goethe tröſtete mich. Ich hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, Italien zu ſehen, aber er ſtellte die nächſte Hoffnung auf Dresden. „Dort", ſagte er, „werden Sie Kunſtſchätze finden, die für Sie eine Vorſchule bilden werden." Die Redlichkeit, mit welcher ich nach den Genüſſen der Kunſt, wie nach einem mir unbekannten Gute, mich ſehnte, ſchien ihm zu gefallen.

Aber auch die Muſik war mir noch verſchloſſen. Einzelne Melodien riſſen mich hin, bewegten mich aufs allertiefſte; aber die große Welt der Töne verwirrte mich nur, ja wenn eine einzelne Geſtaltung, ein eigentümlicher Geſang ſich hervorhob und mich momentan ergriff, ſo war der Eindruck vor dem größeren mir verworrenen Ganzen verſchwunden, und ich vermochte nicht ihn wieder zu finden. Ein betäubender, verworrener, erſchöpfender Eindruck blieb zurück, wenn ich Haydn oder Mozart gehört hatte, und ich konnte die Begeiſterung, die um mich herrſchte, nicht begreifen.

Aber alles, was ich noch nicht verſtand, war angeregt. Es war nicht eine kalte Reflexion, es war ein neues, warmes,

glühendes Leben, welches mich in Bewegung ſetzte, und ſelbſt, was mir Qualen zubereitete, ward Stachel und Sporn der Luſt, die mich durchdrang.

Tiecks geſtiefelter Kater

Bei dem gaſtfreien und freundlichen Frommann verſammelten ſich öfters die damals noch verwandten Geiſter. Frauen und Männer kamen zuſammen, Goethe erſchien ab und zu. Ich war wie Kind im Hauſe und darf nie vergeſſen, was ich ihm und ſeiner wahrhaft mütterlich gegen mich geſinnten Frau verdanke. Er war der Verleger von Tiecks Zerbino, und dieſes wunderliche Werk kam bogenweiſe an und ward aus den Aushängebogen vorgeleſen. Mir war der geſtiefelte Kater noch unbekannt, deſto fremdartiger, wunderbarer, aber auch anziehender war mir die leichte Laune, mit welcher Tieck die gewöhnlichen, geringen und doch geſchätzten Anſichten des Lebens und der Kunſt behandelte, und wie mitten durch dieſes übermütige Spiel die tiefe Sehnſucht und die große Gewalt der Poeſie ſich durchſchlang. Es gibt dichteriſche Klänge aus dieſem wunderbaren Drama, die ſich tief in mein Innerſtes hineingruben, und die noch jederzeit, wenn ſie aus der Erinnerung wiederklingen, mich auf eine heitere Weiſe in die Welt der Poeſie verſetzen. Wie ſelbſt ein Kind, in eine fremde Gegend verſetzt, bewußtlos mit einer Menge von Gegenſtänden vertraut wird, ſo lernte auch ich in dieſer Zeit, welche unendliche Macht der Rezeptivität in dem innerlich Erlebten, nicht bloß Gedachten ruhe. Es iſt bekannt, wie unglaublich viele Anſpielungen auf vorübergehende Erſcheinungen der damaligen Literatur in Zerbino verborgen liegen. Sie ſind ſo leicht angegeben, ſo ſcheinbar launenhaft, und doch mit ſchneidender Abſichtlichkeit berührt, daß viele jetzt ſchon unverſtändlich ſein werden, weil die Beziehungen, aus welchen ſie entſprangen, vergeſſen ſind.

Der geſtiefelte Kater hat dramatiſche Vorzüge, der Plan iſt einfacher, überſichtlicher, das Ganze klarer und eben deswegen ſchneidender; aber nur zwei Perſönlichkeiten treten hervor, nämlich nur Iffland und Böttiger; ſie ſind freilich deſto bedeutender von der ſtrafenden Laune behandelt. Die verkehrte Welt, das ſpätere Drama derſelben Art, beherrſcht das Material in einem großartigeren Sinne, aber es iſt allgemeiner gehalten, und alle Perſönlichkeit iſt verſchwunden. Vielleicht iſt es eben dieſe Beziehung auf beſtimmte Perſonen, die Tieck bewogen hat, den Zerbino nicht unter ſeine ſpäteren und früheren Werke wieder aufzunehmen. Dieſes Drama fließt, was nicht zu leugnen iſt, auseinander, und die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände verhindert die dramatiſche Abrundung. Aber dennoch finden ſich dichteriſche Darſtellungen darin, die zu Tiecks vorzüglichen, aus ſeiner früheren Epoche gehören. Der Reichtum, ja man kann ſagen, die Gründlichkeit der literariſchen Beziehungen der damaligen Zeit machte es für die Kenntnis derſelben zu einem wichtigen Werk. Ein erſchöpfender Kommentar zu Zerbino würde in der Tat eine vollſtändige Überſicht der poetiſchen Literatur am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts abgeben. Ich kann nicht unterlaſſen, hier einen Beweis von der faſt unglaublichen Gründlichkeit, mit welcher Tieck ſein Thema behandelt hat, zu liefern.

Ich hielt mich im Sommer 1801 im Tharandter Bade auf. Die Badegäſte verſchwanden, und ich wollte teils einen Winter im Gebirge zubringen, teils in der Einſamkeit einen literariſchen Gegenſtand bearbeiten. Allmählich tauchten nun die Einwohner des kleinen Städtchens, die während der Badezeit ſich unter den Badegäſten und unter den vielen übrigen Gäſten, die den ſchönen Ort beſuchten, den Sommer über verloren hatten, in der größeren Einſamkeit auf. Ich bewohnte das damalige Badehaus, und hier verſammelten ſich abends einige Beamte und Gutsbeſitzer aus

der Nähe. Unter dieſen war der einſt bekannte Schlenkert, der Verfaſſer von Friedrich mit der gebiſſenen Wange und vieler ähnlicher Romane. Zwei unverheiratete Schweſtern waren die Wirtinnen, Schlenkert ſtellte ſozuſagen den Wirt vor. Man durfte in ſeiner Gegenwart Tieck kaum nennen, denn Schlenkert kam in Zerbino vor und fand ſich tief beleidigt. Aber er war in dieſem kleinen Städtchen nicht der einzige. Der Prediger des Ortes gehörte zu den damals modernen Aufgeklärten. Ich habe Predigten von ihm gehört, deren Gegenſtand eine populäre Medizin war, andere, die vom Kartoffelbau handelten. Ich fragte ihn einſt, was er ſich dabei dächte, daß die Lichter auf dem Altare angezündet wären, und wie er den Altardienſt mit ſeinen Predigten über Medizin und Ackerbau irgendwie in verſtändigen Zuſammenhang zu bringen vermöchte. Er ſchien faſt verwundert über dieſe Frage, vermied aber eine beſtimmte Antwort, denn Reinhard ſtand damals den ultrarationalen Predigern drohend im Hintergrunde.

Dieſer Mann war nun auch Schriftſteller; er war der Verfaſſer von Robert, oder der Mann, wie er ſein ſoll. Er ward zwar im Zerbino nicht genannt, fand ſich aber dennoch tief verletzt, denn er bezog den Angriff auf den Roman: „Eliſe, oder das Weib, wie es ſein ſoll", auf ſich. Endlich war auch in der Geſellſchaft ein ältlicher Mann, der ſich als Sekretär einer ökonomiſchen Geſellſchaft angegriffen fühlte. Ich hatte eben Tiecks genauere Bekanntſchaft gemacht, den Sommer mit ihm verlebt, und ergötzte mich, wenn ich die fortdauernden Angriffe auf ihn anhören mußte, die recht eigentlich darauf berechnet waren, die Anſichten, die von Tieck angegriffen wurden, unbefangen und auf die naivſte Weiſe zu enthüllen.

Wenn nun die Naturphiloſophie vorzüglich die Ärzte in Anſpruch zu nehmen anfing, ſo ſchien auch Fichte, der ſchon ſeit mehreren Jahren in Jena lehrte, wie Gegenſtand der heftigſten Angriffe, ſo auch der Bewunderung zu ſein. Während dieſes Winters machte beſonders der ſpäter berühmt gewordene Brief von Jacobi vieles Aufſehen. Er enthielt jene wunderbare Miſchung von Bewunderung und Widerſtreben, die Jacobi allenthalben bezeichnete, wo von eigentlicher Spekulation die Rede war. Die wunderbare Anſicht, daß man ſie kennen und verehren müſſe, ja daß ſie wohl auch dazu tauglich ſei, manchen Äußerungen einen Hauch von Geiſtreichigkeit mitzuteilen, daß man ſich ihr aber nicht zu ſehr hingeben, am allerwenigſten ſie konſequent ausbilden dürfe, herrſchte in dieſem Briefe vor. Die berühmte Stelle, in welcher er das Recht der ſittlichen Perſönlichkeiten dem Formalismus des Sittengeſetzes gegenüber in Anſpruch nahm, machte damals einen tiefen Eindruck. Ich führe ſie hier an, ſie iſt in ihrer Art klaſſiſch: „Ja ich bin", heißt es, „der Atheiſt und Gottloſe, der dem Willen, der nichts will, zuwider — lügen will, wie Desdemona ſterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Oreſt ſich darſtellende Pylades; morden will, wie Timoleon; Geſetz und Eid brechen, wie Epaminondas, wie Johann de Witt; Selbſtmord beſchließen, wie Otho; Tempelraub begehen, wie David — ja Ähren ausraufen am Sabbat, auch nur darum, weil mich hungert, und das Geſetz um des Menſchen willen gemacht iſt, der Menſch nicht um des Geſetzes willen. Denn mit der heiligſten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggratiandi ſolcher Verbrechen wider den reinen Buchſtaben des abſolut allgemeinen Vernunftgeſetzes, das eigentliche Majeſtätsrecht des

Menſchen, das Siegel ſeiner Würde, ſeiner göttlichen Natur iſt."

Dieſer Brief, wegen des Verfaſſers ſchwacher Augen auf grünes Papier geſchrieben, zirkulierte und ward von uns allen in demſelben Sinne geleſen, als er geſchrieben war. Er ward gelobt und hart getadelt, obgleich die Zeit noch nicht gekommen war, in welcher Jacobi, der von ſeinem einſeitigen Standpunkte ſich an allem, was bedeutend in der Philoſophie erſchien, zu reiben ſuchte und es nicht vergeſſen konnte, daß er eine lange Zeit hindurch als ein einzelnes Exemplar dem gewöhnlichen Philoſophen gegenüber ſtand und durch geiſtreiche Winke das Urteil leitete oder zu leiten vermeinte, Gegenſtand heftiger Angriffe ward.

Allgemeiner Charakter der Jenenſer Blütezeit

Was dieſe glückliche Zeit in Jena vorzugsweiſe auszeichnete, war der Fleiß und Ernſt, der in allen herrſchte; die Überzeugung, daß man, um den Gegnern entgegen zu treten, ſie auf ihrem eigenen Boden bekämpfen müſſe, daß man nicht bloß mit leeren Allgemeinheiten, mit geiſtreichen Wendungen ſich begnügen dürfe, daß ein Kampf bedeutungslos werden müßte, wenn er nicht durch Einſicht und Kenntniſſe nachhaltig wäre, durchdrang einen jeden. Diejenigen, die an die Spitze der Zeit traten, hatten ſich ſchon von allen Seiten durch tüchtige Werke ausgezeichnet; ſie hatten ſich, wie auch Leſſing, als er in ſtrenger Oppoſition gegen die herrſchende Literatur hervortrat, ein Bürgerrecht und einen bedeutenden Beſitz in der literariſchen Welt erworben; es waren Männer, die da wußten, was ſie wollten, die einen eigenen beſtimmten Zweck hatten, den ſie unabläſſig verfolgten, und wenn die Kritik hart und ſchneidend die Gegner traf, ſo war es die Macht der in ſich abgeſchloſſenen Gedanken, die Gewalt der eigentümlichen poſitiven Anſichten, die, gehegt und gepflegt, heran-

wuchsen und sich, jeden Widerstand überwältigend, Platz machten. Wohl herrschte in diesem Kampfe nicht selten Übermut, aber es war nicht bloß das armselige Jucken der Oberhaut, das sich durch Reiben an anderen Linderung verschaffen will und sich in Äußerungen ergießt, die nur einen augenblicklichen, schnell verschwindenden Einfluß hervorrufen. Es war nicht eine blasierte Zeit, die sich stimulieren mußte, um aus der leeren Kraftlosigkeit irgend einen vorübergehenden, scheinbar lebendigen Effekt hervorzulocken: es war eine kraftvolle, jugendliche, die in allen Richtungen des Daseins die Spuren des alles vereinigenden Geistes erkannte; es war ein sprudelndes, ja übermütiges Leben, nicht die krampfhaften Zuckungen eines Sterbenden. Man beschuldigte die Verbündeten, besonders die Gebrüder Schlegel, daß sie nach Paradoxen jagten: aber mußte nicht alles, was aus einem Großen und Ganzen ausging, denjenigen fremd, unverständlich, paradox erscheinen, die in der zersplitterten Vereinzelung des Lebens sich mit einem geistlosen Detail begnügten?

Ich fühlte es, wie der alte Spinoza sich zu regen und zu bewegen anfing; wie jene ruhende Notwendigkeit sich in ihrer ursprünglichen Freiheit ergriff, wie die Substanz nicht bloß sich erkannte, sondern auch in ihrem Erkennen tätig ward und eine Welt lebendig zu erzeugen anfing. Auch mich ergriff jene Zeit in allen Richtungen mit einer unendlichen Gewalt; die reiche Natur drängte sich an mich und suchte Verständigung. Alte Zeiten wurden neu, längst verstorbene Geister fingen ein Gespräch an, und wenn manches nur halb gehört, ja falsch verstanden wurde, so verschwanden doch die nicht, die sich mir einmal genähert hatten, an die ich mich mit Vertrauen wenden konnte, die dem Zweifler eine genügende Antwort zu geben vermochten. Wunderbar aber war es, wie alle Äußerungen um mich her, selbst wo sie anscheinend feindselig gegen die Religion auftraten,

mir niemals ſo erſchienen; vielmehr war es mir, als müßte meine früheſte Jugend, ja Kindheit zurückkehren, als läge in dem, was ich jetzt ſuchte, die friſche, blühende und heitere Natur verborgen, die mich in meiner Kindheit entzückte, als müßten auch bei mir alte Zeiten jung werden. Es ruhete eine tiefe Erinnerung an die ſtille Hingebung der Religion hinter dem zuverſichtlichen Streben, und als die in ſich ſelbſt ruhende Subſtanz das Antlitz erhob, um ſich blickte und zu ſprechen anfing, war es mir, als ſpräche hinter den Konſtruktionen der Vernunft ein Höheres, als blickte hinter den bunten, ja faſt betäubenden Blüten der Poeſie aller Blumen ſchönſte Blume, als regte ſich in der großen, alles tragiſch vernichtenden und wieder zum neuen Leben hervorrufenden Geſchichte ein Geiſt, der mächtiger war als ſie, und ſie mit ihren Staaten, Wiſſenſchaft und Kunſt und uns ſelber, die wir jugendlich und zuverſichtlich uns in Gedanken und großen Entwürfen ergingen, trieb und in Bewegung ſetzte. Wenn ich mich in dieſe Zeit verſetze, ſo erkenne ich eine ſeltſame Ähnlichkeit zwiſchen ihr und dem ſtillen Leben in Roeskilde. Was mich damals beſaß und beherrſchte, hoffte ich jetzt als eigenen Beſitz zu erlangen. Wurde es doch ausgeſprochen als das Letzte, als das Ziel aller Reflexionen: daß dieſe ſich in ihrem eigenen Anfangspunkte erkennen und in dem ruhigen Reichtume des urſprünglichen geſunden Sinnes ſich ſelbſt in ihrer tiefſten Bedeutung wiederfinden würden.

Jena und die Literatur

Jena bildete ſchon lange einen Mittelpunkt der deutſchen Literatur überhaupt. Mit Leſſings Literaturbriefen fing bekanntlich ein friſches geiſtiges Leben in Deutſchland an. Es hatte alle Bedeutung, aber auch alle bloß vorübergehende Kraft einer tüchtigen, ja für ihre Zeit großen Perſönlichkeit: es entſtand jetzt ein größeres

Bündnis; es lag dieſem die Ahnung zugrunde, daß die Geſamtliteratur ſich zu einem Selbſtgeſpräch erheben, daß die zerſtreute Rede einen Vereinigungspunkt finden müſſe; und diejenigen, die, ein jeder für ſich, in ihren beſtimmten Studien beſchäftigt waren, vereinigten ſich, ihre gemeinſchaftliche Stellung zur Wiſſenſchaft zum Bewußtſein zu bringen. Aber dieſe Vereinigung ſollte nun nicht bloß in der Vereinzelung verſchiedener Studien ſtattfinden: auch dieſe verbanden ſich, wenn auch nur äußerlich, zu einem Geſamtwerke, welches alles, was in den verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften ſich regte, in ſeiner Beziehung zu einem allgemeinen Standpunkte der einzelnen, und (wenn auch noch ſo undeutlich) alle Wiſſenſchaften untereinander zuſammenfaſſen ſollte. Nur aus einer ſolchen Ahnung der Einheit aller Wiſſenſchaften läßt ſich die Entſtehung der allumfaſſenden kritiſchen Blätter erklären. In der Tat war aber dieſer verbündete Geiſt nur einer leichten Ahnung gleich, und wie die flüchtige Begeiſterung der Jugend in der platten Gemeinheit des Lebens ſchnell verhaucht, ſo erſtarb auch die Begeiſterung des Urſprunges unmittelbar in der Ausführung des Unternehmens. Es war unvermeidlich. Denn der lebendige Geiſt der Einheit war den gewählten Organen fremd, und je größer die Zahl derſelben ward, deſto gewiſſer mußte ſich, was ein Lebendiges ſein ſollte, in ein totes Aggregat verwandeln. So bis zur ſchmählichſten Plattheit verſank die Nicolaiſche allgemeine deutſche Bibliothek, und es iſt eine wahrhaft traurige Erfahrung, daß ein ſolches Unternehmen, viele Jahre lang fortgeſetzt, eine Unzahl von Bänden erzeugte, die nirgends eine Spur lebendiger Erinnerung in der fortſchreitenden Zeit hinterließen. Es war eben im Begriff, an langſam herannahender Entkräftung zu ſterben, als eine Zeit anfing, bei welcher ihm der letzte Atemzug ſtocken mußte.

Wie Leſſing früher das Bündnis veranlaßte, aus welchem die allgemeine deutſche Bibliothek hervorging, ſo war Kant, wenn auch nur mittelbar, der Gründer einer zweiten Unternehmung derſelben Art. Leſſing ſtand mächtig und bedeutend, ja geiſtig klar in ſeiner Zeit und beherrſchte ſie dadurch. Er erſchien als ein zuſammenfaſſender Geiſt der zerſplitternden Richtungen der Literatur, während Goethe als ein Fremder, Unverſtandener, mehr hier und da anregend und eine noch unbekannte Zukunft vorbereitend, in der damaligen Gegenwart keine allgemeinere Verbindung hervorzurufen vermochte. Leſſings Bildung war aber doch zu einſeitig, ſeine geiſtreichſten Äußerungen blieben zu fragmentariſch, als daß ſie irgend einen nachhaltigen Vereinigungspunkt abgeben konnten. Die allgemeine Literatur-Zeitung ging offenbar von einem mehr umfaſſenden Geſichtspunkte aus. Denn Kant war inſofern ein Philoſoph, als er ſich negativ gegen die Philoſophie verhielt und ihre Möglichkeit leugnete. Er war ein poſitiver Antiphiloſoph und ſuchte darzutun, daß die Zeit recht hatte, als ſie die eigentliche Wiſſenſchaft innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit einſchloß und das bloße Räſonieren von der evidenten Demonſtration trennte. Ich geſtehe, mich nicht erinnern zu können, inwiefern die Kantſche Philoſophie einen Einfluß auf die erſten Jahrgänge der allgemeinen Literatur-Zeitung ausübte. So viel iſt gewiß, daß, ſeit Reinhold die Aufmerkſamkeit auf Kant hinzog, dieſes kritiſche Inſtitut vorherrſchend an ſeine Anſichten ſich anſchloß und dadurch Ruf und Anſehen erwarb. Nicht als wenn alle Mitarbeiter Kantianer geweſen wären, ſondern nur inſofern als Kants Anſichten da, wo eine ſcheinbare Annäherung zur Philoſophie zur Sprache kam, als ein entſcheidender und richtender Maßſtab galten. Daß man nun endlich

die Grenzen des menſchlichen Erkennens entdeckt und beſtimmt habe, daß man bei allen höheren geiſtigen Intereſſen ſich einer ſubjektiven Meinung, wie ſie einem eben am bequemſten entgegenkam, unbedingt hingeben könne, weil doch keiner irgend etwas Genügendes zu leiſten vermöchte, war der literariſchen Maſſe eben recht. Dieſes kritiſche Inſtitut ward trotz ſeiner neuen Vereinigungspunkte dem Geiſte nach der allgemeinen deutſchen Bibliothek immer ähnlicher. Allerdings erſchienen in ihr Kritiken, die von großer Bedeutung waren; wenn nämlich die Virtuoſen einzelner Fächer ſich vernehmen ließen. Aber ſolche Kritiken waren dem Geiſte des Inſtituts durchaus fremd und ſtanden unter den übrigen völlig vereinzelt da. Mögen doch auch einzelne ſolcher Rezenſionen in der allgemeinen deutſchen Bibliothek vergraben liegen: mir ſind ſolche alte Kritiken völlig unbekannt, denn ſie lebten und ſtarben mit der Maſſe, der ſie ſich hingegeben hatten. Sie würden ſich länger erhalten und größere Bedeutung erlangt haben, wären ſie in Zeitſchriften, den einzelnen Wiſſenſchaften gewidmet, erſchienen. Kritiken ſolcher Art, die in der allgemeinen Literaturzeitung während meines Aufenthaltes erſchienen, oder erſchienen waren, erregten ein allgemeines Intereſſe; ſo mehrere von A. W. Schlegel, ſo Schillers Beurteilung von Klopſtock und Bürger, wenn dieſe gleich in mancher Rückſicht getadelt wurden; ſo endlich Stieglitz' Kritik des Brownſchen Syſtems, die von Schelling ſehr geſchätzt wurde.

Allerdings war der Geiſt, der in der Literatur-Zeitung herrſchte, den neueren Beſtrebungen in der Philoſophie und dem Geiſte, der ſich von dieſer aus in allen Wiſſenſchaften regte, völlig entgegengeſetzt. Beſchränkte Naturforſcher glaubten durch leicht hingeworfene und verwerfende Beurteilung Schellings Beſtrebungen, eine Naturphiloſophie zu begründen, wie ſie in den „Ideen zu einer Philoſophie der Natur" erſchienen, leichthin und auf immer

beſeitigen zu können. Es erſchien ihnen um ſo leichter und natürlicher, da ſie von der geiſtigen Macht, die in der Schellingſchen Spekulation ruhte, auch nicht die leiſeſte Ahnung hatten. Aber dennoch mochte Schelling, wie A. W. Schlegel, die Hoffnung, dieſes Inſtitut für ſich zu gewinnen, nicht aufgeben. Die Schlegelſchen Kritiken hatten große Aufmerkſamkeit erregt; Schlegel ſelbſt war ſchon vor vielen Jahren als junger Mann von Bürger durch ein Gedicht begrüßt, welches ſeine zukünftige literariſche Bedeutung weisſagte. Er durfte vorausſetzen, daß man ihn als Mitarbeiter ungern entbehren wollte. Auch mit Fichte war die Literatur-Zeitung in ein bedenkliches Verhältnis geraten. Eine ſeiner früheren Schriften, die wohl auch ſeinen Ruf nach Jena veranlaßt hatte, „die Kritik aller Offenbarungen", war in der allgemeinen Literatur-Zeitung ſehr pomphaft angekündigt, in der Vorausſetzung nämlich, daß Kant ſelbſt der Verfaſſer der anonym erſchienenen Schrift ſei.

Meine Freunde, mit den äußeren Verhältniſſen der deutſchen Literatur wohl bekannt, wußten den Wert eines ſolchen, einmal gegründeten Inſtitutes wohl zu ſchätzen. Die Literatur-Zeitung beſaß eine große Autorität; kein Blatt ähnlicher Art konnte ſich mit dieſer meſſen. Es war durch Anſehen und Dauer befeſtigt, durch zweckmäßige Geſchäftsordnung begründet, und die ausgezeichnetſten Gelehrten Deutſchlands benutzten gern ein ſolches Inſtitut, wenn ſie ſich öffentlich lobend oder tadelnd über Schriften, die einiges Aufſehen machten, äußern wollten. Zwar waren Talente, Bildung und ſelbſt Anſichten der Rezenſenten höchſt verſchieden; aber das Publikum gewöhnt ſich leicht, ein ſolches Inſtitut als eine moraliſche Perſon zu betrachten, und ſelbſt, was ſich widerſpricht, glaubt man, wenn es in demſelben Blatte erſcheint, müſſe doch irgendwie aus demſelben Geiſte entſprungen ſein. Eine gute Rezenſion verbreitet ein Licht über viele ſchlechte;

man gewöhnt ſich, was in einem ſolchen kritiſchen Blatte gelobt iſt, als etwas Lobenswertes zu betrachten, und nicht bloß für diejenigen, die eine Meinung ſuchen und ſich mit der gefundenen beruhigen, ſelbſt auf die Behörden, die das Schickſal der Schriftſteller in ihrer Hand haben, übt es einen großen Einfluß aus. Profeſſoren haben ihren Ruf und ihre Anſtellung erhalten, weil ſie dort gelobt wurden. Und ein Grund, warum Schellings Anſtellung eine ſo große Oppoſition in Jena fand, lag zum Teil darin, daß er gegen die Sentenz dieſes höchſten Tribunals berufen wurde; wahrſcheinlich durch Goethes Einfluß. Es war daher nicht zu verwundern, daß dieſes Blatt auch für diejenigen (zwar nur wenigen) ausländiſchen Gelehrten, die ſich eine Vorſtellung von der deutſchen Literatur verſchaffen wollten, eine faſt ausſchließliche Autorität war. Daß indeſſen große Talente Anhänger fanden, dieſem Inſtitute zum Trotz, war ebenſo natürlich. Obgleich W. Schlegels Kritik über Hermann und Dorothea in der Literatur-Zeitung erſchien, kann man doch nicht behaupten, daß dieſe Zeitung im ganzen ſich an Goethe anſchloß. Durch die verwickelten Verhältniſſe, in welche ſie verflochten wurde, ſah ſie ſich oft gezwungen, Kritiken aufzunehmen, die ſie lieber abgewieſen hätte. Außer der erwähnten Schlegelſchen Kritik iſt kaum eine über Goethe in der Literatur-Zeitung erſchienen, und es mußte auffallen, daß Wilhelm Meiſter gar nicht rezenſiert wurde; ob es ſpäter geſchehen iſt, weiß ich mich nicht zu erinnern.

Der Verſuch A. W. Schlegels und Schellings, ſich an die Literatur-Zeitung anzuſchließen, mußte dieſem Inſtitute ſehr bedenklich ſcheinen. Bei der Entſchiedenheit, mit welcher dieſe Männer und ihre Feinde hervortraten, konnte das Blatt mit einer völligen Umwandlung ſeiner ganzen Grundlage bedroht werden, und es ſtand zu befürchten, daß viele der Mitarbeiter, die den Ruf desſelben begründeten, ſich zurückziehen und dadurch

ſelbſt die Exiſtenz des Blattes gefährden würden. Dieſer Verſuch aber zog mich nun eben in den Kampf der mir bis dahin völlig gleichgültigen äußeren Verhältniſſe der Literatur hinein. Eine frühere Rezenſion der Schellingſchen Ideen war ſo evident ſchlecht, daß die Redaktoren der Zeitung wohl ſelbſt dazu gebracht wurden, es anzuerkennen. Schelling hatte den Wunſch geäußert, daß ich die Beurteilung ſeiner Schriften übernehmen möchte. Ich erfuhr es durch Schlegel, der mich zugleich verſicherte, daß Hufeland auf Schellings Vorſchlag einzugehen verſprochen hatte. Man kann ſich leicht denken, wie angenehm mir ein ſolches Anerbieten in meiner damaligen Lage ſein mußte. Es erweckte eine Zuverſicht, die mir Mut gab und mich erhob. Daß ich mich ſelbſt tätig und auf eine für mich ſo ehrende Weiſe in die Mitte der geiſtigen Gärung, die mich aus meinem Vaterlande nach Deutſchland gezogen hatte, verſetzt ſah, überraſchte mich faſt. Indeſſen verging eine geraume Zeit, ohne daß ich irgend etwas erfuhr. Endlich redete mich Hufeland, als wäre es ein zufälliges Geſpräch, an: „Sie ſind doch", ſagte er, „überzeugt, daß man in der Naturphiloſophie nicht weiter gehen kann und darf, als Kant in ſeiner Metaphyſik der Naturwiſſenſchaft einerſeits und in der Kritik der teleologiſchen Urteilskraft andrerſeits gegangen iſt." — „Keineswegs", antwortete ich ſehr entſchieden, indem ich die Abſicht dieſer Frage wohl einſah. „Die Grenzen, welche Kant für unüberſteiglich anſah, machen vielmehr eine jede Naturphiloſophie unmöglich, und Schelling hat ſie mit Recht überſchritten." Das Geſpräch ward abgebrochen, und ich konnte überzeugt ſein, daß ich von der Literatur-Zeitung nicht zum Rezenſenten erwählt werden würde. Als mich Schlegel nun ſpäter fragte, ob Hufeland nicht mit mir geſprochen hätte, konnte ich ihm freilich nur dieſes Geſpräch erzählen, und mußte es wohl, da er der Vermittler in dieſer ganzen Sache war. Durch ihn erfuhr es Schel-

ling, und Schlegel ward in ſeinem ſchon gefaßten Entſchluſſe, jede Verbindung mit der Literatur-Zeitung aufzugeben, beſtärkt. Man ſah ein, daß man mit dieſem Inſtitut einen entſchiedenen Kampf wagen mußte, der in der Tat auch, der Lage der Sache nach, unvermeidlich war. Schlegels Angriff erſchien in dem Athenäum, und Schelling forderte mich ſelbſt auf, eine Beurteilung ſeiner Schriften auszuarbeiten, die er in einer Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik, deren Herausgabe er beſchloſſen hatte, abdrucken laſſen wollte. Indeſſen näherte ſich die Zeit meiner notwendigen Abreiſe von Jena. Ich mußte nach Freiberg reiſen; ich durfte mich nicht länger als ein halbes Jahr in Jena aufhalten, und ſo angenehm und anregend mein Umgang hier war, ſo ſah ich doch ein, daß ich hier die Ruhe nicht würde finden können, die für ſelbſtändige Produktionen notwendig war. Ich hatte beſchloſſen, über Berlin zu reiſen; ich wollte aber auch nur die Stadt kennen lernen.

Jena und Berlin

In Jena galt freilich Berlin ſehr wenig, und auch für mich hatte dieſe Stadt in geiſtiger Rückſicht nicht viel Anziehendes. Die Dürftigkeit der Gegend, die Poeten in der Mark, die Berliner Aufklärung, die Jeſuitenriecherei Bieſters und Nicolais und die allgemeine deutſche Bibliothek bildeten ein Aggregat von, in meinen Augen, Geringem und Armſeligem, welches mich nach allem, was ich hörte und vernahm, von einem längern Aufenthalt in Berlin abſchrecken mußte. Leſſing, hörte ich, konnte in Berlin keine Stellung finden; Goethe hatte eine Scheu vor Berlin und war, wie wir glaubten, nie da geweſen; meine ganze Umgebung ſchätzte den dort herrſchenden Geiſt gering. Um die politiſchen Verhältniſſe des Landes bekümmerte ich mich damals nicht, und militäriſche Übungen und Wachtparaden waren mir, der ich unter

dem Militär erzogen war, von meiner früheſten Kindheit an zuwider: und dennoch gehörten drei Männer, die ſich dort aufhielten, zu den Verbündeten, und obgleich Jena freilich äußerlich tätiger, mußte mir Berlin deshalb wichtig erſcheinen. Hier lebte Schleiermacher, freilich in einer unbedeutenden Stellung als Charité-Prediger. Er war mir nur als Mitarbeiter des Athenäums damals bekannt. Hier hielt ſich Friedrich Schlegel auf, und Tieck war ein geborner Berliner.

Fichtes Atheismusſtreit

Jena 1799

Aber ein bedeutendes Ereignis fand noch ſtatt, ehe ich Jena verließ. Vom ſächſiſchen Hofe aus und durch den Theologen Reinhard ward, wie bekannt, Fichte als Atheiſt angeklagt. Dieſes ganze Ereignis iſt ſo öffentlich geworden, ſelbſt in der neueren Zeit wieder verhandelt, daß es überflüſſig erſcheint, es hier ausführlicher zu erwähnen. Die Veranlaſſung war bekanntlich ein Aufſatz von Forberg in Niethammers Journal, über die ſittliche Weltordnung. — Fichte nahm die Verantwortlichkeit dieſes Aufſatzes auf ſich. Die genauere Geſchichte findet man in Fichtes, von ſeinem Sohne verfaßter Biographie. Welchen Eindruck dieſes Ereignis auf uns machte, kann man ſich denken; wir waren empört, wir glaubten darin ein Attentat gegen den Geiſt freier Unterſuchungen zu erkennen; mit jenen durch das Religionsedikt berüchtigten zu vergleichen. Fichte benahm ſich feſt und würdig. Als er zu einer Erklärung über ſeine Lehre aufgefordert wurde, äußerte er zugleich, daß weſentliche Beſchränkungen in ſeiner Lehrfreiheit ihn beſtimmen würden, Jena zu verlaſſen. Die Antwort aus Weimar enthielt einen Verweis über die unvorſichtige Art, mit welcher er ſich über die heiligſten Gegenſtände geäußert hätte, und eine Ermahnung, künftig in

ſeinen Äußerungen vorſichtig zu ſein. Es war, wie man ſah, die Abſicht des Weimarſchen Hofes, der Sache die Wendung zu geben, als wenn Fichte ſeinen Abſchied genommen hätte. Seine Entfernung von Jena war wohl unvermeidlich. Der Weimarſche Hof fand ſich durch die Aufforderung aus Dresden nicht allein, ſondern auch durch die übrigen Sachſen-Erneſtiniſchen Häuſer, die wenigſtens in einer ſolchen Sache einen Einfluß auf die Geſamt-Univerſität ausübten, gefeſſelt. Der Hof deutete nun den Verweis ſo, als wenn er zu gleicher Zeit den Entſchluß Fichtes, ſeinen Abſchied zu nehmen, hervorrufen müßte. Als nun aber Fichte erklärte, daß dieſer ihm erteilte Verweis nicht von der Art ſei, daß er ihn bewegen könnte, ſeinen Abſchied zu fordern, ſah man ſich in Weimar genötigt, ihm den Abſchied zu geben, den er nicht nehmen wollte. In dieſer Zeit, während alle Gemüter in Bewegung waren, erklärte ſich beſonders Paulus für Fichte. Ich erſchien oft in ſeinem Hauſe, und es wurde lebhaft beſprochen, ob es nicht gut und nützlich wäre, wenn man ein Geſuch der Studierenden veranlaßte. Faſt die ganze Anzahl derſelben war aus der Fremde; Fichtes Zelebrität hatte einen großen Teil der Studierenden herbeigezogen; und es konnte ſcheinen, als hätten dieſe ein Recht, die Erhaltung des Lehrers, der ſie hergezogen hatte, zu fordern. Ich entwarf ein ſolches Geſuch, in welchem Fichtes große Verdienſte hervorgehoben und das vermeintliche Recht der Studierenden ausgeſprochen wurde. Dieſen Entwurf brachte ich zu Paulus; mit wenigen Veränderungen ward er genehmigt, und ich zweifelte nicht, daß es nur vorzüglich durch meinen Landsmann Malte Müller, der auf viele Studierende einen großen Einfluß ausübte, gelingen würde, eine große Menge Unterſchriften zu erlangen.

Indeſſen ward von Weimar aus ein ähnlicher Weg eingeſchlagen. Es ward ebenſo ein Geſuch im Namen der Studierenden

entworfen, in welchem man den Herzog erſuchte, Fichte für die Univerſität zu erhalten. Aber das Geſuch enthielt zugleich das Geſtändnis, daß Fichte ſich mit tadelnder Unvorſichtigkeit in ſeinen Vorleſungen geäußert habe, und man flehe die ſchonende Gnade des Herzogs für den ſonſt verdienſtvollen und geliebten Lehrer an. Ein Student B. aus Rügen erhielt durch Hufeland dieſes Geſuch, und es wurden ihm ſolche Gründe vorgelegt, aus welchen er ſchließen konnte, daß Fichte ſelbſt mit dieſer Art der Abfaſſung nicht ganz unzufrieden wäre. Eifrig bemüht, Fichte auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſein, ſuchte er nun unabläſſig Unterſchriften zu ſammeln, und es gelang.

Ein junger Mann, dem ich das von mir entworfene Geſuch übergeben wollte, damit er in den Hörſälen, oder wo ſonſt Studierende verſammelt waren, es zum Unterſchreiben vorlegen könne, trat eilig herein. Er hatte das ganz in anderem Sinne entworfene Geſuch ſelbſt geleſen. B. trug es herum, eine Menge Unterſchriften hatte der Freund ſchon geſehen, und die Studierenden machten durchaus keine Umſtände, ihre Namen hinzuzeichnen. Ich erſchrak, nahm den Entwurf und lief umher, um B. zu ſuchen, der mir bekannt war, ſo wie ſeine gute Geſinnung; ich traf ihn nach kurzer Zeit auf der Straße, eilig von einem Hauſe zum andern laufend, und zog ihn in eine Haustür hinein. Ich war im höchſten Grade aufgeregt, ſtellte ihm vor, wie durch das Geſuch, welches er herumtrug, den Gegnern Fichtes der Sieg zugeſtanden würde, zeigte ihm meinen Entwurf, ſagte ihm, wie ich dieſen dem Profeſſor Paulus mitgeteilt hatte, und es gelang mir leicht, den braven jungen Mann zu gewinnen, um ſo mehr, da ich ihm die Quelle nannte, aus welcher ſein Geſuch gefloſſen war, und ihn mit der Lage der Verhältniſſe bekannt machte. Er war nun ganz für unſere Sache gewonnen, drang in die am meiſten beſuchten Auditorien hinein, geſtand freimütig

ſeinen Irrtum, und es war ihm leicht, die jungen Männer für den kühneren Entwurf zu gewinnen. Nachmittags desſelben Tages lag mein Entwurf mit mehreren hundert Unterſchriften vor mir, und zwei Deputierte reiſten noch denſelben Tag nach Weimar, ihm dem Herzoge zu überreichen. Hufeland (der Juriſt) hatte das im Sinne der Gegner abgefaßte Geſuch aus Weimar erhalten oder ſelbſt entworfen; durch ihn hatte es B., wie ich wußte, bekommen. Ich war den Abend zu ihm eingeladen, fand ihn verdrießlich, und will nicht leugnen, daß ich eine Art heimtückiſcher Freude fühlte, weil ich die Quelle ſeines Verdruſſes zu kennen glaubte. Erſt vor einigen Jahren, als ich das Leben Fichtes las, erfuhr ich mit Erſtaunen, daß zwei Bittſchriften abgegangen waren. Es muß alſo den Gegnern doch gelungen ſein, auch Unterſchriften zu gewinnen.

Ich erwartete durchaus keinen Erfolg von der Bittſchrift. Nach einigen Tagen wurden die Studierenden von dem Prorektor (Loder) vorgeladen; er hatte als Prorektor den Auftrag, ſie über die Lage der Sachen im Sinne des Hofes zu belehren, und ihnen klar zu machen, wie Fichte ſelbſt durch die Schritte, die er getan hatte, ſeine Entlaſſung herbeigeführt.

Dieſes Ereignis ward mir in mehr als einer Rückſicht höchſt wichtig; zwar ſah ich Fichte nicht oft, meine Studien, mein ganzes Denken entfernte mich vielmehr von ihm, aber er war mir lieb und teuer, und die Strenge ſeines ſittlichen Gefühls, wie es Grundlage ſeiner ganzen Philoſophie geworden war, erwarb ihm meine hohe Achtung. Man ward, wenn man mit ihm zuſammen war, leicht aufgefordert, mit ihm über ſeine Philoſophie zu reden, ja ihm heftig zu widerſprechen. Gegen die Härte ſeiner formellen, abſoluten, ſittlichen Wahrheit hatte ich viel einzuwenden; noch früher als der erwähnte Brief von Jacobi angekommen war, hatte ich mit ihm einen heftigen Streit, denn das Fiat

justitia, pereat mundus, der absolute Sieg formeller Sittlichkeit, war mir grauenhaft. Als ich hörte, wie er den Satz: man dürfe unter keiner Bedingung eine Unwahrheit sagen, behauptete, wagte ich es, ihm folgendes Verhältnis entgegen zu stellen: Eine Wöchnerin ist gefährlich krank, das Kind, sterbend, liegt in einer anderen Stube; die Ärzte haben entschieden erklärt, daß eine jede Erschütterung ihr das Leben kosten wird. Das Kind stirbt — ich sitze am Krankenlager meiner Frau, sie frägt nach dem Befinden des eben gestorbenen Kindes: die Wahrheit würde sie töten; soll ich sie sagen? — „Sie soll", antwortete Fichte, „mit ihrer Frage abgewiesen werden." — „Das heißt", erwiderte ich „auf das bestimmteste sagen: ihr Kind sei tot. Ich würde lügen", rief ich bestimmt, und Tränen traten mir in die Augen, weil ich mich einer solchen Szene, die ich erlebt hatte, erinnerte, „und ich nenne ganz entschieden diese Lüge eine Wahrheit, meine Wahrheit." — „Deine Wahrheit?" rief Fichte entrüstet, „eine solche, die dem einzelnen Menschen gehört, gibt es gar nicht; sie hat über dich, du nicht über sie zu gebieten. Stirbt die Frau an der Wahrheit, so soll sie sterben." Ich sah die absolute Unmöglichkeit ein, mich mit ihm zu verständigen; ihm klar zu machen, daß die absolute formelle Liebloſigkeit die tiefste Lüge des persönlichen Daseins wäre; würde mir doch unmöglich sein. Fichte selbst war bei aller scheinbaren Härte seiner Lehre der gütigste Mensch; ich war überzeugt, daß er unter den angegebenen Verhältnissen selbst lügen würde, und schwieg. Und dennoch habe ich Gelegenheit gehabt, in viel späteren Jahren meine damals ausgesprochene Ansicht mit einer Konsequenz ausführen zu sehen, die mich höchst bedenklich machte.

Ich hatte nun das Seltsame erlebt, einen Mann, den ich achtete und liebte, als Atheisten angeklagt und von seinem Lehramte vertrieben zu sehen. Was, wenn ich es als ein längst ver-

floſſenes Ereignis früherer Jahrhunderte vernahm, mich erſchütterte, geſchah jetzt unter meinen Augen, ja in dem engen Kreiſe meiner nächſten Umgebung. Da erwachte alle frühere Erinnerung meiner Kindheit, und ich fragte mich ſelbſt, ob der Vorwurf, der den geachteten Philoſophen traf, völlig grundlos wäre oder nicht? Daß die Fichteſche Lehre die konſequent durchgeführte Kantiſche war, ſah ich wohl ein. Die Gegenſtände des ſichern Erkennens gab nur die Erſcheinung; die Philoſophie aber ſuchte die Wahrheit. Das ſittliche Gefühl und ſein Ausdruck, das Gewiſſen, war ebenſowohl, wie Zeit, Raum und Kategorie, eine nie abzuweiſende Tatſache des Bewußtſeins, nur mit dem bedeutenden Unterſchiede, daß der Inhalt des Gewiſſens nicht eine Erſcheinung, vielmehr ein An-Sich genannt werden mußte. Zwar konnte man von der Sittlichkeit nicht behaupten, daß ſie ſei in dem Sinne, in welchem Gegenſtände ſind, ſie blieb vielmehr ein Sollen, ein ewig ſich erneuerndes Poſtulat; aber als ſolches war ſie keine Erſcheinung, ſondern ein An-Sich, ja offenbar das einzige und abſolute. Dieſes ſchlechthin Wahre kommt uns nicht von außen, es iſt nur als eigene Tat.

Ich erinnere mich, wie Fichte in einem engen vertrauten Kreiſe uns die Entſtehung ſeiner Philoſophie erzählte, und wie ihn der Urgedanke derſelben plötzlich überraſchte und ergriff. Lange hatte ihm vorgeſchwebt, wie ja die Wahrheit in der Einheit des Gedankens und des Gegenſtandes läge; er hatte erkannt, daß dieſe Einheit innerhalb der Sinnlichkeit niemals gefunden werden konnte, und wo ſie hervortrat, wie in der Mathematik, erzeugte ſie nur einen ſtarren unlebendigen Formalismus, dem Leben, der Tat völlig entfremdet. Da überraſchte ihn plötzlich der Gedanke, daß die Tat, mit welcher das Selbſtbewußtſein ſich ſelber ergreift und feſthält, doch offenbar ein Erkennen ſei. Das Ich erkennt ſich als erzeugt durch ſich ſelber, das denkende und das gedachte Ich,

Erkennen und Gegenſtand des Erkennens, ſind eins, und von dieſem Punkte der Einheit, nicht von einer zerſtreuenden Betrachtung, die Zeit und Raum und Kategorien ſich geben läßt, geht alles Erkennen aus. Wenn du nun, fragt er ſich, dieſen erſten Akt des Selbſterkennens, der in allem Denken und Tun der Menſchen vorausgeſetzt wird, der in den zerſplitterten Meinungen und Handlungen verborgen liegt, rein für ſich heraushöbeſt und in ſeiner reinen Konſequenz verfolgteſt, müßte nicht in ihm, aber lebendig tätig und erzeugend, dieſelbe Gewißheit ſich entdecken und darſtellen laſſen, die wir in der Mathematik beſitzen?

Dieſer Gedanke ergriff ihn mit einer ſolchen Klarheit, Macht und Zuverſicht, daß er den Verſuch, das Ich als Prinzip der Philoſophie aufzuſtellen, wie bezwungen von dem in ihm mächtig gewordenen Geiſte, nicht aufgeben konnte. So entſtand der Entwurf einer Wiſſenſchafts-Lehre und dieſe ſelbſt. In den Buchhändler-Ankündigungen dieſer Schriften ward es ausgeſprochen, daß die Wiſſenſchafts-Lehre für die Philoſophie das werden ſollte, was Euklid für die Mathematik war. Ich glaube nicht, daß dieſe Äußerung jemals, als von ihm ſelbſt ausgeſprochen, laut geworden iſt: aber nachdem ich jene Geſchichte der Entſtehung ſeiner Philoſophie vernommen hatte, halte ich mich für überzeugt, daß dieſer, in den Anzeigen geäußerte Gedanke durch ihn ſelbſt veranlaßt war und ſeine erſten Hoffnungen am reinſten ausdrückte.

Wenn man Fichtes Bildung aus der Kantiſchen Philoſophie heraus bedenkt, ſo kann man nicht daran zweifeln, daß das abſolute Sittengeſetz, die reine Vorausſetzung, das Leitende und Ordnende der erzeugenden Selbſttat des Ichs ſein, und daß dieſes ihm während der Entwickelung ſeiner Philoſophie immer klarer werden mußte. Freilich, wie das Sittengeſetz, welches nur ein Poſtulat war, das nur eine Bedeutung hätte, indem es ſich zu verwirklichen ſuchte, ohne ſelbſt wirklich zu ſein, dazu käme, das

Ordnende, eine Denktätigkeit zu ſein, die doch nur ihre Bedeutung hätte, inſofern die innere Übereinſtimmung mit ihr ſelbſt eine Selbſttat wäre, blieb völlig unbegreiflich. Aus dieſer Unbegreiflichkeit entſprangen erſt alle Begriffe. Und ſo hatte Fichte ein heiliges Geheimnis, welches unerklärbar ſeiner Philoſophie zugrunde lag, ein Geheimnis, welches durchaus unzugänglich und prädikatlos war; und es mußte ihm vor allem wichtig ſein, alle Prädikate, durch welche er in die Sphäre des Erkennbaren und Erklärbaren hinein gezogen wurde, von dieſem verborgenen Grunde auszuſcheiden. Das war Fichtes Gott. Ich erkannte dies ſehr wohl, und die Beſchuldigung des Atheismus, wie ſie jetzt Fichte traf, war mir ein trauriges Zeichen der armſeligen Oberflächlichkeit der Zeit; vielmehr der Gott, den man mehr fürchtete, als anbetete und liebte, und nicht einmal fürchtete, ſondern in eine ferne Unendlichkeit hineinſchob, wo er ſich hinter Geſetzen verbarg, denen er ſich, wie uns, unterworfen hatte, kam mir neben dem erhabenen geheimnisvollen Gott der Sittlichkeit unbedeutend und kümmerlich vor. — Und dennoch ſagte ich mir, im Stillen grübelnd: das iſt nicht der Gott deiner Kindheit, den du verloren haſt und den du ſuchſt.

Aber es war nicht bloß dieſe Ahnung eines tieferen göttlichen Daſeins, die mich von Fichte trennte, auch in einer anderen Richtung ward er mir jetzt entſchieden entfremdet. Wohl war mir die Trennung der theoretiſchen von der praktiſchen Philoſophie durch Kant, die zugeſtandene Unwahrheit der erſteren, die leere Allgemeinheit der letzteren in der innerſten Seele zuwider; aber die Welt behielt doch nicht allein, dem Mechanismus der Kategorien unterworfen, eine ſinnliche, ſondern auch teleologiſch betrachtet, eine höhere, wenn auch verborgene Wirklichkeit. Durch Fichte ging auch dieſe rein verloren. Es war mir nach meiner Art ſeltſam zumute, wenn ich mir ſeine Anſchauungsweiſe dachte;

er mußte keinen Baum, kein Tier, am allerwenigſten eine reiche Gegend jemals lebendig aufgefaßt haben. Daß nicht allein in den menſchlichen Gedanken und Taten, ſondern auch in jener reichen Fülle von Bildungen, Entwickelungen und Geſtalten das eigentliche innerſte, geiſtige Myſterium unſeres Daſeins verborgen läge und erkannt werden müßte, ſchien ihm völlig fremd geblieben zu ſein. Was Kant noch als Erſcheinung gelten ließ, ward ihm eine bloße Negation, alles nämlich, was nicht das Ich wäre, und an welchem ſich das Ich erſt manifeſtieren ſollte. Die Erſcheinung blieb, und zwar in ihrer ganzen Härte, aber bloß, um ſich abweiſen, dann beherrſchen und in ein Ich durch das Ich verwandeln zu laſſen. Der Knecht eines unbegreiflichen Geſetzes verwandelt ſich in den Titan der Selbſtbeſtimmung und in den Schöpfer Himmels und der Erden. Eine ſolche Philoſophie war mir nun völlig fremd, und je genauer ich ſie kennen lernte, deſto mehr mußte ich ſie von mir abweiſen.

Die Schellingſche Identitätslehre, die Einheit des Subjekts und Objekts ſchlechthin angenommen, wie ſie das ganze Daſein umfaßt, lag mir, wie ich durch Spinoza gebildet war, natürlich näher.

Abſchied von Goethe

Weimar 1799

Ich trennte mich nicht ohne Schmerzen von Jena, und obgleich meine Verbindung mit den bedeutenden Männern in dieſer Stadt zu innig war, um durch die Entfernung aufgehoben zu werden, fühlte ich doch, wieviel ich verlor. Ich reiſte über Weimar, ich beſuchte Goethe, der mich mit ermunternden Worten entließ, obgleich ich einige Verlegenheit in ſeinem Benehmen zu ſpüren glaubte. Er ſchien mit der Rolle, die ich in der Fichteſchen Sache geſpielt hatte, nicht unbekannt zu ſein, und der Hof ſelbſt fand ſich offenbar in einer unangenehmen Klemme; auf der einen

Seite durch die freie ungehemmte Entwickelung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, deren allgemein anerkannter und geprieſener Beförderer er war, aufgefordert, ja wohl auch innerlich geneigt, den Philoſophen zu ſchützen; andererſeits durch die höchſt bedenkliche Beſchuldigung, die der Herzog, ſeine Umgebung, ja ſelbſt Goethe in ihrem eigentlichen Unwerte nicht zu durchſchauen vermochten. — Durch die dringende Aufforderung aller ſächſiſchen Höfe geängſtigt und gequält, ließ man zwar Fichte fallen, aber eine gewiſſe Scham vermochte man doch nicht zu unterdrücken. Fichte der Jüngere hat die Stellen aus Goethes Erinnerungen aus ſeinem Leben und andere briefliche Äußerungen, aus welchen die Verlegenheit des Weimarſchen Hofes klar wird, und beſonders die innere Qual, die Goethe empfand, klar genug dargeſtellt.

Als ich Goethe verließ, ſchwebten mir die Verhältniſſe, aus welchen ich mich jetzt losgeriſſen hatte, lebhaft vor Augen; eine dunkle Ahnung, als wenn die dort eben aufgeſchloſſene Blüte im Begriff wäre, die bunten Blätter und die Düfte allen Winden preiszugeben, befiel mich mit unendlicher Wehmut.

Berliner Geſellſchaft und Staat

Berlin 1799

Ein junger Mann, der in der damaligen Zeit nach Berlin kam, ward faſt unwillkürlich zu einer widerlichen Art von Zerſtreuungen aufgefordert, die jetzt, wenn nicht verſchwunden, doch nicht mit der empörenden Öffentlichkeit hervortreten darf, wie damals. Ich hatte ſchon viel davon gehört, aber eben die Art, wie ſie ſich faſt aufdrängte, hatte etwas für den Beſſeren durchaus Zurückſtoßendes. Auch die jungen Männer, die ſich an mich anſchloſſen, und deren Bekanntſchaft ich an öffentlichen Orten zufällig machte, hatten für mich nichts Anziehendes. Ich beeilte

mich nicht, Reichardt aufzuſuchen, und trieb mich einige Tage völlig einſam herum. Ein jeder wird geſtehen, daß die Straße Unter den Linden, durch das Brandenburger Tor einerſeits geſchloſſen, mit dem Schloß im Hintergrunde, einen Anblick gewährt, der ſelbſt auf denjenigen, der die größten Städte kennt, einen mächtigen Eindruck machen muß. Es gibt kaum eine Stadt, in welcher ſo dicht nebeneinander ſo großartige Gebäude ſtehen: es drängt ſich uns unwillkürlich der gewaltige Sinn der Herrſcher auf. Es war die Ahnung von einem mächtigen Staate, der neu und friſch in die europäiſchen Verhältniſſe hineintrat, manches geleiſtet hatte, und berufen war, in der Zukunft eine bedeutende Rolle zu ſpielen, die mir entgegenkam. Zum erſten Male in meinem Leben fühlte ich mich nun von den großen Formen der europäiſchen Geſchichte ergriffen, es drängte ſich mir das Gefühl auf, als wenn die freundlichen Verhältniſſe des Lebens und des Denkens, in welchen ich mich bis jetzt ſo unbefangen bewegt hatte, doch nur von den Größeren geduldet würden, dieſen preisgegeben wären und kein ſelbſtändiges Daſein erlangen konnten. Ich fühlte mich durch dieſe fremde drohende Gewalt beengt, alles ſchien mir ſo kalt, ſo ſtarr; ich hatte keine Luſt, mich an irgend ein Verhältnis anzuſchließen, irgend eine Bekanntſchaft zu machen. Die breiten, graden, rechtwinkligen Straßen ſtießen mich ab, und alle Vorurteile, die ich von dem Geiſte, der in Berlin herrſchte, eingeſogen hatte, verbanden ſich mit dem Eindrucke, der mich anzog, aber zugleich erſchreckte. Ich dachte an die Szenen im Egmont, an die Gefühle der Bürger in Brüſſel, nachdem der Herzog von Alba eingezogen war. Man wird, glaube ich, es nicht für übertrieben finden, was ich hier ſchreibe, wenn man die Verhältniſſe erwägt, in welchen ich bis dahin gelebt hatte.

Berlin 1799

Und doch lag in den Vorstellungen, die mich abstießen und ängstigten, etwas Anziehendes verborgen. Nur sechsundzwanzig Jahre waren seit dem siebenjährigen Kriege verflossen; er lag nicht weiter in der Vergangenheit zurück als der Krieg, an dem ich selber teilnahm, in dem Augenblicke, in welchem ich diese Zeilen schreibe. Auch ich war in früheren Jahren ein Bewunderer von Friedrich dem Zweiten gewesen, und wenn auch die französische Revolution, in meiner frühen Jugend, ihn und das Bild seiner Zeit verdrängt hatte; wenn auch mein Haß gegen Frankreich und Friedrich des Zweiten Vorliebe für dies Volk einen Schatten über seine große Persönlichkeit geworfen hatte, die als ein Haupt der geistigen Ansicht betrachtet werden konnte, die ich bekämpfte; wenn ich auch noch keineswegs fähig war, diesen großen Monarchen mit geschichtlich reiner Objektivität zu beurteilen: so ließ sich doch nicht der Eindruck abweisen, der durch einen mächtigen neuen Staat entstand, dessen großartige Bedeutung sein Werk war. Ich trieb mich, ganz diesen Gedanken überlassen, in der Stadt herum, ich besuchte das Mineralien-Kabinett, den botanischen Garten, die Veterinär-Schule als ein völlig ungenannter und unbekannter junger Mann; ich besuchte keinen Gelehrten; ich machte keine irgend interessante Bekanntschaft. Friedrich Schlegel hatte Berlin verlassen, Schleiermacher suchte ich gar nicht auf; nur durch einen Zufall lernte ich Tieck kennen. So ganz hatte die mir fremde Gewalt mich bezwungen, daß mir die stille Welt meines Sinnens und Denkens ferne lag. Der Tiergarten war mir lieb, einsame Plätze zogen mich an. Von allen übrigen Toren jagte mich der Sand, der sich damals so viel ärger als jetzt an die Mauern andrängte, in die Stadt zurück. Aber auch hier lernte ich eine Qual kennen, die freilich

auch jetzt noch in keiner großen Stadt größer ist, als in Berlin. Wenn die Sonne, ohne irgend einen Schatten zurückzulassen, auf die beiden Häuserreihen der breiten Straßen brennt, wie auf die großen Plätze, wenn dann zugleich sich ein Staubwirbel erhebt, und wenn die erschöpften Fußgänger wie matte Fliegen an den heißen Wänden zu kleben scheinen: da gibt es Augenblicke, wo ich noch jetzt mich nach den Ruinen von Palmyra oder Babylon versetzt glaube.

Reichardt

Berlin 1799

Ich war schon mehrere Wochen in Berlin, als ich Reichardt besuchte. Er war sehr beschäftigt. Fragmente aus Brennus sollten als Konzert gegeben werden, und ich erhielt ein Billet. Er warf es mir vor, daß ich so spät gekommen war; er wollte mich mit mehreren Familien bekannt machen: jetzt war er mit dem Konzert beschäftigt und wollte gleich nach der Beendigung desselben nach Giebichenstein zurückkehren. Ich erhielt zugleich von ihm eine Einladung zu einem Souper nach dem Konzert. Ein Freund aus Kopenhagen, von dem ich später reden werde, war angekommen; wir fuhren nach Potsdam und kamen nach Berlin eben zur rechten Zeit zurück, um das Konzert zu besuchen. An den Straßenecken fanden wir aber allenthalben Zettel angeschlagen, die ankündigten, daß das Konzert nicht stattfinden würde; ich war ungewiß, ob ich dennoch der Einladung zum Souper Folge leisten sollte. — Reichardt, leicht verletzbar, vielleicht, weil die Zahl der genommenen Billette ihm zu gering schien, hatte das Konzert absagen lassen; aber in einem großen Saale bei Krause (im jetzigen Hotel de Brandenburg) waren dennoch die Musiker der Kapelle und eine Menge Freunde, Herren und Frauen, zu einem glänzenden Souper versammelt.

Keiner war freundlicher, heiterer als Reichardt, und hätte das Konzert wirklich mit dem größten Erfolg ſtattgefunden, er konnte nicht zufriedener erſcheinen. Er war, jedermann weiß es, wer ihn kannte, gern gaſtfreier Wirt und immer einer der Angenehmſten.

Ich hatte manches von Reichardt vernommen, von ſeinen Verdienſten als Komponiſt, von ſeiner Tätigkeit als Schriftſteller und ſeinen mannigfachen Bekanntſchaften. Er hatte, hörte ich, am Hofe, unter den Großen, in den mannigfaltigſten Verhältniſſen gelebt, oft, wenn auch nur vorübergehend, bedeutenden Einfluß gehabt, und dieſen faſt immer mehr für andere als für ſich ſelbſt benutzt. Alle Welt kannte ihn. Jeder, den ich traf, war irgendeinmal auf irgendeine Weiſe mit ihm in Verbindung geweſen. Faſt alle Männer von Bedeutung in ganz Deutſchland, Männer von der verſchiedenſten Art, waren zu irgend einer Zeit ſeine Freunde geweſen; er hatte mit Lavater, wie mit Goethe, in langer vertrauter Verbindung geſtanden. In Frankreich hatte er in der Revolutionszeit gelebt und kannte die Häupter derſelben. Seine demokratiſche Geſinnung hatte ihn dem Hofe verdächtig gemacht, und in Giebichenſtein, wo er eine Anſtellung als Direktor der Königlichen Salinen bei Halle erhielt, lebte er in einer Art von Verbannung: und doch machte er dieſen Aufenthalt zum Mittelpunkt einer bedeutenden Gaſtfreiheit. Man pries die Liebenswürdigkeit ſeiner Familie. Kein ausgezeichneter Mann in Deutſchland kam nach Halle, ohne ihn zu beſuchen. Miniſter, Generäle, ja Prinzen ſtiegen bei ihm ab. Viele tadelten, andere rühmten ihn. Und jetzt trat mir nun dieſer Mann, der ſchon in ſeiner frühen Jugend, als ein Kammerſekretär von wenigen zwanzig Jahren, nach Grauns Tode durch Friedrichs des Zweiten Wahl zum Kapellmeiſter ernannt wurde, der alle wiſſenſchaftlichen wie politiſchen Verhältniſſe ſeiner Zeit mehr berührt als

erkannt hatte, zum zweiten Male entgegen. Er warf mir wieder recht lebhaft vor, daß ich ihn nicht früher aufgesucht hätte. Er habe, versicherte er, sich vergebens nach dem Gasthofe erkundigt, in welchem ich abgestiegen; er würde mich mit bedeutenden und reichen Familien bekannt gemacht haben, und ich hätte in kurzer Zeit die Berliner Geselligkeit kennen gelernt. Mir war nun in meiner damaligen Stimmung gar nichts daran gelegen, ja es war mir lieb, daß es mir vergönnt war, das Leben in Berlin, selbst ungekannt, und mitten in dem Gewühl der Hauptstadt einsam, wie gewöhnlich, aus der Ferne zu betrachten.

Seine Stieftochter und ihr Mann, der damalige Kriegsrat Alberti, saßen mir gegenüber, Tieck, sein Schwager, mit seiner Frau in meiner Nähe. Es geschah nun, daß ich durch ein einseitig hartes Urteil über den Dichter Voß, wenn auch nicht Tieck, so doch den übrigen Teil der Familie verletzte. Er war seit langen Jahren ein Hausfreund derselben. Ich erfuhr nun, wie genau Reichardt in Hamburg und Holstein bekannt war. Seine Frau war die Tochter des Prediger Alberti in Hamburg, des Freundes von Lessing, bekannt durch die Verfolgung des orthodoxen Göze. Reichardt war in Kopenhagen gewesen, kannte die Grafen Bernstorff und Schimmelmann, und so fand ich mich durch diesen allseitig beweglichen Mann in die Mitte früherer vaterländischer Verhältnisse versetzt.

Tieck

Berlin 1799

Tieck erschien als ein schöner schlanker Mann; sein helles Auge voll Glut, seine Gesichtszüge geistreich, seine Urteile kurz und schneidend, sinnvoll und bedeutend. Ich verließ die Gesellschaft, die mich mit so ausgezeichneten Männern in Berührung brachte, sehr befriedigt, obgleich ich durch mein hartes Urteil über Voß

mich wahrſcheinlich einer Familie, mit der ich ſpäter in ſo genaue Verbindung treten ſollte, nicht empfohlen hatte.

Hardenberg

Freiberg 1799

Die jüngſte Tochter [Charpentiers], Julie, ſchön, weich, mit einem wehmütigen Ausdruck, zog mich vorzüglich an, denn ſie war die Braut Hardenbergs (Novalis). Ich ſehnte mich nach der Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen originellen Dichters, deſſen ätheriſch-phantaſtiſches Weſen und tiefe blitzähnliche Äußerungen mir merkwürdig vorkamen und mich anzogen. Eine Familie, in welcher, durch feine Sitte veredelt, ſo viel geiſtig Anregendes mir entgegenkam, hatte ich bis jetzt noch nicht kennen gelernt, und eine Aufforderung, in ihrer Mitte zu erſcheinen, die oft an uns erging, war uns jedesmal höchſt angenehm, denn auch mein Freund Möller wurde gern in dem gaſtfreien Hauſe geſehen.

Romantik und katholiſches Mittelalter

Freiberg 1799

Es iſt bekannt, daß mit der wiedererwachten tieferen Poeſie auch die katholiſche Religion eine eigene und tiefere Bedeutung erhalten hat. Das Mittelalter mit ſeiner Kraft ward hervorgehoben, und wohl auch höher geſtellt, als eine Zeit, die, berufen zu großen mächtigen Taten, dieſen gegenüber, ſelbſt ohnmächtig, ſich in leeren Abſtraktionen verlor, in wenigen oberflächlichen Begriffen, die, an die Stelle eines mächtigen reichen Naturgrundes getreten, Staaten wie Wiſſenſchaften aus ſich heraus entwickeln und geſtalten ſollten. Mir ſelbſt war dieſe Bewegung der Zeit keineswegs fremd. Auch mir erſchien dieſe Zeit der großen Kämpfe, der herrlichen Geſänge, der tiefen Andacht bewunderungswürdig und neben der Armut der Gegenwart überſchwenglich

reich. Beſonders wurde die Madonna als die göttliche Frau mit aller Illuſion der Dichtkunſt verehrt, und nachdem Tieck, Auguſt Wilhelm Schlegel und Novalis ihr die poetiſche Weihe erteilt hatten, ſah man alle jungen Dichter vor dem Altare der Madonna knieen. Dieſe Zeit entwickelte ſich zwar in der ganzen Übertreibung erſt ſpäter, aber ſie keimte ſchon damals, und ich konnte mich wohl in dem Sinne der überſchwenglichen Jugend als einen Geweiheten betrachten, dem die Madonna erſchienen war; ja ich durfte mir ein Gefühl zuſchreiben, welches in ſeiner Wahrheit und Tiefe mich unwillkürlich überwältigt hatte, während der junge Dichter ſich abängſtigte und in die Rippen ſtieß, um einer ihm fremden Empfindung, mühſam für ein Gedicht, ein innerlich erlogenes Leben zu erteilen. Aber eben, weil, was ich erlebt hatte, und die Umſtände, unter welchen ich es erlebte, mir vorſchwebten, erkannte ich den Inhalt desſelben, und ward aufgefordert, es näher zu betrachten. Ich darf behaupten, daß dieſes Ereignis eine Kriſis bildete. Es war mir völlig klar, daß, was mich überraſchte, einen tieferen Grund in meinem ganzen vergangenen Leben hatte. Die Kunſt bildete eine dunkle Stelle, von unſichtbaren und mir noch unbekannten Geiſtern bewohnt. Der Sinn war da, aber es fehlten ihm die Gegenſtände, in und mit welchen er, in Tätigkeit geſetzt, ſich ſelber zu faſſen vermochte: und nun erwachte er plötzlich, nicht durch den ſtillen Gang einer ruhigen Entwickelung, ſondern durch die beſonderen Verhältniſſe gewaltſam, ja krampfhaft. Er ward durch den unvorbereitet ſich aufdrängenden mächtigen Gegenſtand nicht zur geordneten Tätigkeit aufgefordert, vielmehr überwältigt. Da wurde mir nun die Aufgabe, die ſich nicht abweiſen ließ, dem Inhalte des mir ſo wichtigen Momentes näher zu treten und ihn zu erwägen. Was er enthielt, ward mir nicht auf einmal klar, aber der tiefe Eindruck verſchwand nie ganz, und während ich den Sinn für die

Kunſt jetzt und ſpäter bei wiederholtem Beſuche in Dresden auszubilden ſuchte, begleitete er mich jedesmal, und ſelbſt in dieſem Sinne kann ich ſagen, daß mir die Madonna erſchienen ſei.

Klaſſiſch und Romantiſch

Indeſſen wuchs der Umfang der neuen Richtung, die ſich nach allen Seiten ausbreitete und alle Momente der Wiſſenſchaften wie der Poeſie in Anſpruch nahm. Der Unterſchied zwiſchen der antiken und modernen, zwiſchen der klaſſiſchen und romantiſchen Zeit, der immer entſchiedener bei Beurteilung der Werke der alten und neuen Zeit zugrunde gelegt wurde, der in unſeren Tagen ſelbſt eine europäiſche Bedeutung erhalten hat, wie er durch Friedrich Schlegel in ſeiner Schrift „die Poeſie der Griechen und Römer" zuerſt umfangsreich und bedeutend ausgeſprochen wurde, ward immer herrſchender, und fing an, ſich als eine geſchichtliche Anſchauung auszubilden. In dieſer Unterſcheidung zweier großen geſchichtlichen Epochen, in dem Sinne für die Eigentümlichkeit beider lag ein Reichtum von Anſchauungen und damit gegebenen Beſtimmungen, die ſeit der Zeit klarer oder dunkler ſich, man möchte ſagen, bei einem jeden, der ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigte, zu entwickeln anfingen. Für mich konzentrierte ſich dieſer Unterſchied gleich anfänglich durch den überwiegenden Moment der Perſönlichkeit als ſolcher, in der modernen Poeſie, und wichtig für meine innere Geſinnung ward ſchon damals dieſe Anſicht dadurch, daß ich ſie als eine Folge des Chriſtentums betrachtete, daß der Grund gelegt wurde zu einer Betrachtungsweiſe der Geſchichte, die beſtimmt war, mein ganzes Leben in Anſpruch zu nehmen, und ihren Einfluß auch auf die Art, wie ich die Natur auffaßte, zu äußern.

Sie mußte um deſto erfolgreicher erſcheinen, je lebendiger das Intereſſe für die Poeſie des Mittelalters wuchs, je weiter ſie zurückging. Zu den großen Verdienſten, die ſich Tieck erworben hat, gehört nun auch dieſes, daß er es vorzüglich war, der die allgemeine Aufmerkſamkeit der Zeit auf die Dichterwerke der älteſten germaniſchen Vergangenheit hinlenkte. Es iſt bekannt, welches große Aufſehen Goethes Abhandlung „über deutſche Art und Kunſt" erregte, indem er den Straßburger Münſter zuerſt von dem verdeckenden Schutt, der ihn für das verblendete Auge verbarg, befreite und dem beſſeren erwachten Sinne vorführte. Dieſer Aufſatz und Götz von Berlichingen hatten freilich zuerſt das Geſchlecht aus der beſchränkten Selbſtgenügſamkeit herausgeriſſen, und nach einer Welt tiefſinniger Kunſt und mächtiger perſönlicher Kraft einer vergangenen Zeit, die man gering ſchätzen zu können und für immer beſeitigt glaubte, auf eine nie mehr abzuweiſende Art hingelenkt. Aber dieſer Verſuch ſtand noch immer vereinzelt da, als ein Fremdes, mit welchem man nichts anzufangen wußte. Seit Bodmer hatte man das Nibelungen-Lied und wohl auch andere Werke der älteſten deutſchen Poeſie zum Gegenſtande gelehrter Unterſuchungen gemacht, aber ein allgemeineres geiſtiges Intereſſe ward dadurch nicht erweckt und der lebendige Sinn für dieſe Dichtungen nicht aufgeſchloſſen. Mit Tieck war ich noch nicht in genauere perſönliche Verbindung getreten; über dieſen Gegenſtand hatte er ſich noch nicht öffentlich vernehmen laſſen; aber dennoch ging von ihm ſchon damals, von ſeinen lehrreichen perſönlichen Mitteilungen das lebhafte Intereſſe aus, welches immer mächtiger um ſich griff. Ich hörte nun von einer alten mächtigen Dichtkunſt reden, von einem Epos, deſſen hohe tragiſche Bedeutung und künſtleriſcher Wert ſich neben die

Produkte der klaſſiſchen Zeit ſtellen dürfe; ich hörte von Parcival reden und von den tiefen religiöſen Myſterien, die im Titurel verborgen lägen. Mir war ſeltſam zumute, als dieſe mir ſo unbekannte Welt mir entgegentrat, als ich vernahm, daß die älteſten und bedeutendſten Klänge germaniſcher Dichtkunſt nach meinem Vaterlande hinwieſen und ihre Verwandtſchaft mit den alten ſkandinaviſchen Götter- und Heldenſagen nicht verleugnen könnten. Was ich erfuhr, war freilich nur fragmentariſch. In einer ganz anderen Richtung mit Anſtrengung beſchäftigt, ſtand dieſe Welt mir noch fern, aber ſie näherte ſich mir, wenn auch nur aus der Ferne. Es war ein Ereignis, welches aus dem Leben um mich her hervortrat, den Geſichtskreis des ganzen geiſtigen Daſeins erweiterte, und was ich, wenn auch nur geſprächsweiſe und durch jugendliche Mitgenoſſen unvollſtändig genug erfuhr, lag wie ein reicher Schatz vor mir, der in irgend einer Zukunft gewonnen werden ſollte, und auch jetzt unvermeidlich einen großen Einfluß auf die Gegenſtände ausübte, die ich mit aller Kraft geiſtig zu beherrſchen ſuchte, ohne daß ſie, ſelbſt in der größten Einzelheit behandelt, mich aus der allgemeinen Einheit des ganzen Daſeins herauszureißen vermochten.

Oppoſition gegen den neuen Geiſt

Und während nun ſo Poeſie und Kunſt immer reicher und mächtiger ſich an mich herandrängten, während ſelbſt Bonapartes Rückkunft aus Ägypten, ſein Sieg bei Marengo, ſeine Macht, die ſich in Paris immer mehr ausbildete, in der lebendigen Gegenwart mir eine gewaltige Perſönlichkeit nahe rückte, die aus der verworrenen Gährung der Zeit, den merkwürdigſten, den mächtigſten der Vergangenheit vergleichbar, ſich hervorhob, erlebte ich auch in dem engen Kreiſe des geiſtigen Bündniſſes manches, was mich tief bewegte. Es ward mir immer klarer, daß ein innerer Zwieſpalt die

Männer trennte, die urſprünglich ſo eng verbunden waren. Ja dieſe Trennung leuchtete mir am klarſten ein in der Zeit, wo man das Bündnis nach außen noch als ein feſtes betrachten konnte.

Die Oppoſition in allen Richtungen ward immer heftiger. Der gute alte Nicolai, der die Redaktion der allgemeinen deutſchen Bibliothek aufgegeben hatte, glaubte ſie jetzt wieder übernehmen zu müſſen. Er wagte es, mit den alten verroſteten Waffen den gefährlichen Kampfplatz zu betreten. Fichte ſchleuderte ihn durch die Schrift, die den Namen des Gegners trug, ſchonungslos beiſeite. Der Livländer Merkel glaubte ſich als Kämpfer berufen, den gemeinen Menſchenverſtand und die Proſa des Lebens gegen die Philoſophie und Poeſie verteidigen, ja retten zu müſſen. Zuerſt in den berüchtigten Frauenzimmer-Briefen, dann in einer Zeitſchrift „der Freimütige", die damals in Berlin, von Merkel und Kotzebue herausgegeben, erſchien, ward dieſer Feldzug eröffnet. Es iſt ein eigenes Gefühl, die Polemik einer vergangenen Zeit und die Waffen, mit welchen der fortſchreitende Geiſt zurückgewieſen ward, zu betrachten. Ich habe mich nicht ſonderlich um dieſe Polemik bekümmert, aber wenn mir zufällig ein Blatt in die Hände fiel, war mir die unglaubliche Naivetät der Äußerungen in hohem Grade überraſchend.

Merkel

Ich erinnere mich, daß Merkel einmal dartun wollte, wie doch Schiller ein viel bedeutenderer Dichter wäre als Goethe. Die Poeſie des letzteren ſchien ihm gar zu kühn, zu myſtiſch, ja ſinnlos. Um nun dieſes zu beweiſen, ſtellte er den Grundſatz auf: die Poeſie müſſe ſich in Proſa auflöſen laſſen, und dennoch ihre ganze Bedeutung behalten. Dieſe Probe ſollten nun Goethe und Schiller beſtehen. Eine Stelle aus Goethes Braut von Korinth ward mit einem Fragment aus irgend einem Gedicht von Schiller

zuſammengeſtellt. Es gelang nun wirklich, das Schillerſche Gedicht, ohne daß es irgend etwas verloren zu haben ſchien, in die allerverſtändlichſte Proſa aufzulöſen. Wenn man es ſo las, begriff man in der Tat nicht, warum es nicht urſprünglich ſo geſchrieben wäre, und warum Schiller ſich die überflüſſige Mühe gegeben hatte, die beſchwerliche dichteriſche Form zu wählen. Mit Goethe wollte nun derſelbe Verſuch durchaus nicht gelingen. Merkel hatte freilich eine unglückliche Stelle des ſchlafenden Homers aus den Schillerſchen Gedichten gewählt, und ſo gelang es ihm, den Dichter, den er heben wollte, in ſeinem nackten Proſaismus zu ertappen und ſeinen Leſern zur Schau zu ſtellen. Dergleichen Naivitäten waren ſehr häufig, und dennoch konnte Merkel ſein Blatt mit Vorteil fortſetzen und fand nicht geringen Beifall. Er ward indes auch verſpottet. Unter den Spottgedichten erinnere ich mich eines Trioletts von A. W. Schlegel, als jener dieſe dichteriſche Form mit der der Terzinen verwechſelte, und dann des folgenden Gedichtes. Ich weiß nicht, ob es irgendwo gedruckt iſt.

Ein Knecht haſt für die Knechte du geſchrieben,
Ein Samojede für die Samojeden —
Du möchteſt gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch iſt dein eigen Geiſt leibeigen blieben.
Dir iſt es Freiheit, frank und frei zu klatſchen —
Kamſt du nur darum von den freien Letten,
Um in dem Dreck der Menſchheit 'rum zu patſchen?
Rück kehr' ins Vaterland, um dort zu ferkeln —
Journale! fürchtet Merkeln —
Merklich übt er verkleinernde Natur —
Schon ward — Merkur durch ihn zum Merkel nur.

Ihn ernſthaft anzugreifen war nicht allein überflüſſig, ſondern auch unmöglich. Merkel war durch ſeine platte Gemeinheit gegen jeden Angriff geſchützt.

Ein anderer ihm verbündeter Gegner war bekanntlich Kotzebue. Er schrieb „den hyperboräischen Esel", der gegen das Athenäum und besonders gegen Friedrich Schlegel gerichtet war. Dieses Drama ward in Leipzig, und wenn ich nicht irre, auch in Berlin aufgeführt. Friedrich Schlegel, der eben durch Leipzig reiste, war selbst gegenwärtig. Seine bedeutende Persönlichkeit und die Ruhe, mit welcher er dasaß, imponierten den Zuschauern, und man kann sagen, er vernichtete die Absicht seiner Gegner durch seine bloße Gegenwart. Daß dieses Attentat der plattesten Gemeinheit gegen eine bedeutende literarische Persönlichkeit eine strenge Rüge verdiente, ist wohl unleugbar. Aber Kotzebues „hyperboräischer Esel" wäre wohl längst vergessen, wenn er nicht zu einem Gedichte Anlaß gegeben hätte, welches in seiner Art auf jeden Fall zu den bedeutendsten, die in der deutschen Literatur erschienen sind, gerechnet werden muß. Es war die bekannte „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue". Es gibt weder vor- noch nachher irgend ein Gedicht dieser Art, welches sich mit diesem messen kann. Die Variationen desselben scheinbar unbedeutenden Themas sind so mannigfaltig, in jeder Wendung reich, neu und überraschend, daß eben deswegen der Inhalt sich unauslöschlich einprägt; und obgleich es in dem Strudel einer verworrenen literarischen Gärung untergegangen und vergessen zu sein scheint, und vielleicht noch einige Zeit vergehen wird, ehe es in seiner geschichtlichen Objektivität hervorgehoben und geschätzt wird, so bleibt es doch auch jetzt noch denen, die das Erscheinen des Gedichtes erlebten, unvergeßlich.

Es machte, als es herauskam, einen unbeschreiblichen Eindruck. Die Jugend jauchzte: aber auch die Gegner, auch Kotzebue hatten

einen Vorteil auf ihrer Seite, den ſie zu benutzen wußten. Kotzebue war aus irgend einem Grunde, der mir jetzt entfallen iſt, während ſeines Aufenthaltes in Riga aufgehoben und nach Sibirien geſchleppt worden. Zwar trat eine ſo mächtige Verwendung für ihn ein, daß er bald wieder zurückgebracht wurde und Rußland verlaſſen durfte, aber dieſes Ereignis war, wie drohend und gefährlich auch ſeine Gefangenſchaft zu ſein ſchien, ihm ſehr vorteilhaft. Sein Unglück traf zu einer Zeit ein, die mit der Verfertigung des Spottgedichtes wenigſtens als gleichzeitig betrachtet werden durfte. Man ſuchte darzutun, daß Schlegel eben dieſe Zeit gewählt hatte, um ſeinen Gegner ſo ſchonungslos und grauſam zu vernichten; umſomehr als eben die ſibiriſche Gefangenſchaft den Hauptinhalt des Spottgedichtes ausmachte. Freilich beweiſt das Gedicht wohl, daß die Erlöſung Kotzebues aus ſeiner Gefangenſchaft von dem Verfaſſer erwartet wurde, aber das zu Hülfe gerufene ſittliche Gefühl ſchwächte in der Tat den Eindruck, den das Gedicht ſonſt unvermeidlich hätte machen müſſen. Kotzebues Einfluß auf das Publikum durch das Theater war groß und entſcheidend. Der ſchwächliche ſinnliche Reiz einer vorübergehenden Rührung, an die Stelle der echten Sittlichkeit geſetzt, wie ſie mit allem Gemeinen und Niedrigen vermiſcht war, gefiel der Maſſe der höheren und niederen Stände gar zu wohl. Die Welt, aus welcher der Angriff gegen eine ſolche Armſeligkeit hervorging, erſchien dem Volke eine frevelhafte. Es gehörte Kühnheit dazu, Kotzebue anzugreifen, und das triumphierende Gefühl des Sieges, welches ſich unter ſolchen Verhältniſſen in dem Spottgedichte ausſpricht, und mit dem durch die Maſſe unterſtützten Gegner ein leichtes unbefangenes Spiel treibt, gehört nicht zu den geringſten Vorzügen des Gedichtes. Bot doch der preußiſche Miniſter von Maſſow Kotzebue eine bedeutende Penſion an; er ſollte ohne irgend eine Art von Verpflichtung

dieſe Penſion genießen und die Hauptſtadt durch ſeinen Aufenthalt ehren.

Indeſſen ließen es die Angegriffenen auch nicht an Tätigkeit fehlen. Männer, wie Eſchenmayer, Windiſchmann, Röſchlaub, Marcus, Frank in Wien, erklärten ſich entſchieden für die Naturphiloſophie und lieferten Aufſätze für die Zeitſchrift, welche Schelling herausgab. Das Athenäum ward fortgeſetzt. Die Charakteriſtiken und Kritiken enthielten gründliche Beurteilungen bedeutender Männer. Beſonders war die ſchneidende Kritik von Jacobis Woldemar und Allwills Briefſammlung durch Fr. Schlegel geeignet, ein großes Aufſehen zu machen. Es ſei, ſagte Goethe, dieſe Kritik mit eiſernen Griffeln in Metalltafeln eingeſchrieben.

Tieck

Ich lernte jetzt erſt Tiecks Originalität genauer kennen. Ich las ſeinen Abdallah und William Lowell. Die finſtere Anſicht des Lebens, die in dieſen beiden Schriften herrſcht, zog mich wechſelweiſe an und ſtieß mich zurück. Obgleich die letzte Schrift beſonders die ſteigende Verwirrung eines immer mehr in ſich zerriſſenen Gemütes mit ermüdender Breite darſtellt, ſo überraſchte mich dennoch die Naturtiefe des Schmerzes, die hier laut ward und in immer wechſelnden Variationen einen nächtlichen Abgrund des Daſeins ſchaudervoll eröffnete. Und dieſe Schriften verfaßte Tieck, als er zweiundzwanzig Jahr alt war. Es war eine neue tragiſche Geſtalt, die hier zum erſtenmal hervortrat und in immer erneuerter Darſtellung ſeitdem die Poeſie bis in unſeren Tagen beherrſcht hat. Die ſchmerzhaften Töne, die durch Tieck aus den dunkelſten Tiefen des Gemütes hervorbrachen, hat keiner wie er anzuſchlagen gewußt. In Golo in Tiecks Genoveva erkannte ich Abdallah und William Lowell wieder. Durch Hoffmann ward

dieſe Geſtalt ſchon verzerrt; das Barocke trat an die Stelle des wahren Schmerzes; dieſe Verzerrung wanderte über die Grenze nach Frankreich und bildete ſich dort durch Dichter, die ſich Romantiker nannten und in neueren Zeiten mehrere Jahre hindurch von da aus wiederum nach Deutſchland zurückwirkten, zur wahren abſchreckenden Karikatur aus. Ich erkannte es wohl, daß in der inneren Verfinſterung des Gemütes, wie ſie von Tieck aufgefaßt wurde, eine Art Natur-Fatalismus vorherrſcht: aber die leicht bewegliche phantaſtiſche Art, mit welcher er ſein Thema behandelte, verbarg wenigſtens die unüberwindliche Natur-Beſtimmtheit, die in den ſpäteren Darſtellungen das Prinzip der ſittlichen Freiheit vernichtete. Man ſah, wie dieſe tragiſchen Perſonen ſich einem träumeriſchen Wahne, der ſie verlockte, willenlos hingaben. Beſonders ergriff mich das Märchen von Tieck „der blonde Eckbert". Eine Zaubermuſik ſcheint dieſe leicht beflügelte Darſtellung melodiſch lockend zu begleiten, bis ſie, in Wahnſinn verkehrt, verklingt. Ich kann es nicht leugnen, daß dieſe Richtung der Tieckſchen Poeſie ein faſt gefährlicher Moment meines Daſeins geworden iſt und doch zugleich mehr als irgend eine andere dazu gedient hat, mich vor der Tiefe der menſchlichen ſittlichen Verirrung warnend abzuſchrecken. Tage und Nächte verlebte ich, von grauenhaften Träumen verfolgt. Ich habe es nie dahin gebracht, was auf eine ſolche Weiſe mit faſt frevelhaftem Grauen in das Innerſte des Gemütes hineinwühlte, wie ſpäter Tiecks Liebeszauber, mit künſtleriſcher Gleichgültigkeit und ruhiger Objektivität betrachten zu können. Denn eine ähnliche dunkle Verlockung ruhte in meinem Innerſten, und die dämoniſchen Kräfte, die ſich hinter Übermut und Leichtſinn verbargen, traten lockend hervor, waren nur durch anſtrengende wiederholte Arbeit zu verſcheuchen. Meine glückliche Natur überwand freilich ſolche Momente, und eine Neigung, geiſtigen, ja ſyſtematiſchen Zuſammen-

hang in meine Anſicht hineinzubilden, erwachte nach ſolchen trüben und träumeriſchen Stimmungen nur um deſto ſtärker und friſcher.

„Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde"

Freiberg 1799

In Freiberg nun wurden die „Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde" ausgearbeitet.

Was ich in dieſer Schrift zu entwickeln ſuchte, bildete das Grundthema meines ganzen Lebens. Es lagen in ihr dunkle Erinnerungen aus meiner früheſten Kindheit, aus den träumeriſchen Beſchäftigungen meiner Jugend, die durch einen überwiegend ſinnlich reflektierenden Moment gewaltſam zurückgedrängt wurden, verborgen. Es verband ſich mit dieſen die Gewalt der Einheit des Daſeins in allen ſeinen Richtungen, die mich, als ich Spinoza kennen lernte, für immer an ſich riß. Am tiefſten aber ergriff mich die Hoffnung, die immer ſtärker ward, die Elemente der Phyſik ſelber für eine höhere geiſtige Bedeutung zu gewinnen. Und dieſe letzte Epoche meines Daſeins verdankte ich Schelling. Aber ich konnte mich nicht mit den bloßen abſtrakten Gedanken beſchäftigen. Von meiner früheſten Kindheit an ſprach mich die Natur ſelber als ein Lebendiges an. Sie ſchloß das Geheimnis eines tiefen Denkprozeſſes in ſich. Sie mußte ausſprechen, nicht bloß was der Urheber der Natur dachte, auch was er mit dem Denken wollte. Durch Spinoza war es mir klar geworden, daß nur Er eine Geltung hätte. Auch Schelling hatte Gott abſolut, real an die Spitze der Philoſophie geſtellt. Ich fragte die empiriſche Wiſſenſchaft, wie ſie vor mir lag. Ihre Facta ſollten Tatſachen werden, und ich wünſchte zu erfahren, ob dieſe vielfältigen Sachen, die als ſolche, ſeit meiner Kindheit, einen geheimen Zauber über mich ausgeübt hatten, wirklich die verbor-

genſte göttliche Tat zu enthalten vermöchten. Das war die Hoffnung, die mich leitete, die ich nie aufgab. Ich verdankte Schelling viel, ja alles; aber dennoch iſt es mir klar, daß durch meine Beiträge ein neues Element in die Naturphiloſophie hineinkam. Auch dieſes verdankte ich einem anderen Lehrer, Werner nämlich. Wenn Schelling mir den Grundtypus, der als das Bleibende, alſo als eine durch Konſtruktion in ſich geſicherte Denk-Beſtimmung das ganze Daſein umfaßte, gegeben hat: ſo entſtand durch Werner in mir die Hoffnung, dieſen bleibenden Grundtypus ſelbſt als das Element einer Bewegung, die etwas Höheres, nämlich einen Willen, eine Abſicht enthüllte, zu erkennen und darzuſtellen. Das ganze Daſein ſollte Geſchichte werden, ich nannte ſie die innere Naturgeſchichte der Erde. Es war nicht bloß von jenem Einfluſſe der Naturgegenſtände auf menſchliche Begebenheiten, durch welche ſie, wie Schelling äußerte, einen echt geſchichtlichen Charakter annahmen, die Rede; der Menſch ſelbſt ſollte ganz und gar ein Produkt der Natur-Entwickelung ſein. Nur dadurch, daß er als ein ſolches nicht bloß teilweiſe, ſondern ganz hervortrat, konnte die Natur ihr innerſtes Myſterium in dem Menſchen konzentrieren. Mir ward er immer klarer, daß die Naturwiſſenſchaft ſelbſt, wie ſie ein durchaus neues Element in die Geſchichte hineingebracht hatte, durch welches unſere Zeit ſich von der ganzen Vergangenheit unterſchied, die wichtigſte aller Wiſſenſchaften, die Grundlage der ganzen geiſtigen Zukunft des Geſchlechts werden müßte. Die Geſchichte ſelbſt mußte ganz Natur werden, wenn ſie mit der Natur, d. h. in allen Richtungen ihres Daſeins ſich als Geſchichte behaupten wollte. Ich ging mit dem mehr künſtleriſch inſtinktartigen Mute der Jugend, als mit kühle Beſonnenheit ans Werk, und dennoch ſuchte ich mich ſo angeſtrengt wie möglich zuſammenzufaſſen. Die Erfahrungen der Naturwiſſenſchaft ſelbſt, das war die Abſicht der Schrift, ſollten

ihren höheren Sinn, die geiſtige Bedeutung, die in ihnen ſchlummerte, wenn man ſie unter dem Geſichtspunkte der Einheit zuſammenzufaſſen wagte, teils ausſprechen, teils für die Zukunft andeuten. Dieſe Methode, nicht bloß einzelne Erſcheinungen in der Einheit partikulärer Hypotheſen, ſondern alle Erſcheinungen des Lebens in der Einheit der Natur und Geſchichte zu verbinden, und aus dieſem Standpunkte der Einheit beider die Spuren einer göttlichen Abſichtlichkeit in der großartigen Entwickelung des Alls zu verfolgen, war die offenbare Abſicht dieſer Schrift.

Es war wenigſtens in Deutſchland ein Bedürfnis geworden, die Naturwiſſenſchaft lebendiger aufzufaſſen. Es trat — angeregt durch Schellings ſcharfen Blick, der die mächtigſten Geiſter, die, ſeit Griechenland unterging, geſchlummert hatten, wieder erweckte — faſt gewaltſam hervor. Ich darf es ſagen, ich kann mich auf die geſamten literariſchen Äußerungen der damaligen Zeit berufen: meine Schrift machte einen bedeutenden Eindruck. Man konnte es mir nicht abſprechen, daß ich mit dem Zuſtande der Naturwiſſenſchaft, wie er damals vorlag, bekannt war. Die Hoffnung, daß die Strenge der Beobachtung nicht bloß ein knechtiſch Bindendes für den Geiſt bleiben ſollte, ſondern auch, wie dem frei ſich ſelber beſtimmenden Geiſte verwandt, ihn in ſeiner höheren Entwickelung fördern würde, durchdrang die Jugend nicht allein, übte auch eine Gewalt über erfahrene Naturforſcher aus.

Bei Schelling in Weimar

Von Freiberg aus 1799

Ich fand Schelling in Weimar. Er wohnte bei Goethe und hielt ſich damals, irre ich nicht, faſt einen Monat bei ihm auf. In Jena hatte ſich manches anders geſtaltet. Die Trennung der früher Verbündeten fing an ſich zu regen; beſonders ward Schelling den übrigen immer mehr entfremdet. Und zum erſten-

das, was es erwirbt, an dieſen Beſitz mit innerer Notwendigkeit gebunden.

Der Kampf gegen die Erfahrung war eben in ſeiner höchſten Blüte. In einem Moment, in welchem mir alles Erfahrung geworden war, damit die Sinnlichkeit durchbrochen würde, das war mir klar, müßte man in und mit ihr frei ſein. Mit der Natur vermögen wir alles, ohne ſie nichts. Damit das Vernehmen einen Inhalt hat, muß es ganz Wahrnehmung werden, und die völlige Hingebung erwirbt uns allein die Freiheit. Wenn wir die eigene Tätigkeit unbedingt als eine Naturtätigkeit betrachten, ergibt ſich uns die Natur.

Seltſam erſchien es mir, wenn ich erwog, wie das Geſchlecht, welches dieſes Geſtändnis, ſogar mit einer beſchränkten Einſeitigkeit, die mir verhaßt war, ſeit Jahrhunderten abgelegt hatte, es nun ebenſo einſeitig durch die Philoſophie unterdrücken wollte. Die Naturwiſſenſchaft war ſeit zwei, jetzt abgeſchloſſenen Jahrhunderten in der Art, wie ſie ſich ſeit Keppler ausgebildet hatte, die eigentümlichſte der ganzen Geſchichte, diejenige, durch welche offenbar die neuere Zeit ſich von der älteren ſchied. Sie hatte die phantaſtiſchen Träume einer früheren Zeit, Aberglauben, wie Hexenprozeſſe vertrieben; die ganze Ziviliſation der Völker gründete ſich auf ſie. — Etwa dadurch, daß das Denken die Natur beherrſchte? Geſchah es nicht vielmehr, indem man ſich den erkannten Geſetzen hingab? Wurden nicht die Völker geiſtig freier, eben indem ſie immer entſchiedener ſich der Geſetzmäßigkeit der Natur unterwarfen? Durch die ſtrenge Zucht des Naturmechanismus bildete ſich das Geſchlecht, wenn auch mit ſchmerzhafter, geiſtiger Entſagung, für eine höhere Stufe aus. Allerdings entfloh die Poeſie, und die früheren lebendigen Töne der Sprache, wie ſie bewußtlos, aber friſch und frei aus einer inneren, in ſich ſicheren Natur herausklangen, zerfielen in ihren roheſten Ele-

menten. Ich erſchrak faſt, wenn ich ſah, wie die Gedanken in einem ungelenken Stoffe im ſiebzehnten Jahrhundert ſich bewegten, wie die Worte, an der Stelle eines inneren Verſtändniſſes, mit dem äußeren Widerſtande rangen und ſich wie mechaniſch, wechſelſeitig, knarrend aneinander abrieben. Je mühſamer das Verſtändnis ſich abarbeitete, deſto mehr ſchien der Sinn, den man ausdrücken wollte, verſtümmelt zu werden. Nur wo man allem Höheren freiwillig entſagte und ſich der ſtrengen Zucht ſinnlicher Verhältniſſe völlig hingab, herrſchte die mathematiſche Klarheit und Beſtimmtheit vor. Wenn wir nun aber die Natur lebendig auffaſſen, wenn die Sprache mit dieſer Auffaſſung ſelbſt lebendiger wird und ihre urſprüngliche Freiheit wieder gewinnt, iſt ſie dann etwa der Natur entronnen? Iſt dieſes Leben nicht ganz und gar ein Naturleben? Iſt ſie es nicht, die ſich ſelber ergreift, jetzt organiſch, wie früher mechaniſch? Ich konnte der Natur nie entſagen, ich war mit ihr erwachſen, ich gehörte ihr zu, und wenn ſie ſich zu Gedanken in mir ſteigerte, fühlte ich mich frei.

Das war es, was mich zu Schelling hinzog. Es war, bis es zur Religioſität heranreifte, das ſpinoziſtiſche Element in mir. Das ganze Daſein bewegte ſich in allen ſeinen Momenten zugleich. Ich vermochte nicht, einen Teil desſelben als ein von dem Bewußtſein Ausgeſchiedenes zu betrachten, welches erſt durch ein abſtraktes Denken ſeine Bedeutung erhalten ſollte. Das Geſonderte der Betrachtung, noch ſo ſcharf feſtgehalten, durfte ſeiner Beziehung auf das Ganze nie entſagen. Jetzt ſah ich es nun ein, wie das Athenäum eben von einer ſolchen Ausſcheidung des ganzen Daſeins, von einer Trennung von der Natur, mit Fichte ausgegangen war. Fichte und Goethe bildeten die Wendepunkte der ganzen Anſicht der Gebrüder Schlegel, die Natur und Goethe den Wendepunkt der Schellingſchen. So mächtig wirkte die in

ſich klare Perſönlichkeit des letzteren, daß er beiden gemeinſchaftlich war, nur daß der eine ihn an die leere Tat eines Ichs, der andere an die Urtat des Alls anzuknüpfen vermeinte.

Bei Friedrich Schlegel in Jena

Von Freiberg aus 1799

Ich lernte bei meinem Beſuch in Jena Friedrich Schlegel kennen, der ſich bei ſeinem Bruder aufhielt. Er war in jeder Rückſicht ein merkwürdiger Mann, ſchlank gebaut, ſeine Geſichtszüge regelmäßig ſchön und im höchſten Grade geiſtreich. Er hatte in ſeinem Äußeren etwas Ruhiges, faſt Phlegmatiſches. Wenn er tief ſinnend in ſeinem Stuhle ſaß und einen Gedanken ausſpann, pflegte er mit dem Daumen und Zeigefinger die Stirne zu umfaſſen, bewegte dieſe beiden Finger langſam gegeneinander, bis zwiſchen die Augen, dann ebenſo langſam über die ſchöne, zierlich geformte Naſe, endlich, je tiefer er in die Entwickelung des Gedankens fortſchritt, die genannten Finger, jetzt vereinigt, über die Naſenſpitze heraus, in einer langen geraden Linie in der Luft. Er ſprach dabei langſam und bedächtig und konnte mich manchmal zur Verzweiflung bringen. Wenn ich nun mit Lebhaftigkeit auf und nieder ſchreitend ſeinen Gedankengang unterbrach, ſo blieb er ruhig ſitzen. Später hat Tieck eine Karikatur entworfen, wo Schlegel tief ſinnend, die Finger in der Luft vor der Naſe gehalten, vor ſich hinſchauend daſitzt, während ich Hände und Füße heftig bewegend, die Naſe in die Luft erhebe. Ich ſchloß mich bald ſehr innig an Friedrich Schlegel an, obgleich ich jetzt ſchon fühlte, daß unſere Anſichten im Innerſten verſchieden waren, und doch vergaß ich es jeden Augenblick; denn es iſt höchſt merkwürdig, wie man in den abgeleiteten Reſultaten, von den entgegengeſetzteſten Prinzipien ausgehend, zuſammentreffen kann. Fr. Schlegel lebte ganz in der Geſchichte. Die

Natur war ihm völlig fremd, ſelbſt der Sinn für ſchöne Gegenden ſchien den beiden Brüdern zu fehlen. Solche Beſchränktheiten ſelbſt der ausgezeichnetſten Männer hatten für mich von jeher etwas Auffallendes, ja Rätſelhaftes. So fehlte Leſſing wie W. von Humboldt bekanntlich der Sinn für Muſik ganz und gar.

Witz und Scharfſinn. Ironie

Es gab nicht leicht einen Menſchen, der ſo anregend durch ſeine Perſönlichkeit zu wirken vermochte, wie Fr. Schlegel. Er faßte einen jeden Gegenſtand, der ihm mitgeteilt wurde, auf eine tiefe und bedeutende Weiſe auf. So konnte er zwar auch mit Leichtigkeit auf meine naturphiloſophiſchen Ideen eingehen, aber alle ſeine Schriften beweiſen, daß er von einer lebendigen Naturanſicht nicht produktiv auszugehen vermochte. Sein Witz war unerſchöpflich und treffend. Auch gehörte er zu denen, die den Witz zu ſchätzen wiſſen. In dieſer Rückſicht war ihm Chamfort ſogar bedeutend. Mit Schlegel fühlte ich mich ſchon lange gequält durch den beſtimmten Zyklus von Anekdoten, die in der Geſellſchaft zu zirkulieren pflegen. Es gibt gewiſſe, ſonſt ſogar geiſtreiche und vorzügliche Menſchen, die ſich verpflichtet fühlen, dieſen, wie es ſcheint, in ſich ſtehen gebliebenen Kreis von Einfällen in einer jeden Geſellſchaft durchzulaufen. Dieſe Männer haben ſich in der Erzählung derſelben eine gewiſſe Breite angewöhnt, eine unſelige Ausführlichkeit, die dazu dienen ſoll, den Einfall, mit welchem die Erzählung ſchließt, ſchneidend hervorzuheben und pikant zu machen. Wer in der Geſellſchaft einige Zeit gelebt hat, kennt dieſe Einfälle alle, und ſie waren in der Tat in Deutſchland im ganzen genommen dieſelben, die ich in meinem Vaterlande zum Überdruß wiederholen hörte. Ich beſitze die Fähigkeit, mir ſolche Einfälle aus der Erinnerung zu reproduzieren, durchaus nicht; aber ſowie ein ſolcher Anekdotenerzähler

nur anfing, kannte ich den Schluß und erwartete ihn jederzeit mit ſteigender Ungeduld. Das Ärgſte dabei war, daß ſchon der Ton des Erzählers mir die ganze Menge der wohlbekannten Witze, die nun folgen ſollten, vorführte. Selten fand ich mich in dieſer Erwartung getäuſcht. Ich habe dieſe Art der geſelligen Unterhaltung beſonders in Berlin vorherrſchend gefunden. Sie ſtellt ſich als eine ſtehende neben das Kartenſpiel und war mir zuwider wie dieſes. Nicht etwa die Anekdoten an ſich, die wohl meiſtens ihren Wert hatten, nur die Bewegung in demſelben Kreiſe, daß ein gewiſſer Zyklus ſtehen geblieben war und eine Anzahl gnomiſcher Maſſen bildete, ja eine geiſtloſe Erſtarrung hervorrief, wo eine geiſtige Beweglichkeit gefordert wird, war mir unangenehm, ja konnte mich in meiner reizbaren Jugend völlig verſtimmen. Überhaupt iſt das Schickſal der geſelligen Witze ſeltſam und auffallend: die bedeutendſten treffen ſelten ein lebendig auffaſſendes Ohr; ja wo überlieferte Einfälle ſtabil geworden ſind, ſcheint man an dieſe zu glauben, wie an die Wunder einer vergangenen Zeit, und die Überzeugung feſtzuhalten, daß ein geiſtreicher Einfall, der eben in der Entſtehung begriffen, durchaus nicht verdient, wiederholt zu werden. Nichts hängt ſo ſehr vom Glück ab, als der Witz. Nicht allein, daß er überhaupt gelingt, iſt ein Glück; der gelungenſte muß unter ganz beſonderen, begünſtigenden Umſtänden geboren werden, ſonſt ſtirbt er in der Geburt. Ein ſtarr zeremonielles Hofleben, in welchem er bei der herrſchenden Langeweile wie ein Blitz einſchlägt, dient beſonders dazu, ihn Wurzel faſſen zu laſſen; daher die Menge der Anekdoten, die am Hofe Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten entſtanden, ſich vor allen erhalten haben. Ein geiſtreicher König iſt in dieſer Rückſicht beſonders glücklich. Seine eigenen Witze erhalten ſich nicht allein, ſondern auch fremde. Der von der Natur Begünſtigte ſieht es ein, daß er ſeinen Witzen nur unter

ſehr ſeltenen Umſtänden einen bleibenden Wert zu erteilen vermag. Wer nun uneigennützig genug iſt, dieſe ſeine Kinder mehr zu lieben als ſich ſelbſt, der vermag wohl einem treffenden Einfalle eine ſtehende Bedeutung zu verſchaffen. Als ſchon ausgeſprochener Witz, der einem Könige zugehört oder unter beſtimmten Verhältniſſen, die eben die Gemüter in Bewegung ſetzten, laut geworden iſt, vorgetragen, wird er oft wiedererzählt und gehet ſchnell von Munde zu Munde.

Es iſt bekannt, daß die Pſychologen Witz und Scharfſinn als entgegengeſetzte Seelenfunktionen zu betrachten pflegen, und ſie behaupten wohl ſogar, daß ſie ſich wechſelſeitig ausſchließen. Der Nüchterne, der, weil er ſich ſelbſt wohl ſcharfſinnig zu nennen pflegt, dem Scharfſinne den Vorzug zu geben geneigt iſt, glaubt wohl ſogar, daß der Witzige nicht ſcharfſinnig ſein könne: und doch muß man wohl behaupten, daß beide Funktionen, wo ſie ſich auf eine geſunde, lebendige und bedeutende Weiſe äußern, ſich wechſelſeitig vorausſetzen. Wer die Verhältniſſe, die ihn umgeben, ſcharf auffaßt, aber im Auffaſſen beherrſcht, der iſt witzig. Dieſes Auffaſſen iſt notwendig ein augenblickliches; es ſpringt wie Minerva ſchon ausgebildet und geharniſcht aus Jupiters Stirn hervor. Es iſt nicht die tote Ähnlichkeit, vielmehr die lebendige Einheit der gegebenen Verhältniſſe. Dieſe erſcheinen in ihrem gemeinſchaftlichen Werte oder Unwerte; ſie erhalten eine poſitive Beſtätigung oder werden vernichtet, jederzeit in ihrer Totalität. Daher müſſen alle Rückſichten verſchwinden, wo der geſunde Witz geboren werden ſoll; ein jedes ängſtliche Umſichſchauen, eine jede Abhängigkeit von einzelnen Verhältniſſen, die uns umgeben, töten den Witz in ſeiner Entſtehung; ein einziger nüchterner Blick, ſelbſt des Einfältigen, iſt hinreichend, den Geiſtreichſten verſtummen zu machen.

Iſt der Witz ein Produkt des Augenblicks, und ein jeder lang erſonnener ein totgeborner, ſo erfordert hingegen der Scharfſinn

Zeit, und ein augenblicklicher Einfall kann kaum ein ſcharfſinniger genannt werden. Aber dennoch iſt der Scharfſinn unfruchtbar, wo er nicht durch den Witz belebt wird. Dieſer allein vermag den Wert oder Unwert einer ſcharfſinnigen Kombination hervorzuheben. Der Witz würde die höchſte Geiſtesgabe ſein, ja mit dem intenſiveſten ſpekulativen Talent zuſammenfallen, wenn er allumfaſſend wäre; aber als Witz iſt er ſelbſt identiſch mit den Verhältniſſen, die er beherrſcht. Nun ſetzt freilich die geiſtige Freiheit witziger Äußerungen ein Höheres voraus, welches von dem gegebenen Zuſtande unabhängig iſt. Aber aller Witz, ſelbſt der tiefſte, iſt doch nur ein ſolcher, der Verhältniſſe innerhalb anderer beherrſcht; daher gibt es eine geiſtige Macht, die auch den Witz beherrſcht und innerhalb beſtimmter Grenzen ihm ſeine Schranken anweiſt, und dieſer höhere Standpunkt kennt den Unterſchied zwiſchen Witz und Scharfſinn gar nicht. Eben der Dichter z. B. ſoll, wo er am witzigſten iſt, am ſcharfſinnigſten ſein, denn ſelbſt der treffendſte Einfall ſoll nur als Äußerung beſtimmter Perſonen unter beſtimmten Verhältniſſen laut werden. Jean Paul, indem er einem Dichter zwar den Witz zugibt, ihm aber die Herrſchaft über ſeinen eigenen Witz ableugnet, ſagt treffend von Shakeſpeare: „Wenn dieſer Dichter die Schleuſen ſeines Witzes eröffnen würde, wenn er die Fluten desſelben nicht beherrſchte, und nur im Sinne ſeiner Perſonen und der Verhältniſſe, in welchen ſie ſich äußerten, laut werden ließe: wohin würden wir geraten?“

Dieſe Anſichten der Bedeutung des Witzes bildeten ſich bei mir zwar erſt nach Jahren aus, aber der Grund dazu ward vorzüglich durch den Wert gelegt, den Fr. Schlegel dem Witze beimaß, ſowohl in Schriften, als in Geſprächen. Ich machte ſpäter die Erfahrung, daß eben die ſcharfſinnigſten Männer zugleich die witzigſten waren; ja daß der tiefſte Witz, der daher ſelten be-

griffen wird, eben derjenige iſt, der aus dem tiefſten Scharfſinn entſpringt. So waren Shakeſpeare, ſo unter den Männern, mit welchen ich lebte, Goethe, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Wolf, zugleich durch Scharfſinn und Witz ausgezeichnet. Und der Witz gab dem Scharfſinne, dieſer jenem ſeine Bedeutung. Wer unterſchied Zeiten und Verhältniſſe ſchärfer und ſchneidender, als Talleyrand, und wer war witziger, als er?

Fr. Schlegel nun konnte ſich an einem jeden neuen bedeutenden Witze höchlich erfreuen, ja wenn dieſer ihn ſelbſt auch noch ſo verletzend traf. Der flache Witz war ihm im höchſten Grade zuwider. Und er ſagte, daß man den Umfang und die Tiefe einer geiſtigen Perſönlichkeit am ſicherſten beurteilen könne aus der Art des Witzes, die ihn zu ergötzen pflegte. Als einen ſolchen, der den hiſtoriſchen Schatz echter Witze vermehrte, nannte er unter anderen Kant in ſeiner Anthropologie. Und in der Tat nicht bloß in dieſer Schrift, in der ganzen Methode ſeiner Philoſophie iſt der Witz vorherrſchend. Man weiß, welche überwiegende Rolle der Sprachwitz der Synonyme in ſeinen ſcharfſinnigſten Unterſcheidungen ſpielt.

Der Witz iſt ſeiner Bedeutung nach durchaus poetiſch. Daß die Poeſie durch meine Freunde (um einen bekannten und oft wiederholten Ausdruck von Fr. Schlegel zu benutzen) bis zur Religion getrieben, ja an die Stelle derſelben geſetzt wurde, war mir nur zu einleuchtend. Daher die abſolute Vornehmheit der Ironie. Die ernſte Poſition einer abſoluten Identität, die ſchlechthin gegebene Realität des Idealen, wie Schelling ſie ausſprach, ſtand dieſem unſtäten Geiſt ernſthaft und drohend gegenüber.

Ich fand, wie ſchon geſagt, Schelling in Weimar bei Goethe. Er hatte ſeinen transzendentalen Idealismus eben vollendet; und als ich Fr. Schlegel kennen lernte, waren beide ſchon feindlich

getrennt. Er erſchöpfte ſich in Witzen über die abſolute Identität, und den ſonſt wohl Hegel zugeſchriebenen Einfall: „Im Dunkeln ſind alle Katzen grau" habe ich ſchon damals von Fr. Schlegel gehört. Ich konnte nun freilich auch über die ernſthafteſten Beſtrebungen in beſtimmten Stunden ſpötteln; und ſchon in Kopenhagen ironiſierte ich oft genug dasjenige, was mir das Heiligſte war, weil ich es, einſam und verſchloſſen, gegen meine ganze Umgebung zu erhalten ſuchen mußte. Ja ich darf behaupten, daß es mir nützlich geworden iſt, auf eine ſolche Weiſe die Waffen der Gegner ſelbſt gegen mein eigenes Innerſtes zu benutzen. Aber dieſes Spiel der Ironie diente nur dazu, das Beharrende und unveränderlich Bleibende, wie die Sonne hinter den fliegenden Wolken, in immer klareres Licht zu verſetzen.

Die Fichteſche Philoſophie geſtand jener dichteriſchen Poeſie eine große Gewalt zu. Was werden ſoll, kann zwar in ſeiner abſtrakten Allgemeinheit Gegenſtand einer Konſtruktion ſein: aber die beſtimmte reale Wirklichkeit erlaubt ſchon deswegen der Ironie ein freies Spiel, weil ſie, ſowie ſie erſcheint, nicht iſt, was ſie ſein ſoll. So erhielt ſich die Kombination von einem konſtruierenden Sollen und einer der Ironie preisgegebenen Wirklichkeit, ausgedrückt durch Fichte und Goethe, ſelbſt nachdem A. W. Schlegel ſich mehr den äußerlichen geſchichtlichen Verhältniſſen einerſeits, ſo wie ſeinem beſtimmten Fache andrerſeits hingegeben hatte, nachdem Fr. Schlegel Katholik geworden war, noch fortdauernd, und zwar bis in unſeren Tagen, durch eine, freilich ſehr merkwürdige, geiſtreiche Frau, durch Rahel.

Indiſche Wiſſenſchaft

Ich darf hier nicht vergeſſen, was ich in einer anderen Beziehung Fr. Schlegel verdanke. Eine wiſſenſchaftliche Richtung, die freilich von A. W. Schlegel ernſthafter verfolgt wurde, der

ihr Gründer und Schöpfer genannt werden muß, trat mir doch zuerſt durch den jüngeren Bruder anregend entgegen. Er machte mich auf Georg Forſters Überſetzung von Kalidaſas Sakontala aufmerkſam. Dieſe Überſetzung iſt zwar nur aus dem Engliſchen, aber die wunderlich neue, bunte, unendlich zarte, phantaſtiſche Welt, die erſte Kunde von einer ſo reichen, geiſtigen Blüte, die ſich in einem unbekannten Lande gebildet hatte und zugrunde gegangen war, ergriff mich mit wunderbarer Gewalt.

Es war eben in jener Zeit, als die Unterſuchungen der Engländer in Kalkutta, beſonders des William Jones, anfingen, für die deutſche Literatur ſo äußerſt wichtig zu werden, ja einen neuen bedeutenden Zweig derſelben zu begründen.

Umfang und Reichtum der neuen Beſtrebungen

Wirft man nun einen Blick auf den großen Umfang und inneren Reichtum der Beſtrebungen der damaligen Zeit, ſo wird man geſtehen müſſen, daß kaum irgend ein Jahrhundert großartiger anfing, als das neunzehnte. Was früher bedeutend in einer ruhigen Entwickelung zu ſein ſchien, konnte doch dem Einfluſſe des allgemeinen Umſchwungs nicht entgehen. Geiſter, die in allen Wiſſenſchaften ihren Gegenſtänden gegenüber eine freiere Richtung annahmen, traten in ein Bündnis; ja was ſie geiſtig bildete, ſchien, aus einer Verabredung einander völlig unbekannter und fremder Perſönlichkeiten entſtanden, eine den Verbundenen ſelber verborgene Übereinkunft vorauszuſetzen und auf ein gemeinſchaftliches großes Ziel hinzuarbeiten.

Goethe als allumfaſſender Geiſt

In einer ſo reichen Zeit erſchien Goethe erſt recht in ſeiner tiefen Bedeutung. Der Dichter war allem, was ſich entwickelte, zugleich verwandt. Wenn Wolf in Halle eine neue freie Bahn

in der Behandlung alter Schriftſteller brach und eine tiefere Kritik begründete: wenn er an das alte Epos der Griechen die Hand legte und den wunderbaren grauen Homer zerteilte: ſo ſchien der neue Dichter, der ein ganzes poetiſches Leben aus der Tiefe hervorzog, mit der wärmſten Teilnahme ſich an dieſe Unterſuchungen anzuſchließen. Wenn Gries ſich mit den italieniſchen Dichtern, wenn A. W. Schlegel und Tieck ſich mit Shakeſpeare und mit den ſpaniſchen Dichtern, beſonders Cervantes und Calderon, beſchäftigten, ſo unterſtützten, ſo erweiterten ſie nur Studien des alluniſaſſenden Dichters. Wenn die Letztgenannten den tiefen Geiſt germaniſcher und ſkandinaviſcher Vorzeit immer anregender aufſchloſſen, ſo war Goethe derjenige, der dieſe Zeit zuerſt in ihrer Eigentümlichkeit aufgefaßt hatte, und er verfolgte mit der Teilnahme eines verwandten Geiſtes den erweiterten Weg, der immer neue Schätze, die ſie aus einer immer ferner liegenden Vergangenheit hervorhob, darbot. Aber auch Forſchungen, deren Bedeutung den geſchichtlich aufgeregten Geiſtern verborgen waren, beſchäftigten ihn ſchon früher. Er gehörte, wie der Dichterwelt, ſo den Geiſtern zu, die ſich der Naturwiſſenſchaft widmen. Aber was alle dieſe Forſchungen gemeinſchaftlich umſchlang, ja ihnen eine gemeinſchaftliche Bedeutung mitteilte, die tiefe Quelle, aus welcher ſie hervorſprangen, die geiſtige Freiheit, mit welcher ſie ſich äußerten, die geiſtige Einheit, die ſelbſt bei der Differenz der Prinzipien in ihnen mächtig war, die Philoſophie nämlich, zog ihn an; er vermochte es nicht, ihre Gewalt abzuweiſen, wenn ſie ihm auch, ihrem eigentlichen Inhalte nach, fremd blieb. Der Geiſt, durch Schelling zuerſt erwacht, ergriff ſelbſt diejenigen, die ihn abweiſen zu müſſen vermeinten, und in allen Wiſſenſchaften fing eine andere Sprache an, einen neuen Sinn zu bezeichnen, der, wenn auch verborgen, in der ſcheinbar auseinanderliegenden Vereinzelung der Gegenſtände, die getrennt ſich fremdartig ſchienen, dennoch auf

eine zukünftige großartige Vereinigung hindeutete. So unendlich reich war dieſe Zeit, daß in ihr eine allſeitig bewegte Gegenwart alle bedeutende Momente der Vergangenheit umfaßte, indem ſie zugleich mit der großartigſten Zukunft geſchwängert war; hoffnungsvoller erſchien keine je in der Geſchichte. Und ich, allſeitig angeregt, fand mich von dem geiſtigen Reichtume des Daſeins tief ergriffen und in die mannigfaltigſte, lebendigſte Tätigkeit verſetzt. Manches blieb mir zwar verborgen, vieles erblickte ich nur aus nebliger Ferne: aber das innere geiſtige Lebensprinzip bewegte ſich in dem erweiterten, ja unendlichen Geſichtskreiſe als in einem innerlich Verwandten. Und wie der ſinnliche Menſch ſich in der unendlichen ſinnlichen Welt mit Sicherheit bewegt und ſein Daſein nicht an die Erde allein, ſondern an das Univerſum geknüpft fühlt und den Sternen verwandt glaubt: ſo lebte ich, innerlich verbunden mit der ganzen geiſtigen Welt, die ſich mir aufgeſchloſſen hatte; und wie ich in ſie hineingetaucht war, übte das große Ganze einen geheimen Einfluß ſelbſt auf das Kleinſte, dem ich mich ergab.

Sinnlichkeit und Dichtung. Lucinde

Wenn nun ſo alles ſeine Weihe erhielt aus der einen Quelle des allumfaſſenden Geiſtes, wenn die Geſtalten der Kunſt lebendig wurden und mir ſo entgegentraten, wenn ſelbſt die geheimnisvollen Töne der Muſik mir immer verwandter wurden, das Daſein in ſeinen verborgenen Tiefen löſten und dahin reichten, wo die Sprache ſie nicht zu verfolgen vermochte: ſo traten mir in dieſer Helle des Lichtes doch auch lockende Dämonen hervor, und nächtlich mächtige Verirrungen zeigten ſich auch in dieſem lichten Glanze des geiſtigen Tages. In der Tat, eine ſolche Verirrung, die das geiſtige Kleid der Zeit anzog, die ſeitdem nie zu verdrängen war, äußerte ſich ſchon frühzeitig. Sie berührte den

zarteſten Punkt der Sinnlichkeit, in welcher ein Verhältnis, welches in ſeinem tiefen Naturgrunde den Menſchen mit der Bewußtloſigkeit eines Naturgeſetzes und mit der Sicherheit desſelben binden und feſthalten ſoll, [....?] nämlich das Verhältnis der Geſchlechter zueinander. Es gibt keine Verirrung, die gefährlicher iſt, als wenn dieſes Verhältnis, anſtatt in ſeiner göttlichen Naturordnung anerkannt zu werden, ſelbſt ſich emanzipieren will und in die Gewalt einer willkürlichen Reflexion gerät. Und indem ich dieſe Verirrung erwähne, muß ich wohl von dem literariſchen Skandal reden, der eben in dieſer Zeit durch Fr. Schlegel veranlaßt wurde. Schon im Athenäum war ein Fragment erſchienen, welches eine allgemeine Entrüſtung hervorrief. „Man wiſſe nicht", heißt es, „was ſich gegen eine Ehe en quatre einwenden ließe." Jetzt erſchien die nur zu berüchtigte Lucinde. Man irrt ſich vollkommen, wenn man glaubt, daß dieſe Schrift irgend einen großen Eindruck auf den engeren Kreis der Verbündeten machte. Ich kann verſichern, daß ich ſie kaum flüchtig durchgeblättert habe, ſoviel ich auch darüber ſprechen hörte. Der Gegenſtand derſelben zog mich durchaus nicht an. Es gibt ein gewöhnliches Sprichwort, welches hier ſeine volle Anwendung findet. „Man könne", heißt es, „nicht zugleich Gedanken hegen und Liebe pflegen." Schelling war bei der Erſcheinung dieſer Schrift, wie ich mich ſehr wohl erinnere, höchſt entrüſtet. In der damaligen Zeit mußten alle tragen, was ein jeder verſchuldete, und die Gegner ergriffen mit einer Art von Wut einen öffentlichen Skandal, der zu beweiſen ſchien, was man von der neuen gefährlichen Richtung zu erwarten habe. Mir war dieſe ganze Angelegenheit vollkommen gleichgültig. Ich ſchätzte die Gegner, die ſolche Mittel ergriffen, viel zu gering, und von der Macht des großartigen Geiſtes ergriffen, ſchienen mir alle Mittel, ihn unterdrücken zu wollen, ohnmächtig.

In Jena lernte ich nun auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm ſprechen hören. Es war kaum ein Menſch, nach deſſen perſönlicher Bekanntſchaft ich mich wärmer ſehnte. Ich traf ihn zuerſt bei Fr. Schlegel, in deſſen Armen er ein paar Jahre danach verſchied. Sein Äußeres erinnerte dem erſten Eindruck nach an jene frommen Chriſten, die ſich auf eine ſchlichte Weiſe darſtellen. Sein Anzug ſelbſt ſchien dieſen erſten Eindruck zu unterſtützen, denn dieſer war höchſt einfach und ließ keine Vermutung ſeiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang, ſchlank, und eine hektiſche Konſtitution ſprach ſich nur zu deutlich aus. Sein Geſicht ſchwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironiſch lächelnd, für gewöhnlich ernſt, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. Aber vor allem lag in ſeinen tiefen Augen eine ätheriſche Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Daſein löſte ſich für ihn in eine tiefe Mythe auf. Geſtalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die ſinnliche Wirklichkeit blickte aus der mythiſchen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Myſtiker im gewöhnlichen Sinne nennen, denn dieſe ſuchen hinter der Sinnlichkeit, von welcher ſie ſich gefangen fühlen, ein tieferes Geheimnis, in welchem ihre Freiheit und geiſtige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war dieſe geheime Stätte die urſprüngliche klare Heimat; von dieſer aus blickte er in die ſinnliche Welt und ihre Verhältniſſe hinein. Die urſprüngliche Mythe, die zu ſeinem Weſen gehörte, ſchloß ihm ſelbſt das Verſtändnis der Philoſophie, aller Wiſſenſchaften, der Künſte und der bedeutendſten geiſtigen Perſönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmut ſeiner Sprache, die Melodie ſeines Stils nichts Erlerntes, ſondern ihm eben das Natürlichſte; daher be-

wegte er ſich mit gleicher Leichtigkeit in der Wiſſenſchaft, wie in der Poeſie, und die tiefſten, ja ſchärfſten Gedanken konnten ihre Verwandtſchaft mit dem Märchen ebenſowenig verleugnen, wie das bunteſte, ſcheinbar willkürlichſte Märchen ſeine, wenn auch verborgene, ſpekulative Abſichtlichkeit. Die Lehrlinge zu Sais und Heinrich von Ofterdingen mußten einen tiefen Eindruck hervorbringen und ſchienen, ſeinem ätheriſchen Geiſte ähnlich, das Geheimnis, welches die Philoſophie durch ſtrenge Methode zu enthüllen ſuchte, urſprünglich zu beſitzen. Daher durfte er ſich über alle Gegenſtände zwanglos äußern, und wenn er ſelbſt behauptete, der Philoſoph ſolle zwar eine Methode beſitzen, aber erſt dann lehren, wenn er ſie beherrſchte und aus ihr heraus, nicht durch ſie, darzuſtellen vermöchte, ſo ſpricht er ſein eigenes Weſen in der Tat am klarſten und deutlichſten aus.

Er konnte, beſonders in größeren Geſellſchaften oder in Gegenwart von Fremden, lange ſtillſchweigend, in Nachdenken verſunken, daſitzen. Ein zartes Gefühl ſchien ihm die Gegenwart verſchloſſener und innerlich entfremdeter Naturen zu verraten; nur wo ihm verwandte Geiſter entgegenkamen, gab er ſich ganz hin. Dann aber ſprach er gern und ausführlich und erſchien im höchſten Grade lehrhaft.

Alte Männer, die ein bedeutendes Leben geführt haben, in welchem ſie vielfältig einwirkten, wenn die Epoche ihrer Tätigkeit verſchwunden iſt, und was ſie getan und erlebt haben, als eine halbverſchollene Vergangenheit der in anderen Richtungen bewegten Gegenwart erſcheint, lieben es, über die frühere Zeit, die eigene Tat, ausführlich zu reden, und iſt der Erzähler ein geiſtig Bedeutender, ſo hören wir ihm gern zu. Die Vergangenheit ſcheint, wieder erlebt, ihre eigenſte Bedeutung zu enthüllen, ja die lebendige Gegenwart ſelber durch ſie ein tieferes Verſtändnis zu erhalten. So aus einer tiefen Vergangenheit des Geiſtes, aus

einer urſprünglichen, welche ſich in der tätigen Gegenwart nur unklar zu äußern vermag, heraus, ſchien Novalis zu ſprechen, wie zu ſchreiben.

Ich ſah ihn in Jena nur wenige Tage, in Freiberg, wo er ſeine Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, beſuchte, nur einige Wochen, dann, ſchon bedenklich erkrankt, in Dresden. Ich verließ ihn mit der beſtimmten Ahnung, ihn nie wiederzuſehen. Wenige Menſchen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen ſo tiefen Eindruck. Wenn ich ihm gern zuhörte, ſo nahm auch er einen freundlichen Anteil an den Anſichten und Ideen, die mich bewegten. Meine geſchichtliche Anſicht der Natur ſchien auch ihm wichtig und für die Zukunft viel verſprechend. Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm erlebte, begleitete den Geſang meines Lebens wie eine akkompagnierende Muſik, oft wie ein wunderſames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefſten Inneren ruhte, und was ich kaum auszuſprechen wagte, mir laut und geiſtig reicher wiedergab.

Ich habe ſpäter Menſchen kennen gelernt, die ganz von ihm beherrſcht wurden: Männer, die ſich durchaus einem praktiſchen Leben weihten, empiriſche Naturforſcher aller Art, die das geiſtige Geheimnis des Daſeins hoch hielten und den verborgenen Schatz in ſeinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wunderſame, vielverſprechende Orakelſprüche klangen ihnen die dichteriſch religiöſen Gedanken von Novalis, und ſie fanden in ſeinen Äußerungen eine Stärkung, faſt wie der fromme Chriſt in der Bibel.

In der Tat war Novalis im tiefſten Sinne Chriſt und religiös. Es iſt bekannt, daß Lieder von ihm herrühren, die zu den herrlichſten gehören, welche die chriſtliche Kirche kennt. Seine Neigung zum Katholizismus war, wie bekannt, ſehr ausgeſprochen, ja keiner hat vielleicht mehr als er die Jugend zur katholiſchen

Religion hingelockt. Später erſchien in ſeinen geſammten Schriften eine Verteidigung der Jeſuiten, und dennoch möchte ich behaupten, daß er die innere ſittliche Freiheit, das geheime Band einer höheren Entſtehung derſelben, welches die gereinigte Geſinnung mit Gott verknüpft, den Begriff der Gnade und der Gerechtigkeit durch den Glauben, das eigentlichſte Lebenselement der proteſtantiſchen Kirche, rein bewahrte. Denn die ganze mythiſch katholiſche Welt war ihm eine zur ſittlich geiſtigen Religion geſteigerte, nur innerlich ſich bewegende und ſich geſtaltende Poeſie. Aber die betäubende Gewalt der Dichtung überwältigte die ſekundären Geiſter, und ſie gingen unter in der bunten Welt, die er mit Sicherheit beherrſchte.

Mir war in religiöſer Rückſicht Novalis wichtig wie keiner. Der tiefe Ernſt des Glaubens, wie er meine Kindheit durchdrang, fing an, ſich zu regen und immer mächtiger alle geiſtige Unterſuchung zu tragen, als den ſchon gegebenen feſten Grund des zu Begründenden.

Tieck

Dresden 1801

Ich führte meine enthuſiaſtiſchen Schüler über Bayreuth, Hof, Plauen, Zwickau, Chemnitz und Freiberg nach Dresden, weil dieſe Gegenden des Erzgebirges mir geognoſtiſch am genaueſten bekannt waren. Und hier, in Dresden, traf ich nun Tieck mit ſeiner Familie. Er hatte ſich da niedergelaſſen, und auch Friedrich Schlegel hielt ſich bei ſeiner Schweſter auf, die an einen ſächſiſchen Hofbeamten, Ernſt, verheiratet war. Tieck war von meinem Alter, und alſo achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, ſchön, mit Augen, deren geiſtige Gewalt und wunderbare Klarheit ſelbſt das Alter bis jetzt nicht zu beſiegen vermochte. In allen ſeinen Bewegungen herrſchte eine große Anmut, ja Zierlich-

keit; ſeine Sprache entſprach ſeiner körperlichen Erſcheinung völlig. Er ſchreibt kaum ſchöner, als er ſpricht. Es iſt nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenſtände behandelt, die uns hinreißt, es iſt auch die Anmut und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderſtehliche Gewalt ausübt. Es gibt nicht leicht eine Perſönlichkeit, die mächtiger wäre als ſeine. Ich habe ihn kaum jemals heftig geſehen. Seine Geſpräche faßten den Gegenſtand mit ruhiger Objektivität auf, behandelten ihn umſichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthuſiasmus, durch welchen die Darſtellung ſelbſt eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenſtande, aus ſeiner lebendigen, geiſtigen Bedeutung, als aus ihm zu entſpringen ſchien. Er ſelbſt hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreiſen das geiſtig und dichteriſch Bedeutendſte mit vornehmer Geringſchätzung behandeln ſah, wenn man beſonders das Vorzüglichſte, wodurch Goethe ſich auszeichnete, verächtlich beſprach, er ſich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, wie er verſicherte, daß er erblaßte; aber er ſchwieg, wo ich, wie ich es geſtehen muß, unbeſonnen mich geäußert haben würde. Ich habe ſeine erklärteſten Feinde ihm gegenüber geſehen, jedesmal von ſeiner ſiegreichen Perſönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß dieſe, ſo leicht zugänglich, ſich ſo liebenswürdig hingebend, ebenſo großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie ſeine Schriften. Was er mir geworden iſt, kann ich nach einer innigen, verwandtſchaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen, ſelbſt nachdem wir über das Wichtigſte verſchieden dachten und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weiſe darſtellen. Wenn er über Gegenſtände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Goethe, Shakeſpeare, wohl auch über Holberg, ſprach, ſo teilte er alle ſeine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Seine ſchriftſtelleriſche Tätigkeit und wie reich und umfaſſend er als Dichter auf ſeine Zeit einwirkte, iſt neulich auf eine ſo meiſterhafte Weiſe auseinandergeſetzt, daß ich auf dieſe Darſtellung hinweiſen kann. Sie iſt in dem Aufſatz über Tieck von Braniß, welcher der zweiten Auflage der Vittoria Accorombona beigefügt iſt, enthalten. Aber viele jüngere Dichter ſind durch die Spolien ſeiner Geſpräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben ſich ihm feindlich gegenübergeſtellt, und wenn ihre Angriffe eine leiſe Ahnung von Geiſt enthielten, ſo entſprang dieſe aus dem geraubten Schatze, den ſie freilich nicht in ſeinem Reichtum zu benutzen verſtanden. Von mir muß ich das Geſtändnis ablegen, daß mehrere Anſichten, die ich auch wohl öffentlich ausſprach, mir ihrem Urſprunge nach zweifelhaft geworden ſind. Ich weiß nicht, ob ich ſie mir ſelber oder ſeinen reichhaltigen Geſprächen verdanke.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit ſeines Körpers geraubt hatte, war ſeine wechſelnde und reiche Mimik ebenſo bewunderungswürdig wie die Flexibilität ſeiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit geweſen ſein; und ſelbſt jetzt in ſeinem hohen Alter, wenn er, von Gicht gelähmt, auf dem Stuhle ſitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Virtuoſität ein Drama vorträgt, iſt es mir, als wäre die Schauſpielerkunſt in ihrer höchſten Bedeutung, während ſie auf der Bühne nur noch ein zweifelhaftes und ſchwaches Daſein friſtet, an dieſen Stuhl des alten Mannes gefeſſelt.

Es war der Geburtstag ſeiner Frau. Tieck war beſonders heiter geſtimmt und wollte zur Feier des Tages ein Schauſpiel, und zwar allein alle Rollen darſtellen. Aber dieſes ſollte erſt erfunden werden. Er forderte mich auf, ein Thema zu geben, und ich ſchlug ihm vor, ein Stück zu erfinden und darzuſtellen, in

welchem der Liebhaber und ein Orang-Utan die nämliche Perſon wäre. Ich konnte freilich bei der damaligen Richtung ſeiner Laune keine günſtigere Wahl treffen.

Tieck entfernte ſich etwa eine halbe Stunde. Die Zuſchauer — die Familie und wenige Freunde — nahmen ſitzend die eine Hälfte der Stube ein, die andere ſtellte die Bühne vor. Wir fanden uns, als er einen Monolog geſprochen hatte, in eine große Handelsſtadt verſetzt. Eine Menge Schiffe lagen vor uns. Am Hafen ging ein eben aus Afrika zurückgekommener Schiffskapitän auf und nieder. Er hatte, wie wir aus ſeinem Geſpräche erfuhren, für einen alten Freund, der ein bedeutendes Naturalienkabinett beſaß und von einer leidenſchaftlichen Sammlerluſt ergriffen war, eine Menge Naturſeltenheiten mitgenommen. „Ich möchte doch wiſſen", fragte er, „ob der alte Narr noch immer ein ſolcher Kosmopolit iſt, wie ſonſt?" Während er ſo auf und nieder geht, kommt ihm ein jüngerer Freund entgegen, der höchſt trübſelig ausſieht. Sie erkennen ſich, und der Kapitän fragt, was ihn ſo armſelig ſtimme. „Biſt du vielleicht verliebt?", und der Liebhaber des Stückes geſteht es. Der Kapitän erfährt nun, daß ſein Freund eben die Tochter des überſchwänglichen Naturfreundes liebt und von ihr geliebt wird. Der Vater aber ſtellt ſich entſchieden gegen dieſe Verbindung, und hier fängt nun die Intrigue des Stückes an. Er ſchlägt dem unglücklichen Liebenden vor, ſich bei dem Alten von ihm als einen in Afrika durch die Londoner afrikaniſche Societät ſorgfältig ausgebildeten und wohlerzogenen Orang-Utan vorſtellen zu laſſen. Die Szene verändert ſich. Wir ſehen den Kapitän mit dem Alten im Geſpräch. Der luſtige Seemann lenkt allmählich die Rede auf den Hauptgegenſtand. Ein tiefer Witz drängt den andern. Zuletzt fängt er zum Erſtaunen des Alten von dem pädagogiſchen Inſtitute in Sierra Leona zu ſprechen an. Es wären nicht die Neger allein, auf

welche der humane Engländer ſeine aufklärende Erziehung zu beſchränken ſuchte. Man hätte glückliche Verſuche mit allen europäiſchen Gemüſen angeſtellt; man wollte nun ſehen, wie weit die herrliche europäiſche Aufklärung in jene fremden Regionen eindringen könnte. Man dürfe bei dieſen wichtigen Verſuchen ſich nicht an den ſogenannten Menſchen binden. In den Wäldern liefen unraſierte Geſchöpfe, aufrecht gehend, herum. Sie ſchnupften; man hatte ſie dazu gebracht, was mit den Negern nur ſehr ſchwierig gelang, ſich anſtändig auf Stühle niederzulaſſen und Meſſer und Gabel zu brauchen. Camper hatte bewieſen, daß ihre Kehle vollkommen geſtaltet wäre, wie die menſchliche; alſo müßte die Sprache gebunden in der Kehle ſtecken, man dürfte ſie nur löſen. Es war allerdings ein mühſames Geſchäft; man konnte nicht leugnen, daß die meiſten Verſuche mißlangen, und daß die nichtswürdigen Beſtien ſich faſt benahmen, wie unſer Volk, wenn man ſeine Poeſie und Religion ihm rauben will, um es mit der neueſten Aufklärung zu füttern; ebenſo widerhakig, ebenſo halsſtarrig. Aber mit einigen von dieſen Zöglingen gelang es doch, und er habe eben ein ſolches Muſtereremplar, einen hoffnungsvollen Jüngling, der ſoeben aus dem Orang-Utan-Gymnaſium entlaſſen, ſeine Examina ruhmvoll beſtanden habe, mitgebracht. Ein höchſt verſtändiger junger Mann. Zwar ſteckt ihm die Sprache noch immer etwas in der Kehle, aber wenn man genau hinhört, kommen vortreffliche Gedanken zum Vorſchein: von der menſchlichen Glückſeligkeit, von Akazienpflanzungen, Eichorienzucht und was ſonſt zur Veredlung des Menſchengeſchlechts dienen kann. Man habe ihm zwar bis jetzt ſeinen natürlichen Pelz laſſen müſſen. Ein Ober-Sanitätskollegium in London ſolle erſt beſtimmen, inwiefern man ihn raſieren dürfe, ohne ſeiner Geſundheit zu ſchaden. Indeſſen könnte er ſich zeigen und wäre hinlänglich gekleidet, um in einer anſtändigen

Geſellſchaft von aufgeklärten Männern zu erſcheinen, die frei genug dächten, um ſich nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Tracht abſchrecken zu laſſen. Man gründe auf dieſen jungen Mann die größten Hoffnungen. Er ſolle in London die glücklich angefangene Bildung fortſetzen, um dann als aufgeklärter Volkserzieher alle Orang-Utans aus den Wäldern zu locken und durch Geiſt einzufangen und zu zähmen. Dieſer Orang-Utan wäre nun zwar äußerlich noch etwas ſeltſam, und, ſagte der Kapitän, wer nicht ſo vorurteilsfrei wäre wie ſein Freund, dem würde er auffallen, durch ſeinen natürlichen Pelz wie durch ſeine ungelenke Sprache: er habe aber ein vortreffliches weiches Herz, ergieße ſich in Tränen, wenn man ihm etwas Sentimentales aus einem Kotzebueſchen oder Jfflandſchen Stücke vorleſe, und wäre überhaupt innerlich im Kerne ganz vortrefflich. Der Freund brannte nun vor Begierde, einen jungen Mann kennen zu lernen, der alle Schwierigkeiten einer widerſtrebenden Natur überwunden hatte und die ſogenannte Menſchheit über die bisher durch Vorurteil fixierten Grenzen zu erweitern ſchien. Der verkleidete Liebhaber erſchien nun, ſprach wenig, halb brummend, aber ſeine Rede war voll der vortrefflichſten Gedanken, durchaus ſententiös und ſentimental. Nachdem er ſich entfernt hatte, ergoß ſich der alte Herr in die übertriebenſten Lobſprüche. Er erwartete von dieſer Erſcheinung eine bedeutende Epoche in der Geſchichte. Welche Erfahrungen, meinte er, könne man jetzt über die ſogenannte Tierheit erwarten, wenn ſolche gebildete Stämme ſich lehr- und geiſtreich über ihren früheren Zuſtand äußerten. Könnte nicht ein ſolcher junger Mann eine vortreffliche Schule errichten, in welcher Unterricht in dem Inſtinkt gegeben würde, und in vielen andern Vorzügen, welche die Tiere beſitzen, die Menſchen aber durch ihre Kultur verloren haben. Jetzt konnte nun der Kapitän es wagen, ſeinem Freunde einen Vorſchlag zu machen, bei wel-

chem dieſer freilich anfänglich ſtutzte. „Geben Sie Ihre Tochter dieſem ausgezeichneten Orang-Utan; er begegnete ihr auf der Treppe, als wir ins Haus traten. Er hat auf der Reiſe in großen Städten viele Frauen geſehen, die ihn bewunderten, ja entzückt über ihn waren und eine ſtille Herzensneigung kaum zu verbergen vermochten. Sie machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn, obgleich er zu ahnen ſchien, was eines dieſer bezaubernden Geſchöpfe ihm zukünftig werden könnte. Als er aber Ihre Tochter ſah, rief er entzückt und von dem tiefſten Gefühle durchbebt aus: Ach, welch ein herrliches Geſchöpf! Die Erſchütterung löſte eine Menge Haare von dem Pelze los, die auf der Treppe liegen blieben; die Stimme ward heller, die Augen glänzender, das ganze Geſicht verklärter. Ohne allen Zweifel iſt Ihre Tochter beſtimmt, die geiſtige Entwickelung zu vollenden, die wie eine Weisſagung aus ſo vielen herrlichen Märchen der Vergangenheit herausklingt und den Zauber der Liebe dem verſunkenen Geſchlechte darſtellen wird.“ Der Alte machte einige Einwürfe, aber der Kapitän wußte ſie zu widerlegen. „Sie ſelbſt“, rief er aus, „würden unſterblich; die erſtaunlichſte Epoche, welche die Geſchichte erlebte, würde ſich auf immer an Ihren Namen knüpfen. Eilen Sie, ich beſchwöre Sie, teuerſter Freund, den großen Moment Ihres Lebens zu benutzen. Ihre Tochter wird glücklich ſein, wenn ſie die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe ihres Lebens einſieht; es wird der Grund gelegt zu einer Generation, die alle Vorzüge der Tierheit mit den erhabenen und edlen Geſinnungen, die in unſern Tagen ſich in der gebildeten Menſchheit zeigen, vereinigt.“ Es iſt mir nicht vergönnt, den Witz wiederzugeben, der mit der Leichtigkeit des Augenblicks hervortrat und die ganze Darſtellung durchdrang. Unſere Luſtſpieldichter könnten ſich glücklich ſchätzen, wenn es ihnen gegeben wäre, in einem ganzen Luſtſpiele einen ſolchen Reichtum des Witzes zu entfalten, wie ſich

hier in einem jeden Auftritt entwickelte. Man kann ſich denken, wie das Stück endigt, die Tochter ſträubte ſich, gab endlich nach, und der Liebhaber verwandelte ſich in der Tat, nachdem die Ehe geſchloſſen war, aber auf eine Weiſe, die dem Vater nicht angenehm war. Er gab indeſſen nach, konnte aber die frühere Vorſtellung nicht ſobald los werden und nannte unwillkürlich ſeinen aufgedrungenen Schwiegerſohn noch immer Herr Orang-Utan. Ich hatte nie etwas Ähnliches geſehen. Alle Perſonen ſtanden lebhaft vor uns. Der Fluß des Geſprächs ward nie unterbrochen; mit der Schnelligkeit der Gedanken waren die Perſonen verwandelt und vervielfältigt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß Tieck damals, in ſeiner Jugend, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit war.

Dieſes Stück ward einigemal in engeren, freundſchaftlichen Kreiſen wiederholt, aber jetzt die Rollen verteilt. Wir durften uns wohl erlauben, was dem Publikum gegenüber ein Ärgernis gegeben hätte. Das ſeltſame Ehepaar ward getraut, und mir ward die Rolle des Predigers zugeteilt. Tieck lobte die Fertigkeit, mit welcher die Floskeln aufgeklärter Prediger mir zu Gebote ſtanden, und das leere Pathos, mit welchem ich ſie vortrug: doch machten dieſe Vorſtellungen niemals den tiefen Eindruck auf mich, der mich ergriff, als das Stück erfunden und von Tieck allein aufgeführt wurde.

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir ſahen uns alle Tage. Was mir dieſe Zeit geworden, iſt ſchwer zu ſagen; denn der geiſtige Einfluß eines ſo bedeutenden Mannes läßt ſich nicht als etwas Vereinzeltes oder Geſondertes darſtellen; er bildet nicht ein bloß Mitgeteiltes: er wirkt anregend auf die eigenſte Natur. Wir fühlen uns nicht gefeſſelt durch ihn wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entſpringt aus uns ſelbſt,

und je mächtiger der Einfluß iſt, deſto freier und ſelbſtändiger fühlen wir uns. Die Kunſt ſchloß ſich mir in dieſer Geſellſchaft reicher auf; ich lernte das Urſprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierierten, die Natur der Kunſt von der Einſeitigkeit der Schule unterſcheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germaniſchen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte verſetzt durch einen ihnen verwandten Geiſt. Ich erlebte dieſe blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre ſie eine reiche Gegenwart, und ſah einem jeden Tage mit Freuden entgegen.

Dichteriſcher Dilettantismus

Es war die Zeit, in welcher die neuen ſüdlichen Dichtungsweiſen durch die glücklichen Verſuche der beiden Schlegel und Tiecks in Deutſchland einheimiſch wurden. Durch Voß und Goethe hatte man ſchon gelernt, die griechiſchen Hexameter mit immer größerer Sicherheit und Korrektheit nachzubilden. Die Jamben waren, vorzüglich durch die Schillerſchen Dramen, den jungen Dichtern faſt natürlich geworden: jetzt verſuchte man ſich in Sonetten, Madrigalen und anderen ſchwierigen Formen. Es iſt in der Tat merkwürdig, mit welcher überraſchenden Leichtigkeit auch untergeordnete Naturen ſich auf einer ſolchen einmal eröffneten Bahn zu bewegen vermögen. Es war mir ſeltſam, wenn ich nun Gedichte hörte (denn die jungen Dichter verſäumten nicht, wenn ihnen auch noch ſo mühſam ein Sonett gelungen war, es mir vorzutragen), welche aus der Ferne lieblich klangen und etwas Bedeutendes erwarten ließen. So oft ich auch getäuſcht wurde, ſo klangen mir dieſe Gedichte doch beim Vorleſen inhaltsreich, obgleich ich mir von dem Gehalte durchaus keinen beſtimmten Begriff zu bilden vermochte. Erſt wenn ich ein ſolches Gedicht ſelbſt

durchlas und den mir bis dahin verſchleierten Inhalt kennen lernen wollte, entdeckte ich, daß es gewöhnlich völlig inhaltsleer war. Es iſt bekannt, wie im Anfange des Jahrhunderts dieſes Geklingel von allen Seiten ſich hören ließ. Die Gegner hatten nicht unrecht, wenn ſie auf die Bedeutungsloſigkeit und Leerheit ſolcher Poeſien aufmerkſam machten. Und dennoch darf man wohl behaupten, daß ſelbſt dieſe unreifen Verſuche nicht ohne günſtigen Einfluß auf die dichteriſche Sprache, ja ſelbſt auf die Bildung der Sprache überhaupt geweſen ſind. Wo etwas geiſtig Mächtiges ſich regt, da drängt ſich immer eine Maſſe heran und meint, auch teil daran nehmen zu können. So wird die feſtgeſtampfte, fruchtbare Erde locker, wenn die lebendigen Pflanzenkeime ſich zu entfalten anfangen, und eben dadurch fähig, einen Lebensprozeß zu fördern, der ſich in ihr keineswegs zu entwickeln vermag.

Künſtleriſche und religiöſe Schwärmerei

Was von der Poeſie geſagt iſt, galt nun auch von der Kunſt, ja von der Religion. Auch die Wiederbelebung des künſtleriſchen, wie des religiöſen Gefühles fing um dieſe Zeit an, bei der Maſſe der bewegten Jugend eine verzerrte Richtung zu nehmen. (Man erlaube mir, die Menge abgeleiteter, nicht urſprünglicher Naturen, die meiſt nur durch die Zahl Gewicht haben, Maſſe zu nennen.) Ich nenne Kunſt und Religion hier nebeneinander, weil ſie vereinigt dieſelbe karikierte Ausſchweifung teilten und gegenſeitig ausbildeten. Auch hier hatte Tieck vorzüglich früher in Verbindung mit ſeinem Freunde Wackenroder die erſte Veranlaſſung gegeben. Wenn Goethe ſich gegen die „Herzens-Ergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders" und gegen „Sternbalds Wanderungen" erklärt hat, ſo nahm er mehr Rückſicht auf die Folgen, die ſich bei der Maſſe äußerten, als auf die urſprüngliche Ten-

denz dieſer Schriften. Er hätte ſich von den Urteilen, die er äußerte, umſomehr abhalten laſſen ſollen, wenn er an die Folgen, die „Werthers Leiden" bei einer ähnlichen Maſſe veranlaßten, gedacht hätte. Wo Tieck das bewegte Leben auffaßte, da drängte ſich die Gewalt der Leidenſchaften hervor, und das einfachſte Märchen, wie das Drama trugen ein tragiſches Gepräge. Tieck hatte ſich durch Friedrich Schlegel zu jener auseinander fließenden Art der Dramen verleiten laſſen, die, indem ſie eine Welt darſtellen wollen, eine kaum zu überſehende Mannigfaltigkeit des Versmaßes, wie der dargeſtellten Leidenſchaften und Ereigniſſe, herbeiführten. Genoveva und Oktavian, beide reich an echter Poeſie, wurden eben dadurch formlos, und man muß es bedauern, daß Darſtellungen, die zu den ausgezeichnetſten der deutſchen Poeſie aller Zeiten gehören, ſich in Dramen verirrt haben, die wegen ihrer Form keineswegs als Muſter betrachtet werden konnten. Dieſes Unbeſtimmte des Ganzen hat viele in ſich vollendete Darſtellungen verſchlungen; aber ſelbſt was man tadeln konnte, war ein Erzeugnis des geiſtigen Reichtums; es war der hervorbrechende lebendige Trieb, der ſich nach allen Richtungen erging und ſich in ſeinen erſten überſchwellenden Bildungen noch nicht zuſammen zu faſſen vermochte. Doch trug eben dieſe Überſchwänglichkeit dazu bei, untergeordnete Gemüter, indem ſie heftig bewegt wurden, zu gefährlichen Verirrungen zu verleiten. Weniger tadelnswert erſchienen jene oben genannten Schriften, die ſich mit der Kunſt beſchäftigen, und hier erſchien nun bei Tieck auf eine entſchiedene Weiſe ein merkwürdiger Gegenſatz gegen die düſter tragiſche Anſicht. Wo das Leben eine ruhige Geſtalt gewonnen hatte, ſchwiegen die Leidenſchaften, die ſich gegeneinander erhoben und vernichteten, und die unendlichen Wünſche und Hoffnungen, die nicht erfüllt werden konnten, ſich dort nicht zu geſtalten vermochten, umgaben das beſtimmt Gebildete als eine

milde Sehnſucht. In der ſtillen Treue, in der Demut der Geſinnung, in der einfachen Äußerung einer tiefen Andacht, die allen Prunk vermied, wie ſie ſich in der älteren deutſchen und niederländiſchen Kunſt darſtellte, erkannte man jene ſtille, ſanfte und ruhige Richtung des Daſeins, durch welche die Geſchichte ſelbſt die Sinnlichkeit nicht verdrängte, aber reinigte und verklärte. Man darf nicht vergeſſen, daß die Kunſt ſich ganz in Äußerlichkeiten, in der Manier der Schulen verloren hatte, daß ſie ſich nur wieder zu erzeugen vermochte, indem ſie ſich in ihren eigentlichen Urſprung zurückzog, um aus ihrer Urquelle hervorgehend, ſich wieder zu geſtalten. In dieſer Rückſicht, indem die Notwendigkeit erkannt wurde, daß der künſtleriſche Sinn ſich zur Geſinnung ſteigere, muß man behaupten, daß jene Schriften von großer Bedeutung geweſen ſind. Sie haben die Kunſt, als dieſe ihrem Untergange nahe war, gerettet, und enthalten ein Element, welches durchaus nicht mehr entbehrt werden kann. Sollte es der abſoluten Kritik gelingen, es ganz zu vernichten, dann würde ohne allen Zweifel die Kunſt wiederum ihrem Untergange entgegengehen.

Mir war dieſe Zeit eine ergötzliche. Gegen die einſeitige Verirrung war ich teils durch meine Natur, die durchaus eine proteſtantiſche iſt, teils durch meine Studien, vor allem dadurch geſchützt, daß ich mit dem Manne lebte, der ſie wider ſeinen Willen veranlaßt hatte und deswegen nicht teilte. In einer Rückſicht täuſchte ich mich allerdings. Ich glaubte damals durchaus nicht, daß hinter dieſem lockeren Spiele irgendeine ernſte Geſinnung läge. Die vielen begeiſterten Künſtler, die mich umgaben, würden, dachte ich, wohl verſtändig werden. Hatte ich doch ſo viele überſchwengliche junge Dichter gekannt, die ſpäter kaltblütige, nüchterne Männer geworden waren, ja geſchickte, tüchtige Beamte. Der größte Teil, meinte ich, wird wohl die Kunſt, die ihnen zu

viel verſprochen hatte, um irgend etwas leiſten zu können, verlaſſen, und der angeflogene Katholizismus wird dann auch vergehen. So erſchien mir, was ſo viele junge Männer betäubte, als ein luſtiges Spiel, durch welches das bunte reiche Gewühl inhaltsvoller, ja bedeutender ward. Dieſe Diſſonanzen verwandelten ſich in Akkorde der erhabenen Muſik, die um mich herumtönte. Es war nicht allein die Gegenwart, die in dieſer Richtung mir ſo hoffnungsvoll erſchien, es war eine verkannte Vergangenheit, die ſich für mich bedeutungsvoller aufſchloß. Die herrlichen Kirchen, und die begabte Zeit, die ſie zu bauen vermochte, ſtanden vor mir. Die Prieſter in ihrem Ornate, die Andächtigen in ihren Aufzügen, das erhobene, angebetete Kreuz, als die Signatur der Zeit, umgaben mich. Ritterliche Liebe und mächtige Kämpfe verklärten das Leben. In den Gebirgsſchluchten, in den dichten Wäldern, über die ſonnebeſchienenen Felder ertönten die Geſänge. Auf den hohen Burgen herrſchte die rohe, aber geſunde Kraft; in den freien Städten bildete ſich, durch heitere Betriebſamkeit in Bewegung geſetzt, eine tüchtige Bürgerſchaft. Fürſten und Große ſtritten in bedeutungsvollen Kriegen; Kaiſer und Papſt ragten in der Architektonik einer friſchen reichen Zeit, als die Türme eines erhabenen Münſters, hervor, deſſen Pfeiler durch Bürger und Adel, durch Fürſten und hohe Geiſtlichkeit gebildet waren.

Gefühl allgemeiner Verjüngung

„Und wenn nun alte Zeiten jung werden", „wenn es fern im Oſten hell ward", wenn in der glühenden Morgenröte die edelſten Geiſter der vergangenen Zeiten ſich erhoben und ein Geſpräch führten, inhaltsvoll und tief; wenn ich die Geſpräche belauſchte, wenn aus der harten, wie zertrümmerten Sprache, die ich um mich hörte, die tiefere erſcholl, die nicht laut werden konnte, aber ihre Stätte fand in der edlen Poeſie aller Völker und klar und

heiter aus den ſchönſten Zeiten in Deutſchland, Italien, Spanien und England herausklang; wenn hinter den heftigſten Kämpfen der Friede, hinter dem bitterſten Haß die Liebe ſich barg, — dann blieb die Natur nicht wie ein Bodenſatz, dem bloßen ſtarren Geſetze preisgegeben, ein Totes, ohne lebendige Entwickelung. Es regte ſich in ihren dunkelſten Tiefen; das Erſtarrte ward innerlich bewegt, das ſcheinbar Tote belebt, und alles deutete auf ein Höheres, aber auch auf das ſtille eigene Leben. Ich finde keinen Ausdruck für die Luſt, die mich durchdrang; die Ironie, die ſich unbefangen äußerte und ſelbſt das Höchſte nicht anzugreifen ſcheute, verbarg innerlich keine Bitterkeit; ſie war das Spiel eines heiteren Kindes, welches ſich in ſeinem Beſitze geſichert und ſelig fühlt. Ein jeder Tag, ich darf es behaupten, gab mir neue wunderbare Luſt; das unbedeutendſte Geſpräch nahm unwillkürlich eine ernſtere, bedeutendere Wendung; alles drängte ſich wie beflügelt dem Höchſten zu. Es war der Odem des lebendigen Gottes, der mich durchbebte.

Oft wenn ich noch jetzt in meinen alten Tagen in ein Haus trete, wenn ich ſehe, wie die gebildete Welt geneigt iſt, ein bedeutenderes Leben um ſich zu verſammeln, die Wände mit Bildern aus der vergangenen Zeit geſchmückt ſehe; wenn ich die Sprache ſelbſt ſich um die tiefſten Geheimniſſe des Lebens leichter, klangvoller bewegen höre; wenn ich die erhabenſte Muſik einer beſſeren Zeit vernehme, und dann dieſes alles mit der Dürftigkeit vergleiche, die früher herrſchte: ſo erkenne ich die lebendige Quelle dieſes Lebens, ſelbſt halb verſiegt, wie ſie in der Gegenwart eine ermattete Zeit durchdringt, friſch und mächtig, wie ſie hervorquoll im Anfange des Jahrhunderts. Ja ich darf mir ſagen: was das jetzt lebende Geſchlecht kaum zu faſſen vermag, was es überſättigt abweiſen möchte, der verborgene Reichtum des poſitiven Geiſtes, der wohl unterdrückt, aber nie vernichtet werden kann,

wie er gewaltig ſich damals ausſprach, hatte mich Glücklichen ergriffen. Eine ſolche Erinnerung verlöſcht, eine ſolche Zeit vergeht nie.

Das „kritiſche" Zeitalter

Unſer Jahrhundert hat ſich ſchon in ſeiner erſten Hälfte das kritiſche genannt. Das vorige Jahrhundert, als es zu Ende war (und zwar recht eigentlich, ſowohl innerlich als äußerlich), ließ ſich's gefallen, nach dem genannt zu werden, was es am wenigſten beſaß. Es wird das philoſophiſche genannt. Der beſondere Geiſt der Zeit verſchwindet, wenn er genannt iſt, wie die Geiſter in der Zauberwelt der Märchen. Iſt der kritiſche Geiſt unſerer Zeit im Verſchwinden, da er in jeder Stunde ſich ſeinen Namen zuruft? Er wollte wiſſen, was er beſaß, er unterſuchte den überſchwänglichen Reichtum, der ihm gegeben war, und entdeckte, daß ſein Beſitz ein Nichts war; er mußte von vorn anfangen. Ich Armer fühle mich fremd in dieſer Welt, und zwar durch den Reichtum meiner Jugend; ich beſitze noch alles, und das will keiner verſtehen. Wunderlich iſt mir zumute, wenn mir als neue Belehrung, die ich zu erwägen habe, kritiſche Gedanken entgegenkommen, die damals faſt trivial waren. Sie führen das jetzige Geſchlecht zu dem Nichts. Mir löſte ſich ſchon damals der nebelhafte Zweifel in den ewigen Glanz des Lichtes und der Liebe auf.

Steffens als Dichter

Ich habe oft die Frage hören müſſen, wie es möglich wäre, daß ich nicht als Dichter hervortrat. Man meinte, ich wäre einer; ich ſelbſt bin geneigt, es zu glauben; aber das Gedicht, welches mir vorſchwebte, würde ein Epos des Alls ſein, und die Geſchichte erſtirbt an der Ausarbeitung dieſes Gedichtes; wie ſollte

ein beſchränkter Menſch es darſtellen können? Der geborne Dichter hat ſeine Freude an der Darſtellung; er iſt gleichgültiger in der Wahl des Gegenſtandes. Mir war der Gegenſtand jederzeit zu mächtig. Doch wenn die Seligkeit des Dichters darin beſteht, daß der ganze Gegenſtand bei einer jeden, auch ſcheinbar engen, Darſtellung ihn durchdringt, ſo habe ich ſie gefühlt wie wenige. Es war indeſſen natürlich, daß auch ich verleitet wurde, mich mit poetiſchen Verſuchen abzugeben, und dieſe Verſuche mögen zum Beweiſe dienen, wie wenig ich doch im ſtrengen Sinne Dichter genannt werden kann. Jedesmal, wenn ich zu dichten verſuchte, drängte ſich mir ein Thema ſo tiefer und unendlicher Art auf, daß die Darſtellung unmöglich war. Und was ſich in eine Form etwa fügte, ſchien mir gering und bedeutungslos.

Jene rätſelhafte Begebenheit, die ich aus meinem Vaterlande mitgebracht hatte, die Goethe erſchütterte, als er ſie vernahm, die Schelling in Terzinen behandelte, ſchien mir mein Eigentum zu ſein, und ich bemühte mich eine lange Zeit hindurch, es als ein Drama zu behandeln. Bekanntlich wird nach dieſer Erzählung ein Prediger, in einer öden, kahlen Gegend wohnend, genötigt, in der Nacht in einer Kirche, die allein von einem untergegangenen Dorfe übrig geblieben, aus dem zerſtörenden Flugſande herausragte, ein Brautpaar zu trauen. Ein fremdes Volk, eine unbekannte Sprache redend, iſt an der öden Küſte gelandet; es erfüllt die Kirche; wider ſeinen Willen muß der Prediger die Trauung verrichten. Er wird zur Kirche hinausgeſtoßen; das fremde Volk ſchifft ſich ein, aber man findet die Braut in der Kirche ermordet. Das unauflösliche Rätſel dieſer Erzählung ſollte angedeutet, nicht gelöſt werden. Aber einen Himmel klarer und religiöſer Geſinnung wollte ich durch den Prediger, einen Abgrund titanenhafter, hölliſcher Verirrung durch den Bräutigam darſtellen. Der Plan ward mir nie überſichtlich klar. Die Fragmente des

Dramas ſind meiſt aus meinen Papieren verſchwunden; dennoch hat dieſer Verſuch mich ſo lange und anhaltend beſchäftigt, daß er einen weſentlichen Teil meines damaligen Lebens ausmachte.

Neujahr 1801 in Weimar mit Goethe, Schiller und Schelling

Den wirklichen Anfang des Jahrhunderts verlebte ich, wie ſchon geſagt, mit meinen Jenaer Freunden, und zwar in Weimar auf einer Maskerade, durch den Hof veranſtaltet. Man erlaube mir, dieſe Nacht hier nachträglich noch hervorzuheben. Ein wohlgeordneter, von Goethe entworfener Aufzug machte den Anfang. Später fing der Maskenball an und die verkleideten Tänzer bewegten ſich ungezwungen durcheinander. Ein Maskenball, wenigſtens wie er hier im Norden ſtattfindet, hat mich niemals ſonderlich angezogen. Der Maskierte iſt zu reflektiert, er vermag es nicht, ſich einem gegenwärtigen Zuſtande bewußtlos hinzugeben, und eben weil er ſich beſtrebt, was er erſcheinen ſoll, möglichſt getreu darzuſtellen, bewegt er ſich ungelenk und ungeſchickt, und man ſieht ihm die Befangenheit an; und dieſes iſt noch der beſſere Fall. Die meiſten willkürlich Maskierten haben irgend ein Koſtüm aus dem Trödel aufgerafft und ſich hineingeſteckt, ohne nur zu wiſſen, was es bedeutet. Nun werden ſie ſichtbar gequält durch das Bewußtſein, daß ſie aus dem gewöhnlichen Zuſtande herausgerückt ſind, und man ſieht ihnen das Peinliche ihrer Lage an. Daher iſt die eigentliche wahre Maskerade, wo das Volk ſelbſt aus allen gewöhnlichen Verhältniſſen heraustritt und ſich in einer phantaſtiſchen Welt heimiſch fühlt, in den nördlichen Ländern undenkbar. Sie iſt hier notwendig eine einſtudierte, ſie beſteht aus Aufzügen, die freilich, je ſorgfältiger ſie eingeübt ſind, einen deſto größern und eigentümlichen Wert erhalten. Und wenn die Aufzüge beendigt ſind und die Teilnehmer

derſelben in ihrem Koſtüm tanzen, wurde ich an die Abendmahlzeit in Borups Geſellſchaft erinnert, wenn wir in unſeren Rollen-Anzügen nach beendigtem Schauſpiel uns zu Tiſche ſetzten. Die fremdartige Kleidung hatte dann völlig ihre Bedeutung verloren.

An jenem Abend nun trieb ich mich eine Zeitlang mit den Freunden in dem Saal herum, und die herrſchende Verwirrung würde unleugbar die größte Langeweile erzeugt haben, wenn nicht eine Maske unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte. Es war ein altes Weib, welches ſich mit unermüdlicher Redſeligkeit an einen jeden drängte. Sie ſchien mit allen bekannt, berührte mit geiſtreicher Leichtigkeit ſelbſt innere Familienverhältniſſe und ſprach faſt mit gleicher Fertigkeit alle Sprachen, deutſch, franzöſiſch, engliſch, italieniſch. Schelling ſprach die Maske lateiniſch an, ſie antwortete in dieſer Sprache, obgleich die deutſche Ausſprache des Lateiniſchen ihr Mühe zu koſten ſchien. Ich wollte ſie in Verlegenheit ſetzen und ſprach ſie auf Däniſch an. Nicht ich allein, ſondern auch die Umſtehenden erſtaunten nicht wenig, als ſie mir auch in dieſer Sprache antwortete; zwar ungeſchickt, doch völlig verſtändlich. Auch mit meinen Verhältniſſen ſchien ſie bekannt und es fehlte nicht an treffenden und geiſtreichen Anſpielungen. Als die allgemeine Aufmerkſamkeit den höchſten Grad erreicht hatte und man ſich an die Maske hinandrängte, um auf jede Weiſe zu entdecken, wer ſie ſei, war ſie verſchwunden. Jetzt blieben nur Hypotheſen übrig, und man erſchöpfte ſich in Vermutungen. Die wahrſcheinlichſte blieb immer, daß es ein junger Engländer war, aus dem Inſtitut des bekannten Emigranten Mounier. Ein ſolcher konnte ſich wohl früher in Kopenhagen aufgehalten haben.

Nach Mitternacht zogen Goethe, Schiller und Schelling ſich in ein Nebenkabinett zurück. Ich durfte von der Geſellſchaft ſein. Einige Bouteillen Champagner ſtanden auf dem Tiſch, und

die Unterhaltung ward immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordiſchen Virtuoſität nüchterner blieb als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei ſo bedeutenden Perſönlichkeiten vorging. Goethe war unbefangen luſtig, ja übermütig, während Schiller immer ernſthafter ward und ſich in breiten doktrinären, äſthetiſchen Explikationen erging; ſie hatten die größte Ähnlichkeit mit ſeiner bekannten Kritik über Klopſtock, und er ließ ſich nicht ſtören, wenn Goethe ihn durch irgend einen geiſtreichen Einwurf in ſeinem Vortrage zu verwirren ſuchte. Schelling behielt fortdauernd ſeine ruhige Haltung, ich konnte ihm kaum eine Veränderung anmerken. Der Arzt Hufeland war eben im Begriff, einem Rufe nach Berlin zu folgen. Er trat etwas ſpäter herein, und ſo beliebt der treffliche Mann war, ſprach ſich doch die Abneigung gegen Preußen ziemlich unbefangen aus, und er ließ ſich's gutmütig gefallen, Gegenſtand unſerer Scherze zu ſein.

Naturphiloſophie und Naturforſchung

Ich hatte meine Beiträge an Goethe dediziert. Ich mußte wegen dieſer Dedikation von Friedrich Schlegel vieles ausſtehen. Der delphiſche Tempel der höheren Poeſie, dem ich die Schrift geweiht hatte, gab ihm zu mancherlei geiſtreichen Einfällen Veranlaſſung. Da in der Schrift viel von der Kohärenz der Metalle die Rede war, ſo behauptete er, daß ich mich als Geheimer Kohärenzrat hätte unterſchreiben müſſen. Goethe nahm an dieſer Schrift einen lebhaften Anteil. Mir ſchrieb er einen ſehr ausführlichen Brief, und was mich in dieſem beſonders intereſſierte, war, daß er mir erzählte, wie er mit einem franzöſiſchen Naturforſcher das Experiment angeſtellt habe, ob derſelbe fähig wäre, den Gang der Betrachtung zu verfolgen und durch die Anſchauung die von mir dargeſtellten Metallreihen in ihrem lebendigen Zuſammenhange aufzufaſſen. Er überzeugte ſich bald, daß der Ver-

ſuch ein durchaus vergeblicher wäre. Die Anſchauung, behauptete er, fehle den Franzoſen völlig, und er weisſagte hierdurch das Schickſal, welches die Naturphiloſophie überhaupt und meine Unterſuchungen insbeſondere in Frankreich finden würden; und nicht hier allein, ſondern auch von hier aus bei allen empiriſchen Naturforſchern in Deutſchland. Ich habe gelernt, mich durch ein langes Leben darein zu finden, und wenn auch hier und da eine Anſicht Beifall gefunden hat, ſo iſt doch der Geiſt, der dem Ganzen zum Grunde liegt, den Naturforſchern ſo fremd geblieben wie damals. Meine große Achtung für die Naturwiſſenſchaft, meine lebhafte Teilnahme an ihren Entdeckungen, meine Freude an ihren Fortſchritten hat dadurch nicht abgenommen. Ich habe eingeſehen, daß die Naturphiloſophie eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft iſt. Schon durch ihre Prinzipien von der empiriſchen Forſchung durchaus geſchieden, obgleich aus ihr hervorgehend und an die Totalität ihrer jedesmaligen Bildung wie an ihr Organ gebunden. Oft genug hatte ich Gelegenheit, ausgezeichneten Naturforſchern, wenn ſie redlich bekannten, daß ſie nicht begriffen, was ich wollte, zu erwidern: wie ich doch einen doppelten Vorteil habe; der Genuß ihrer Entdeckungen wäre mir nicht verſagt, die Fortſchritte der empiriſchen Wiſſenſchaften wären mir wie ihnen wichtig, aber auf einen anderen Standpunkt geſtellt, wäre es mir vergönnt, einen Genuß zu erlangen, der ihnen, ihrem eigenen Geſtändniſſe nach, fremd blieb. Die philoſophiſche Kritik ihrer Bemühungen, die Geringſchätzung ihrer Unterſuchungen teilte ich nicht. Die Hypotheſen, wenn ſie nicht mehr zu ſein verlangten, hatten ſich durch ihre Folgen bewährt, und in keiner Wiſſenſchaft waren die Vorausſetzungen, von welchen man ausging, heilſamer geweſen, als in dieſer; ſelbſt dann, wenn ſie als falſch anerkannt und verworfen werden mußten, nachdem ſie das, oft Großartigſte, geleiſtet hatten, wozu ſie dienen ſollten.

Die Stellung der, wenn auch nicht innerlich, ſo doch äußerlich Verbündeten, die einen neuen und tieferen Geiſt in allen Richtungen der Wiſſenſchaften zu erwecken bemüht waren, gegen die damalige allgemeine Literaturzeitung iſt ſchon beſprochen. Als ſie ſich von dieſem kritiſchen Blatte nicht allein völlig getrennt hatten, ſondern ihm auch entſchieden feindlich gegenüber ſtanden, mußten ſie natürlich darauf bedacht ſein, ein eigenes kritiſches Inſtitut zu bilden. Ein ſolches trat dann auch zuerſt in Erlangen hervor, vom Profeſſor Mehmel redigiert, aber es konnte ſich nicht erhalten. Der Ort war zu ungünſtig, die Mittel für eine große allſeitige Anlage fehlten, und es ging ſchnell wieder ein. Es iſt merkwürdig, wie man faſt immer, wenn ein ſolches Blatt ſich nicht zu halten vermag, auf das geringe Intereſſe des Publikums ſchließt. Dieſer Schluß iſt gewöhnlich ein völlig falſcher. Diejenigen, die ſich in der Tat lebhaft für ein kritiſches Inſtitut intereſſieren, bilden eine ſolche Minorität, daß ſie es niemals aufrecht zu erhalten vermögen. Es kömmt darauf an, ſolche Mitarbeiter des Inſtitutes zu gewinnen, die ein großes bürgerliches Anſehen genießen, und zwar in den verſchiedenſten Provinzen und in großer Anzahl. Sind dieſe gewonnen, ſo bilden ſie an den vielen zerſtreuten Lokalitäten ebenſoviele feſte Punkte, die ganz iſoliert wirken, aber dem Inſtitute eine gewiſſe Stabilität mitteilen. Iſt ein Inſtitut auf dieſe Weiſe mehrere Jahre hindurch tätig geweſen, hat es über die Geldmittel zu gebieten, die notwendig ſind, um die erſte ſchwankende Zeit zu überleben: dann mag ein tieferer Geiſt ſiegreich die Zeit in Bewegung ſetzen, er wird ſich dennoch vergebens gegen das beſtehende Inſtitut erklären; dieſes lebt fort und erhält ſich, ſelbſt wenn es alles Intereſſe einer bedeutenden heranſtrebenden Zeit verloren hat. Kurz,

ſelbſt das Höchſte muß ſich mit dem Geringſten und Gemeinſten verbrüdern (Freundſchaft ſchließen mit dem ungerechten Mammon), wenn es einen materiellen Beſtand erlangen will. Man mochte dieſes einſehen. Goethe begünſtigte die Anlage einer Literaturzeitung in Jena im großen Stil, der älteren gegenüber. Wie die alte allgemeine Literaturzeitung einen eigentümlichen Charakter und ein eigenes allgemeines Intereſſe dadurch hervorrief, daß Kants Kritik als das Fundament der in ihr herrſchenden philoſophiſchen Anſichten betrachtet wurde: ſo ſollte dieſes neue kritiſche Blatt auf die Schellingſche Anſicht baſiert ſein. Man glaubte, daß dieſe in allen Richtungen der Wiſſenſchaften ſchon ſo mächtig geworden wäre, daß für den Anfang ein hinlängliches Publikum die Unternehmung unterſtützen würde, umſomehr, da Goethes Name, wenn er auch nicht tätig als Mitarbeiter hervortrat, die Zelebrität Tiecks, Schlegels und Schleiermachers, die täglich wuchs, ſich an die neuere Philoſophie natürlich anſchloß. Es war viel von dieſer Unternehmung die Rede während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Deutſchland, jetzt erhielt ich nun durch einen Brief von Goethe eine genauere Nachricht von dieſem Inſtitute und ward, was mich nicht wenig überraſchte, aufgefordert, eine ausführliche Kritik der Schellingſchen Philoſophie für die erſten Blätter zu liefern. Ich geſtehe, eine ſolche Auszeichnung, und zwar durch Goethe, überraſchte mich. Dieſe Einladung war ohne Zweifel durch Schelling veranlaßt. Die naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die zur feſteren Begründung der Naturphiloſophie notwendig waren, ſchien mein gütiger Freund vorzüglich bei mir vorauszuſetzen.

Ich war jetzt von Deutſchland entfernt, lebte mit Freunden, von welchen ich ſeit ſechs Jahren einer faſt gewaltſamen geiſtigen Entwickelung getrennt war. Die großen Bewegungen in Deutſchland traten mir, wie in früheren Zeiten, als ein mächtiges Ganzes

entgegen. Es war mir manchmal ſeltſam, daß ich mir ſagen mußte: ich wäre in dieſer mir imponierenden Welt ſelbſt heimiſch geworden, ja habe zu ihrer Ausbildung tätig mitgewirkt. Ich nahm mir vor, etwas durchaus Gründliches und Bedeutendes zu liefern. Aber hier trat nun die eigenſinnige und halsſtarrige Eigentümlichkeit meiner Natur mir hemmend entgegen. In den letzten Monaten in Deutſchland, auf meiner Reiſe nach Kopenhagen, in dieſer Stadt, während des ganzen Sommers, beſchäftigten mich meine Vorträge, die im Spätherbſt anfangen ſollten, ganz und gar. Das war meine eigene Aufgabe. Es war mir unmöglich, eine andere, eine fremde zu löſen. Die Philoſophie, die mein geworden war, für teilnehmende Zuhörer wieder zu erzeugen, war eine ſo durchaus von einer kritiſchen Behandlung derſelben verſchiedene Arbeit, daß beide nebeneinander nicht beſtehen konnten. Dieſe Wiedererzeugung durch Mitteilung war eine neue Epoche in meiner Entwickelung. Sie mußte eine gewiſſe Reife, Sicherheit, Feſtigkeit in ſich ſelber erlangt haben, ehe ich an etwas ſo Bedenkliches, wie eine kritiſche Behandlung des reichen Gegenſtandes, denken konnte. Als ich die erſte Kritik der Schellingſchen Schriften ſchrieb, hatte der Gegenſtand noch nicht für mich den Reichtum und die innere Fülle erlangt, die mich jetzt ergriffen hatten, ja mich zu überwältigen drohten; und ſo geſchah es denn, daß ich einen Auftrag, der mir ſo ehrenvoll war, nicht erfüllte. Erſt ein paar Jahre ſpäter erſchien in der Jenaer Literaturzeitung eine Rezenſion, die ſo unangemeſſen weitläufig angelegt war, daß ſie abgebrochen werden mußte, ohne daß der Hauptgegenſtand auch nur berührt war. Wie ſehr aber dieſer Brief dazu diente, meinen Ruf unter meinen Landsleuten zu vergrößern, läßt ſich denken.

Kopenhagen 1802

Ich ſollte jetzt, es war wohl kaum einige Wochen nach meiner Ankunft, die Bekanntſchaft eines jungen Mannes machen, die für mich und meine Stellung in meinem Vaterlande ſehr entſcheidend ward. Es war der als Dichter auch in Deutſchland wohlbekannte und geſchätzte Adam Oehlenſchläger. Er war damals noch nicht dreiundzwanzig Jahr alt, ich ſchon über neunundzwanzig. Ich hatte ſchon manches erlebt, er noch kaum Kopenhagen verlaſſen. Über unſere erſte Bekanntſchaft und Zuſammenleben hat er ſich ſelbſt geäußert, und ich wünſche, daß die Leſer ſich mit dieſen Äußerungen bekannt machen. Man findet in dieſen die ſchöne kindliche Naivität, die anziehende Einfachheit, die dieſer in mancher Rückſicht ſehr merkwürdige Mann bis in ſein hohes Alter zu bewahren wußte. Er machte, ſo wie er mir damals an einem öffentlichen Ort durch O. H. Münſter vorgeſtellt wurde, einen großen Eindruck auf mich. Seine höchſt angenehmen Geſichtszüge, die Glut aus ſeinen kleinen ſchwarzen Augen, die ungeduldige Beweglichkeit in allen ſeinen Mienen, die wunderbare Miſchung von weicher Sehnſucht und trotziger Kühnheit in allen ſeinen Äußerungen ließen mich bald erkennen, daß einer der bedeutendſten Jünglinge meines Vaterlandes vor mir ſtand. Ich hatte von ihm nichts vernommen; was er bis dahin geſchrieben hatte, war mir unbekannt, und was er mir vortrug — Gedichte, mit Leichtigkeit hingeworfen, wie ſie in Rahbecks Zuſchauer erſchienen waren —, ſchien mir keineswegs bedeutend. Seine reichen kühnen dichteriſchen Produktionen waren noch durch die Schranken der damaligen, in Dänemark herrſchenden dichteriſchen Richtung gehemmt.

Noch nie hatte ich einen jungen Mann kennen gelernt, an den ich mich ſo entſchieden, ſo ganz anſchloß, wie an Oehlenſchläger;

keinen, der ſich mir ſo völlig, ſo durchaus, ja leidenſchaftlich und zugleich aktiv hingab, wie er; E. H's. Hingabe war durchaus paſſiv. Der erſte poſitive Verſuch, in meinem Vaterlande tätig zu ſein, ſollte jetzt, ich fühlte es wohl, anfangen, und dieſer durfte weder im eigentlichſten Sinne philoſophiſch, noch naturwiſſenſchaftlich ſein. Aber faſt gewaltſam und ohne daß ich zu widerſtehen vermochte, wurden meine Vorträge — ich konnte ſie wohl Privatiſſima nennen — dichteriſch. War ich auch ſelbſt kein Dichter, ſo fühlte ich doch, daß ich es vermochte, einen dichteriſchen Geiſt über ſich ſelber aufzuklären und in lebendige Bewegung zu ſetzen. Man hat dennoch meinen Einfluß auf ihn überſchätzt. Ich gab ihn ſich ſelber, er erkannte den eigenen inneren Reichtum, und ich erſchrak faſt, als die jugendliche friſche Quelle mir gewaltſam entgegenſtrömte. Er kannte wohl die deutſchen Dichter, er verehrte wohl Goethe: aber es ging ihm wie mir in früheren Zeiten, er wagte es nicht, dem, was ihn innerlich erfüllte, Worte zu geben. Jetzt zerbrachen plötzlich die Feſſeln, und er war Dichter. Er fühlte ſich befreit, jubelte und belohnte denjenigen, den er ſeinen Befreier nannte, mit einer grenzenloſen rührenden Hingebung. Keine Zweifel quälten ihn. Die ungehemmte ſchöpferiſche Tätigkeit fand unmittelbar die geeignete Geſtaltung. Er hat ſelbſt berichtet, wie er mir eine Erzählung vorlas aus der altnordiſchen Geſchichte, in welche eine nach meiner Anſicht zu tadelnde moderne Sentimentalität eingedrungen war. Mehrere Bogen waren ſchon gedruckt. Ich ſchonte ihn nicht, und obgleich er in beſchränkten Verhältniſſen lebte, vernichtete er das ſchon Gedruckte, erſetzte ſeinem Verleger den Verluſt und dachte nie mehr an eine Arbeit, die ihm doch Zeit und Anſtrengung gekoſtet hatte. Was mich in Erſtaunen ſetzte, da ich es unter allen Menſchen am unmittelbarſten erlebte, war die Leichtigkeit, mit welcher er ſeine Mutterſprache beherrſchte. Eine nie vorher gekannte Anmut und

dichteriſche Fülle entwickelte ſich plötzlich, eine neue Epoche der Sprache, die über ganz Skandinavien — denn auch in Schweden drang ſie ſpäter ein und übte ihren Einfluß auf die ausgezeichnetſten ſchwediſchen Dichter, Tegnér und Atterboom — ſich mächtig verbreitete, trat ahnungsvoll und reich unter meinen Augen hervor. Man kennt Oehlenſchläger nicht als Dichter, man kann ſein jugendliches Verdienſt nie gehörig ſchätzen, wenn man nicht die faſt unglaubliche Gewalt erwägt, die er über die Sprache ausübte. Ebenſo wunderbar und ſeltſam war die poetiſche Leichtigkeit, mit welcher er das innere Verſtändnis der deutſchen Sprache ſich zu eigen zu machen wußte, obgleich er mit der Grammatik derſelben faſt völlig unbekannt war. Er vermochte noch gar kein deutſches Geſpräch fortzuſetzen, als er mir ſchon deutſche Gedichte brachte, die freilich dem Deutſchen ſeltſam klingen mußten, aber aus welchen dennoch wie durch einen Zauber ein inneres tiefes Verſtändnis der fremden Sprache hervorblickte, eine bildende Kraft, die ſchnell aſſimiliert, was gewöhnlich mühſam, durch äußeres Erlernen erworben werden muß. Ich kannte dieſen Weg wohl, denn auch ich habe die deutſche Sprache mehr erlebt als erlernt: aber hier trat dieſes innere Verſtändnis — die Gabe der Zunge, wie die Apoſtel ſie nennen — plötzlich, wie durch einen Zauber hervor. Mein Bündnis mit Oehlenſchläger ward bald ein Gegenſtand des Geſpräches in Kopenhagen; und durch ihn ward ich nun auch in einen Kreis verſetzt, der mich immer mehr anzog, und der durch die Männer, aus welchen er beſtand, einen neuen belebenden Mittelpunkt für meine ganze zukünftige Tätigkeit bilden ſollte.

Baggeſen

Kopenhagen 1802

In dieſem Hauſe fand ich nun aber auch einen, ſchon ſeit vielen Jahren in ſeinem Vaterlande geſchätzten, auch in Deutſchland berühmten Dichter, Baggeſen. Flüchtig hatte ich ſchon früher in Kiel ſeine Bekanntſchaft gemacht. Ich ſchätzte zwar ſein Talent, beſonders wie es ſich früher in leichten launigen Erzählungen geäußert hatte, ich bewunderte das Geſchick, mit welchem er die deutſche Sprache metriſch zu beherrſchen wußte: aber er gehörte einer Dichterſchule zu, die ich bekämpfte, und er blieb mir fremd. Doch hatte er eine gewiſſe Leichtigkeit, ſich neuen Anſichten anzuſchließen, und ich erinnere mich nicht, daß er in dem Kreiſe, in welchem er, faſt beſtändig mit ſeiner Lage unzufrieden und von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen, lebte, mir ſtörend entgegen getreten wäre.

Ruf nach Halle

Kopenhagen 1804

Ich erhielt im Märzmonat 1804 ein Schreiben, welches plötzlich eine Hoffnung in mir erregte, die ich kaum zu nähren wagte. Auch auf meine Frau machte es einen Eindruck ſo gewaltſamer Art, daß er in ihrer Lage mir faſt bedenklich ſchien. Es war ein Brief von dem berühmten Arzt Reil in Halle. Er zeigte mir an, daß der damalige Kabinettsrat Beyme, der das Vertrauen des Königs im hohen Grade beſaß, die Abſicht hatte, die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Univerſität Halle durch die Berufung jüngerer Lehrer zu heben. „Ich habe", ſchrieb mir Reil, „die Hoffnung, Sie durch mein freundſchaftliches Verhältnis zu Beyme auf eine vorteilhafte Weiſe als Profeſſor ordinarius bei der hieſigen Univerſität angeſtellt zu ſehen. Schreiben Sie mir umgehend, ob Sie geneigt ſind, einen ſolchen Antrag, wenn er

an Sie erginge, anzunehmen. Sie würden Naturphiloſophie, Phyſiologie und Mineralogie vortragen. Ich bitte Sie, Ihren Schwiegervater nichts eher davon wiſſen zu laſſen, als nachdem Sie die Vokation wirklich erhalten haben."

Die Aufregung, in welche dieſer unerwartete Brief mich verſetzte, war unglaublich. Mein ganzes Daſein bekam plötzlich eine andere Richtung. Ich hatte mich von meiner Jugend an durchaus als meinem Vaterlande gehörig, durchaus als Däne gedacht. Die ſtille Sehnſucht nach Deutſchland, der verborgene Wunſch, dort zu leben und tätig zu ſein, waren kaum zum inneren klaren Bewußtſein gelangt: und nun war ich doch in eine Stellung verſetzt, die mir eine völlige Trennung von meinem Vaterlande, ſo wie ſie ſich jetzt darbot, nicht bloß wünſchenswert, ſondern leider ſelbſt notwendig machte. Ich will es geſtehen, ich ergriff die Hoffnung, die mir aufging, jubelnd, und dennoch war dieſer Jubel mit einem tiefen Schmerz verbunden. Zu tief lebten alle Knaben- und Jugenderinnerungen in meinem Innerſten. Wenn ich das neue Leben ergriff, dann erſtarben dieſe, und keine Hoffnung eines Zukünftigen kann die Schmerzen des Todes überwinden.

Schleiermacher

Halle 1805

Ich ſollte hier einen Mann treffen, der von neuem Epoche in meinem Leben machte. Es war Schleiermacher, der zugleich mit mir, oder wenige Wochen nachher, als Profeſſor extraordinarius nach Halle berufen ward. Schleiermacher war bekanntlich (denn viele haben ihn noch gekannt und erinnern ſich ſeiner) klein von Wuchs, etwas verwachſen, doch ſo, daß es ihn kaum entſtellte. In allen ſeinen Bewegungen war er lebhaft, ſeine Geſichtszüge höchſt bedeutend. Etwas Scharfes in ſeinem Blick mochte vielleicht zurückſtoßend wirken. Er ſchien in der Tat

einen jeden zu durchſchauen. Er war einige Jahre älter als ich. Sein Geſicht war länglich, alle Geſichtszüge ſcharf bezeichnet, die Lippen ſtreng geſchloſſen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernſthaft, zuſammengefaßt und beſonnen. Ich ſah ihn in den mannigfaltigſten wechſelnden Verhältniſſen des Lebens, tief nachſinnend und ſpielend, ſcherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie durch Schmerz bewegt: fortdauernd ſchien eine unveränderliche Ruhe, größer, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, ſein Gemüt zu beherrſchen. Und dennoch war nichts Starres in dieſer Ruhe. Eine leiſe Ironie ſpielte in ſeinen Zügen, eine innige Teilnahme bewegte ihn innerlich, und eine faſt kindliche Güte drang durch die ſichtbare Ruhe hindurch. Die herrſchende Beſonnenheit hatte ſeine Sinne auf eine bewundernswürdige Weiſe verſtärkt. Während er im lebhafteſten Geſpräch begriffen war, entging ihm nichts. Er ſah alles, was um ihn her vorging, er hörte alles, ſelbſt das leiſe Geſpräch anderer. Die Kunſt hat ſeine Geſichtszüge auf eine bewundernswürdige Weiſe verewigt. Rauchs Büſte iſt eins der größten Meiſterſtücke der Kunſt, und wer mit ihm ſo innig gelebt hat, wie ich, kann faſt erſchrecken, wenn er ſie betrachtet. Es iſt mir oft, noch in dieſem Augenblick, als wäre er da, in meiner Nähe, als wollte er die ſtreng verſchloſſenen Lippen zum Geſpräch öffnen.

Wir ſchloſſen uns ganz und unbedingt aneinander, und ich habe es nie auf eine entſchiedenere Weiſe erfahren, daß eine unbedingte Hingebung die Selbſtändigkeit fördert, nicht unterdrückt. So hatten mich Goethe, Schelling, Tieck ganz gewonnen, wie jetzt Schleiermacher. Was man ſeinen Spinozismus zu nennen beliebte, war eben dasjenige, was mich am meiſten anzog, weil er nicht in der Form einer Naturnotwendigkeit, vielmehr als die lebendigſte Quelle der unbedingten Freiheit erſchien Seine Kritik

der Sittenlehre war ſchon ſeit einem Jahre gedruckt. Allerdings war ſeine Darſtellung dialektiſch-negativ, aber die Realität eines Poſitiven, Allumfaſſenden, alle Negation in der Einheit Verklärenden, durchdrang ihn. Und durch meinen Freund Tweſten iſt es bekannt geworden, wie ſehr er in meine naturwiſſenſchaftlichen Anſichten einging, wenigſtens inſofern dieſe in der größern Allgemeinheit ſich ausſprachen. Wir lebten aufs innigſte miteinander verbunden, wir teilten Anſichten, Gedanken, ja Neigungen. In der Reichardtſchen Familie lebte Schleiermacher, wie ich; Spaziergänge, Luſtpartien, Geſellſchaften waren gemeinſchaftlich; unſere beſten Zuhörer, diejenigen, denen es Ernſt war, gehörten uns beiden zu. Seine ethiſchen Vorträge und meine philoſophiſchen ſchienen den Zuhörern aufs innigſte verbunden, ſie ergänzten ſich. Aber auch wir tauſchten, was wir wußten, wechſelſeitig ein, und wenn Schleiermacher meine phyſikaliſchen Vorträge hörte, ſo ſchloß er mir die griechiſche Philoſophie auf, und durch ihn lernte ich Plato kennen. Es kann hier, wo ich meine perſönliche Beziehung zu ihm darzuſtellen habe, nicht meine Abſicht ſein, ſeine höchſt bedeutende, in der Theologie eine neue Zukunft der Wiſſenſchaften entwickelnde Stellung zu beurteilen, mir fehlen die Kenntniſſe, die dazu nötig ſind, wenn auch hier der richtige Ort wäre. Aber was ſein Umgang und, mit dieſem verbunden, ſeine Schriften mir geworden, wie tief ſie in den Entwickelungsgang meines eigenen Lebens eingedrungen ſind, vermag ich mir ſelbſt kaum klar zu machen, noch weniger darzuſtellen.

Je tiefer, ernſter, ja religiöſer Schleiermacher Leben und Wiſſenſchaft betrachtete, deſto entſchiedener wies er, wie in wiſſenſchaftlichen Darſtellungen ſo auch im Leben, alles zurück, was ihm nichtig und wertlos erſchien. Ja er liebte es wohl damals noch, mit dieſen Formen ein leichtes Spiel zu treiben. Viele, oft entſtellte Gerüchte liefen in der Stadt herum und wurden auch wohl

weiter verbreitet. Man erzählte ſich, wie der Profeſſor der Theologie in einer kurzen grünen Jacke, hellen Beinkleidern, und eine Blechbüchſe über die Schulter tragend, botaniſieren ging....

Schleiermacher war zugleich als Univerſitätsprediger berufen. Eine alte Kirche war als Univerſitätskirche eingerichtet, und als die verwitwete Königin ſtarb, ſollte Schleiermacher eine Gedächtnisrede halten. Es war im Märzmonat, ein ſchöner Frühlingstag lockte uns beide, von Bartholin begleitet, an dem Tage vor der angeſetzten Feierlichkeit nach dem Petersberge. Die Nacht brachten wir in der Schenke des Beltheimſchen Dorfes Oſtrow zu. Dieſe Nacht iſt mir auf immer unvergeßlich. Wir ſchloſſen uns nie inniger, nie tiefer füreinander auf. Mir erſchien Schleiermacher nie geiſtig größer, nie ſittlich reiner. Noch immer erſcheint mir dieſe Nacht wie eine der merkwürdigſten meines Lebens, wie geheiligt. Im Hintergrunde lag der fröhlich genoſſene Tag, die weite, fruchtbare Gegend mit ihren Dörfern von dem erſten Frühlingshauche belebt. Wie eine feierliche Tempelhalle umgab uns die unendliche Natur, trug, durchdrang, beflügelte einen jeden Gedanken, und der keimende Frühling erwärmte, wie die Natur, ſo den Geiſt. Ich habe ein Zeugnis von dem Eindruck, den dieſe Nacht auf ihn gemacht hat, in einem Briefe an ſeine teure Freundin, die Hofrätin Herz. Es war der Wiederglanz ſeiner eigenen Reinheit, durch die ich in dieſer wahrhaft heiligen Stunde verklärt erſchien. Die tiefe Religioſität ſeiner Sittlichkeit trat mir nie näher. Der Erlöſer war in unſere Mitte getreten, wie er es verſprochen hatte, daß er da ſein würde, wo zwei oder drei in ſeinem Namen verſammelt ſind. Damals ward es mir klar, daß ein Poſitives des Chriſtentums, wenn es auch namenlos blieb, ihn dennoch, von ſeiner früheſten Kindheit in der Brüdergemeine an, durchdrang, und daß, was er theologiſch wiſſenſchaftlich Gefühl nannte, zum chriſtlichen Bewußtſein geſteigert, das Ewige,

Poſitive der göttlichen Liebe ſei; und das Mißverſtändnis eines berühmten Philoſophen war mir unbegreiflich, ja verletzte mich. Dieſes Gefühl war wie Liebe, ſo Glaube, wie Geſinnung, ſo Sinn, der letzte als der Träger und Pfleger der erſteren.

Es war über Mitternacht, und den folgenden Vormittag um 9 oder 10 Uhr ſollte Schleiermacher die Kanzel beſteigen. Der Gegenſtand der Gedächtnisrede mußte mit vieler Zartheit behandelt werden. Nach wenigen Stunden Schlaf erwachten wir und hatten noch anderthalb Meilen wandernd zurückzulegen. Es hatte die Nacht gefroren. Die früheren, wärmeren Tage hatten den Schnee geſchmolzen und den Weg ungleich gemacht. Schleiermacher, ein rüſtiger Fußgänger, eilte voran auf dem holprigen Wege über die ſcholligen Felder. Kaum vermochten wir ihm zu folgen. Wir merkten, wie er trotz des ſchnellen Gehens in tiefes Nachdenken verſunken war, und wir ſtörten ihn nicht. Als ich nach Hauſe kam, konnte ich mich nur eben umziehen, um zur rechten Zeit in die Kirche zu kommen. Als ich unter meinen Herren Kollegen erſchien, entſtand eine allgemeine Bewegung. „Ei," riefen ſie, „da Sie hier erſcheinen, können wir nun endlich doch auch hoffen, den Herrn Schleiermacher zu ſehen." Seine Fußreiſe kurz vor der Rede lief als ein Gerücht in der ganzen Stadt herum, ſelbſt daß wir die Nacht in einer Schenke zugebracht hatten, wußte man. Früh morgens hatte man nach ſeiner Wohnung geſchickt, und als er kaum eine Stunde vor dem Anfange der gottesdienſtlichen Feierlichkeit, als die Glocken aller Kirchen läuteten, noch nicht zurückgekommen war, ſchien man zu erwarten, ja einige wohl ſogar zu hoffen, daß er gar nicht kommen würde. Ich ſchwieg und ließ die Herren reden.

Schleiermacher beſtieg die Kanzel. Ein jeder, der ihn gehört hat, weiß, wie ſehr ſeine Perſönlichkeit durch beſonnenen Ernſt von der Kanzel herab imponierte. Seine Rede zeigte die kunſt-

reiche Anordnung aller Teile, die ihn als Redner ſo ſehr auszeichnete. Der Inhalt war klar, der Gegenſtand würdig behandelt. Bei äußerer Ruhe, ja ſcheinbarer Kälte des Vortrages machte er dennoch einen tiefen Eindruck, und ein jeder mußte die Kirche mit der Überzeugung von der Nichtigkeit aller irdiſchen Verhältniſſe, auch der größten, ſeiner göttlichen Beſtimmung gegenüber, verlaſſen. Alle meine Herren Kollegen mußten die Gedächtnisrede rühmen, ja bewundern. Die Anſicht, als hätte derjenige, der einen ſolchen wohldurchdachten, kunſtreich geordneten, klaren und in ſich ſicheren Vortrag frei gehalten, die kurz vorhergehenden Stunden leichtſinnig und in zerſtreuender Beluſtigung zugebracht, mußte einem jeden ungereimt erſcheinen. Ich glaube nicht, daß das Gerücht irgend einen bleibenden Eindruck gemacht hat.

Oehlenſchlägers Beſuch

Halle 1805

Unter den Ereigniſſen, die in dieſer nur zu kurzen glücklichen Zeit ſtattfanden, darf ich Oehlenſchlägers Beſuch nicht mit Stillſchweigen übergehen. Er hatte in Dänemark ſeinen Aladdin vollendet und zugleich die Aufmerkſamkeit des Grafen Schimmelmann auf ſich gezogen. Dieſes dichteriſche Werk, in welchem eine ſo tüchtige und geſunde, wie phantaſtiſch reiche Eigentümlichkeit ſich kund gibt, hat zuerſt ſeinen Ruf in Deutſchland begründet; in ſeinem Vaterlande hatte die ganze Poeſie eine eigene Richtung genommen. Oehlenſchläger zeichnete ſich in ſeinen jüngeren Jahren auch dadurch aus, daß ſeine Dichterwerke, ſo wie ſie ſich geſtaltet hatten, auf eine ungewöhnliche Weiſe in ſeinem Gedächtnis haften blieben, ſelbſt die größeren bis in das kleinſte Detail; aber eben deswegen war es ihm auch ein dringendes Bedürfnis, ſie ſeinen Freunden vorzutragen. Er hatte allerdings die Hoffnung, ein

Reiſeſtipendium zu erhalten, allein dies war noch keineswegs ſicher. Oehlenſchläger hatte bisher noch kaum die Umgegend von Kopenhagen verlaſſen; eine Reiſe von einigen Wochen nach Laaland und Langeland, die er während meines Aufenthaltes in Kopenhagen anſtellte, war ihm ein großes Ereignis in ſeinem Leben, und eine dichteriſche Erzählung hat dieſer Reiſe einen bedeutenden Wert in der däniſchen Literatur verſchafft. Jetzt, da Aladdin vollendet war, konnte er der Sehnſucht, ihn mir vorzutragen, nicht widerſtehen. Ich erhielt die Nachricht, daß er nach Halle kommen würde, und wenige Tage darauf erſchien er. Faſt ein Jahr hindurch brachte er in meinem Hauſe zu, von meiner Familie wie von meinen bedeutenderen Freunden geliebt und geſchätzt. Die Neigung ausgezeichneter Menſchen, ihrer eigenen Beſchäftigung, eben weil ſie das ganze Daſein erfüllt, einen abſoluten Wert zuzuſchreiben und alle übrigen menſchlichen Beſchäftigungen als untergeordnete zu betrachten, ſprach ſich bei Oehlenſchläger auf eine ſo naive Weiſe aus, wie nicht leicht bei irgend einem Dichter; aber eben dieſe, ich möchte ſagen Unſchuld, teilte ſeinen manchmal ſeltſamen Behauptungen einen großen Reiz mit. Es gab nicht leicht einen Mann, der einen tieferen Sinn für geſunde Eigentümlichkeit hatte, als Schleiermacher. Je rückſichtsloſer und unbefangener ſich Oehlenſchläger äußerte, je weniger reflektiert, je weniger bemüht, ja auch nur fähig, die Grenzen ſeiner Bildung zu verbergen, er erſchien, deſto lieber ward er ihm.

Während Oehlenſchläger bei mir war, machte er Goethes Bekanntſchaft, welcher ſich eine längere Zeit bei Wolf aufhielt und auch einige Male in Giebichenſtein erſchien. Er gewann Goethe ganz; zwar hatte Oehlenſchläger während ſeines längeren Aufenthaltes in Halle die Fertigkeit, ſich in der deutſchen Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, immer mehr ausgebildet, aber ſeine Rede, wenn auch ungehemmt, war nichts weniger als fehlerfrei.

Er wagte es, dem großen Dichter Szenen aus seinem Aladdin, der noch nicht deutsch erschienen war, unmittelbar aus dem Dänischen ins Deutsche zu übersetzen. Vielleicht waren eben die Fehler ihm pikant, viele gewagte Konstruktionen, viele wunderbare Äußerungen, wie sie einem Deutschen nie eingefallen wären, ergötzten Goethe nicht allein, sondern schienen ihm bemerkenswert und bedeutend. „Die uns verwandten Dänen", hörte ich ihn sagen, „könnten wohl unsere Sprache bereichern, und was wir, von der einseitigen Ausbildung ergriffen, nur zu tadeln geneigt sind, verdiente wohl nicht selten unsere Aufmerksamkeit." Die gesunde, ursprüngliche und aus einer reinen Quelle hervorsprudelnde Eigentümlichkeit gefiel ihm sehr. Es ist bekannt, wie sehr solche Naturen den großen Dichter einnahmen, welche Hoffnungen er an ein solch frisches Dasein zu knüpfen pflegte, wie er sich ihnen hingab. Auf Oehlenschläger hatte diese Zuneigung eines Mannes, den er so sehr verehrte, einen großen Einfluß. Er hatte, während er in meinem Hause lebte, keine Ruhe, eine Masse von Plänen, Entwürfen für zukünftige Gedichte drängten sich in seinem Kopfe; er glaubte vielleicht, nicht lange mehr zu leben, und hielt sich verpflichtet, jeden Augenblick zu benutzen. In Halle schrieb er Baldurs Tod, ein nordisch-mythologisches Gedicht, mit einer Gewalt über die dänische Sprache, mit einer bewundernswürdigen Benutzung uralter Formen, wie nur Rückert es in Deutschland vermochte, eine der herrlichsten Poesien Oehlenschlägers, aber, wie begreiflich, unübersetzbar. Zur Erholung und mit einer erstaunlichen Leichtigkeit übersetzte er die Goethesche Bearbeitung des Reineke Fuchs; und sowohl für eine deutsche wie für eine dänische Bearbeitung war das Trauerspiel Hakon Jarl bestimmt. Dieses letztere ist in der deutschen dichterischen Literatur hinlänglich bekannt.

Ich lebte nun völlig zufrieden, die schönsten Aussichten schwebten mir vor, eine wünschenswerte Tätigkeit, deren Kreis sich immer erweiterte und eine gedeihliche Entwickelung versprach, setzten mich in Bewegung, mein Amt, meine Familie, meine Freunde, meine Zuhörer beglückten mich, und zum ersten Male in meinem Leben konnte ich auch in meinen äußern bürgerlichen Verhältnissen für die nächste Zukunft einem völlig sorgenlosen Dasein entgegensehen. Aber der Boden, aus welchem ein so erfreuliches Leben hervorwuchs, war hohl, und ich ahnte es nicht. Allerdings war Preußens Lage mir sehr bedenklich. Ich konnte die ganze Stellung des Staats nicht mit den Augen eines Einheimischen betrachten. Die Riesengestalt, die sich aus der Revolution erzeugt hatte, schien mir drohend und fürchterlich, und nur mit Angst sah ich der Zukunft entgegen.

Im Januar 1806 ward Klara geboren, das einzige Kind, welches Gott mir erhalten hat. Es war kränklich, aber es lebte und gedieh. Die Mutter stillte das Kind. Im Frühlinge desselben Jahres reiste ich mit Schleiermacher, seiner Schwester (welche später an Moritz Arndt verheiratet) und Herrn v. Voß nach Berlin. Der Frühling war reizend und Berlin im höchsten Grade bewegt. Die politischen Ereignisse, die jetzt noch so allgemein im Andenken sind und über welche ich, obgleich durch Familienverhältnisse sowie durch Freunde wohlunterrichtet, doch als Fremder keine bedeutenden oder unbekannten Aufschlüsse zu geben vermag, wurden immer drohender, und je näher die Entscheidung kam, desto bestimmter trat die mächtige Gesinnung hervor, die einen entschlossenen Widerstand forderte.

Humboldt, ein Jahr früher aus Südamerika zurückgekehrt, hielt sich jetzt in Berlin auf. Bartholdy war aus Griechenland

zurückgekommen. Zwei Gartenhäuser von gleicher Gestalt lagen hinter dem weitläufigen, jetzt fast ganz mit Häusern besetzten Garten des Georgeschen Hauses in der Friedrichsstraße, von Bäumen umgeben. In dem einen wohnte Humboldt, in dem andern Johannes Müller. In dem großen Wohnhause (dem jetzigen Friedrich-Wilhelms-Institut) suchte ich Fichte auf, ging eine Treppe hinauf, begegnete einem feinen wohlgekleideten Manne und fragte: ob hier nicht Fichte wohne? „Der Mann ist mir unbekannt", antwortete der Herr; und ich gestehe, ich sah ihn mit Erstaunen an. Daß Fichte in diesem Hause wohnte, war gewiß, auch fand ich ihn, als ich einen andern Eingang wählte. Daß aber Fichte, damals in der Blüte seines Rufes, einer der berühmtesten Männer in ganz Deutschland, einem gebildeten Manne in demselben Hause, welches er bewohnte, unbekannt sein konnte, war mir, ich gestehe es, sehr seltsam; indeß es erschien mir großstädtisch und imponierte mir.

Johannes Müller, der Historiker

Berlin fanden wir in einer großen Gärung, man kann sagen, es war der Glanzpunkt der Stadt vor ihrem furchtbaren Unglück. Mich zogen die Gelehrten, die dort ein allgemeines Interesse erregten, zunächst an. Was ich von Barthold̃y über Griechenland, die furchtbare Lage der Griechen und die hoffnungsvolle Tüchtigkeit des Volkes hörte, war mir neu, die Naturszenen des unterdrückten Landes, wie er sie darstellte, rissen mich hin. Barthold̃y war mitteilend, seine Darstellungen lebhaft und lehrreich. Daß ich Johannes Müller jetzt kennen lernte, betrachtete ich als ein vorzüglich glückliches Ereignis. Seine Schweizer-Geschichte kannte ich und hatte sie mit der größten Teilnahme gelesen. Die Gründlichkeit seiner Studien hatte in mir Achtung, der Geist, der durch seine Darstellung hindurchblickte, Bewunderung erregt. Seit den

Toggenburger Streitigkeiten ſchien ein nagender Wurm in dem Innerſten des kühnen einfachen Volkes verborgen, lange nur wie ein Stachel, der alle Kräfte belebte, die raſche Entwickelung des Volkes ſteigerte, bis zum wunderbaren Blütepunkte der Macht, die ſich in dem gewaltigen Kampfe gegen Karl den Kühnen entfaltete und den tragiſchen Untergang der mächtigſten und glänzendſten Perſönlichkeit ſeiner Zeit herbeiführte. Komponiſten beklagen ſich darüber, daß eben die Vorzüge Goetheſcher Dichtungen die muſikaliſche Kompoſition derſelben erſchweren. Die zarte Poeſie der Sprache, behaupten ſie, enthalte ſelbſt zuviel Muſik und feſſele die Freiheit des komponierenden Künſtlers. So erſchien mir die Darſtellung der Kämpfe und des Unterganges Karls des Kühnen, obgleich ſorgfältig aus dem Studium aller Quellen entſprungen, dennoch ſo dramatiſch groß und mächtig, daß eine zweite, künſtleriſche Bearbeitung des Stoffes dadurch erſchwert, wenn nicht unmöglich ward. Merkwürdig bleibt es immer, daß ein Stoff, der dem Dichter ſo bereit zu liegen ſcheint, noch bis zu dieſer Stunde keinen angelockt hat. — Aber am grauenhafteſten erſchien es mir, daß der Untergang die Sieger wie die Beſiegten traf. Durch die verpeſtete Geſinnung waren dieſe der lauernden Politik Ludwigs XI. preisgegeben, und die dunkle Nacht, die ſich hinter die Verhältniſſe aller geſchichtlichen Völker verbirgt, ergriff mich, als ich Johannes Müller las, zuerſt auf eine ſeitdem unvertilgbare Weiſe. Dieſer Geſchichtsforſcher war lehrhaft und ſeine Bekanntſchaft mir auch für meine Studien wichtig. Es waren einige Verſuche, die Geſchichte naturphiloſophiſch zu konſtruieren, erſchienen, die ſeinen Unwillen im höchſten Grade erregt hatten. Als Kritiker hat er ſtreng ſeinen Zorn in einigen Rezenſionen in der Jenaer Literaturzeitung ausgeſprochen. Obgleich ich nun ſeine mehr künſtleriſche als ſpekulativ forſchende Art ſehr wohl erkannte, ja ſeine völlige Unfähig-

keit, ſich von der Vereinzelung der Forſchung, geiſtig betrachtet, loszureißen, einſah, ſo mußte ich ihm dennoch in vielen Äußerungen beiſtimmen, und ſein Kampf gegen eine vorlaute Spekulation trat mir warnend entgegen.

Alexander von Humboldt

Am wichtigſten aber war mir die Bekanntſchaft mit A. v. Humboldt. Ich hatte ſchon lange das bewundernswürdige Talent dieſes Naturforſchers anerkannt. — Seine unterirdiſche Flora, ſeine geognoſtiſchen Unterſuchungen, die zuerſt auf eine allgemeine Gleichförmigkeit in der Schichtung der älteren Gebirge aufmerkſam machten, eine Anſicht, die, wenngleich in ihrer urſprünglichen Geſtalt einſeitig hervortretend, dennoch als der erſte lebendige Anſtoß, aus welchem ſich eine neue Geognoſie entwickelte, betrachtet werden muß; ſeine ausführliche Schrift über die gereizten Muskel- und Nervenfaſern, die ſich unmittelbar an die Erſcheinungen anknüpfte, die durch Volta eine neue Phyſik ſchufen, in deren unvollendeter Bearbeitung die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage noch begriffen iſt; ſeine eudiometriſchen Verſuche, die freilich zu einem Reſultate führten, welches verworfen werden mußte, aber dennoch dazu beitrugen, das Richtigere zu entwickeln: — alle dieſe Arbeiten, der bewegliche Geiſt, der mit Leichtigkeit alle die wichtigſten Probleme ſeiner Zeit ergriff, ihre geſchichtliche Bedeutung erkannte und in raſtloſe Tätigkeit verſetzte, ließen mich in dieſem Manne einen der erſten und bedeutendſten Geiſter ſeiner Zeit erkennen. Einige blinde enthuſiaſtiſche Äußerungen jüngerer Naturphiloſophen hatten mich in eine ſchiefe Stellung zu ihm verſetzt. Ob ſie ihm, unbedeutend und vorübergehend, wie ſie waren, bekannt wurden, wußte ich nicht, ja ich weiß es bis zu dieſem Augenblick noch nicht: aber je entſchiedener ich ein jedes Talent, welches ich ſelbſt nicht beſitze, achte, je williger ich mich ihm hin-

gebe und unterwerfe, deſto mehr ängſtigte mich meine dadurch hervorgerufene Stellung gegen ihn. Doch dieſe Angſt dauerte nur kurze Zeit. Ich ſah Humboldt faſt täglich. Seine Geſpräche waren im höchſten Grade lehrreich; der unermeßliche Reichtum der Beobachtungen, die, nach allen Richtungen der Naturwiſſenſchaft ausgedehnt, alle Naturverhältniſſe einer bedeutenden, bis jetzt unbekannten, ja unzugänglichen Region eines ganzen Weltteils mächtig umfaßten und dadurch die Notwendigkeit, die ganze Erde auf ähnliche Weiſe zu betrachten, unvermeidlich hervorriefen, überwältigten mich faſt. Ich ſah den Schöpfer der phyſikaliſchen Geographie vor mir, den Mann, der noch jetzt in ſeinem hohen Alter jene vereinzelten Früchte beſchränkter Unterſuchungen in das die ganze Erde umfaſſende Feld einer großartigen Kombination hineinziehend, die Wiſſenſchaft lehrreich erweitert, die er begründet hat. Es lebte noch nie ein Gelehrter, welcher ſo wenig vor der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die ſich ihm zur Unterſuchung darboten, zu erſchrecken Urſache hatte, wie Humboldt. Alles, was er ergriff, gehört ihm auf immer zu, ſteht ihm in jedem Moment zu Gebote; gelehrte Notizen aller Zeiten, wie die mannigfaltigſten Naturerſcheinungen der ganzen Erde.

Ich wohnte bei meinem Verleger und Freunde, Reimer, damals in der Kochſtraße, ſehr weit von Humboldt entfernt. Humboldt begleitete mich aus einer Geſellſchaft in großer Entfernung von unſern beiderſeitigen Wohnungen; er folgte mir bis in die Kochſtraße, ich ihm von da bis nach ſeiner Wohnung, er mir wiederum zurück; ein großer Teil der Nacht verſchwand, und er zwang mich durch Güte, ihn nicht noch einmal zu begleiten, was meine Abſicht war. Hätte ich das Glück gehabt, dieſe Bekanntſchaft in einer ruhigen Zeit zu machen, ſie würde mich noch tiefer und ausſchließender ergriffen haben, aber auch ſo machte ſie Epoche in meinem Leben.

Berliner Gesellschaften

Die Gastfreiheit der Berliner ist bekannt. Wer auf irgendeine Weise ausgezeichnet, fremd in ihrer Mitte erscheint, darf in den besten Gesellschaften nicht fehlen. Fast täglich erschien ich mit Humboldt, Müller, Fichte und Bartholdy zum Diner, oft zum zweiten Male am Abend. Als ich mit Humboldt die nächtliche Promenade antrat, verließen wir die Hofrätin Herz, diese durch Geist, Bildung, imponierende Schönheit und liebenswürdige Persönlichkeit ausgezeichnete Freundin Schleiermachers, deren herzliche Zuneigung, gehoben durch die reichsten Erinnerungen meines Lebens, mich noch im hohen Alter beglückt.

Von den Gesellschaften, in welchen ich in der kurzen Zeit von wenigen Wochen erschien, erinnere ich mich noch besonders der durch lebhafte und interessante Konversation ausgezeichneten bei Frau v. Berg, der geist- und kenntnisreichen Korrespondentin des Philologen Wolf. Bei dem Bankier Levi fand ich ebenso einigemal jene mir so merkwürdigen Männer, und wie könnte ich diese mir so lehrreichen Stunden der Geselligkeit vergessen, da ich noch jetzt an sie erinnert werde durch die treffliche, in jeder Hinsicht ausgezeichnete achtzigjährige Witwe, die noch immer gesund und geistig klar mit liebevoller Teilnahme hülfreich erscheint, und einer jeden bedeutenden Erscheinung des Tages sich lebhaft anschließt.

Daß Schleiermacher in diesen geselligen Kreisen selten fehlte, wenn nicht seine eigenen vielfältigen, anderweitigen Verbindungen ihn irgendwo fesselten, versteht sich von selbst. Durch ihn lernte ich seine bedeutenden Freunde, die Gebrüder Spalding und den gelehrten schwedischen Diplomaten Brinkmann, kennen.

Nach der Schlacht bei Jena

Napoleon kam. Er bezog die Wohnung des Professor Meckel, eines der angesehensten Häuser der Stadt, auf einem Platz (dem

großen Berlin). Die Garde, in Parade aufgeſtellt, machte einen imponierenden Eindruck. Napoleon ritt an den Gliedern vorüber und hielt, wie man verſicherte, eine belobende Anrede an dieſe ſeine geſchätzten Truppen. Daß er gegen die Preußen beſonders erbittert war, wußten wir. Halle war die erſte preußiſche Stadt, die er beſetzte, und während ſeine Truppen die fliehende Armee verfolgten, beſchloß er, hier einige Tage auszuruhen. Ich war mit meiner Familie noch in der Schleiermacherſchen Wohnung. Dort war ein Beamter des kaiſerlichen Kriegsbureaus einquartiert, der natürlich die beſten Stuben einnahm, ſo daß Schleiermacher mit ſeiner Schweſter und ſeinem Freunde Gaß, ſowie ich mit Frau und Kind uns ſchlecht genug behelfen mußten. Keiner zog ſich in dieſer Zeit aus, keiner hatte in der Nacht ein bequemes Lager, nur erſchöpft und ermüdet ſchliefen wir wenige Stunden. Der Einquartierte, deſſen Name mir nicht mehr erinnerlich iſt, war höflich, ja verbindlich. Er verſuchte es oft, ein Geſpräch mit uns anzuknüpfen, und zwar ein in mancher Rückſicht bedenkliches; ja, da wir uns immer vorſichtig und zurückhaltend äußerten, wagte er es, Schleiermacher aufzufordern, einen Brief aufzuſetzen, deſſen Inhalt ein Angriff auf den preußiſchen Hof und die Regierung, und die Hoffnung, welche die Einwohner auf die heilbringende Herrſchaft des Kaiſers gründeten, ſein ſollte. Daß ein Mann von Schleiermachers allgemein bekannter ſtarker Geſinnung genötigt war, eine ſolche Zumutung mit Entrüſtung abzuweiſen, entſetzte mich. Doch iſt es begreiflich, daß wir nicht ohne Sorgen waren. Der Beamte blieb aber höflich wie bisher. Einſt ſprach er unbefangen von dem grenzenloſen Ehrgeize des Kaiſers. Es wäre, meinte er, ſeine Abſicht, das römiſche Kaiſertum des Mittelalters, welches ja urſprünglich von Frankreich ausgegangen war, wieder zu begründen; wäre dieſes ihm gelungen, dann würde er in einem langen Frieden das Glück der von ihm

beſiegten Völker befördern und pflegen. Die anerkannte Kultur der großen Nation würde alle Völker des Kontinents vereinigen, und es gäbe dann keine Gewalt mehr, die ihn bedrohen und den beglückenden Frieden ſtören könnte. Eine grenzenloſe Erbitterung, ein leider in dieſem Augenblick hoffnungsloſer Haß drohte faſt laut zu werden, indem wir von einem deutſchen Manne in deutſcher Rede eine ſo verruchte Sprache hörten. Wir verließen das Haus nicht, wir vermieden es, ſoviel wir konnten, die verhaßten Feinde zu ſehen. Napoleon blieb, irre ich nicht, drei Tage in Halle. Am zweiten Tage ritt er in glänzender Begleitung der Marſchälle und Generale durch die Straße, in welcher wir wohnten. Der einquartierte Beamte forderte uns auf, den Zug zu betrachten. Schleiermacher und ich ſchlugen es aus, und nur nach wiederholten Bitten warfen wir einen flüchtigen Blick auf die Straße. Dieſer war nicht hinreichend, um die Perſonen zu unterſcheiden. Ich ſah nur die etwas phantaſtiſche Kleidung Murats. Napoleon habe ich nie geſehen. Der Beamte zeigte uns alle Perſonen und ſchien unſere tiefe Verehrung und Bewunderung vorauszuſetzen. Am zweiten Tage des Aufenthaltes des Kaiſers in dieſer Stadt ſtürzte ein Studierender in grenzenloſer Angſt in unſere Wohnung. Zum erſtenmal in meinem Leben ſah ich wirklich, wie der verzweiflungsvolle Schreck die Haare in die Höhe richtete. Die Stimmung, die unter uns herrſchte, konnte ſolch einen Schreck ſelbſt in der drohendſten Gefahr nicht aufkommen laſſen. Je mehr alle äußere Ausſicht und Hülfe verſchwand, je drohender die Verhältniſſe um uns herum wurden, deſto mehr ſtärkte ſich, aller äußern Unwahrſcheinlichkeit zum Trotz, die innere Zuverſicht, die feſte Überzeugung, daß das Heilige und Große, wie es in Deutſchland keimte, die göttliche Macht, die in der Geſchichte waltete, ein ſo herrliches Gut ſein mußte, daß der rohe Fußtritt ſiegreicher Heere es nie vernichten

konnte. In dieſem Sinne wagte ich es auszuſprechen, was von dieſem Augenblick an auch das leitende Prinzip meiner ganzen Geſinnung wurde, ſolange die Franzoſen das Land beſetzt hielten. Die Schlacht von Jena, behauptete ich, eben in dieſen Tagen der Hoffnungsloſigkeit, wäre der erſte Sieg über Napoleon, denn er hatte die mit ihm im Bunde ſtehende Schwäche vernichtet und von jetzt an in allen Preußen die innere großartige Erbitterung hervorgerufen, die ſich endlich bewaffnen und ſiegen mußte. Die Gewißheit, daß ich ſeinen Sturz erleben würde, verließ mich nie....

Ich kann es nicht leugnen, die gewaltſame geſchichtliche Bedeutung Napoleons, die früher mich zu ihm hingezogen hatte, als er, aus Ägypten zurückkehrend, die Revolution überwältigte und Ordnung und Geſetz in Frankreich einführte, hatte Spuren der Hochachtung zurückgelaſſen. Ich haßte, aber bewunderte ihn zugleich; ja, daß eine ſo großartig mächtige Perſönlichkeit beſtimmt war, unſer ſchlummerndes nationales Bewußtſein neu zu beleben, ſchien mir hoffnungsvoll und bedeutend. Von jetzt an, als ich die gemeine Geſinnung entdeckte, ward er mir inmitten ſeiner geſchichtlichen Größe verächtlich. Daß die große Entwickelung des Geſchlechts in ihrem Fortgange eine ſolche innerlich verpeſtete Geſinnung vernichten mußte, ſchien mir gewiß. Die mir eigene ſanguiniſche Hoffnung verlor ſich nie. Ich erlebe, behauptete ich unbefangen, Napoleons Sturz und Deutſchlands Befreiung. Beſonnene Männer, die mich ſo ſprechen hörten, lächelten und glaubten wohl, daß ich nicht ſo klar wie ſie das abſolut Troſtloſe der in der Gegenwart vorliegenden Verhältniſſe durchſchaue. Und doch lag die abſolute Hülfloſigkeit aller europäiſchen Staaten des Kontinents, Frankreich gegenüber, einem jeden Menſchen ſo nahe, daß wenig Scharfſinn dazu gehörte, ſie zu entdecken.

Holſtein 1807

Ein zweiter Freund war Hülſen, ein höchſt merkwürdiger, ſchon früher von mir genannter Mann. Er war mehrere Jahre älter als wir. Von geringen Eltern geboren, war er (ein Märker) in ſeiner Jugend als Kantonpflichtiger entflohen und durfte nicht nach Preußen zurück. Er hatte unter den drückendſten Verhältniſſen ſeine Jugend durchlebt und ſich erſt im höhern Alter den Studien gewidmet. Hülſen war eine entſchieden eigentümliche Natur. Tief, kühn, paradox. Die Berliner Königliche Akademie hatte ſich bei der damaligen, völlig unphiloſophiſchen Stimmung der Hauptſtadt durch eine ſeltſame Preisfrage kompromittiert. Die Aufgabe war: „die Fortſchritte der Metaphyſik in der neuern Zeit nachzuweiſen". Hülſen erregte ein allgemeines Aufſehen durch eine kleine Schrift, in welcher er bewies, daß diejenige Wiſſenſchaft, deren Fortſchritte nachzuweiſen die Gelehrten durch die akademiſche Preisfrage aufgefordert würden, ſeit Kant zu exiſtieren aufgehört hätte. Dieſe Schrift begründete ſeinen Ruf; er ſtand, der Arme, in ſeinem Vaterlande als ein Entwichener betrachtet, der Akademie ſeines Landes ſiegreich gegenüber. Irre ich nicht, ſo trug dieſe Schrift einiges zu einer reuigen Selbſterkenntnis der damaligen Philoſophen der Hauptſtadt bei und diente als vorbereitende Einleitung zu einer Epoche, die freilich erſt viele Jahre nachher Berlin zu einem Hauptſitze der Spekulation auszubilden beſtimmt war. Hülſen zog ſpäter zu ſeinem Freunde Berger nach Holſtein, heiratete hier ein adeliges Fräulein mit einem kleinen Vermögen, kaufte ein anſehnliches Bauergut in Angeln, richtete die einfache Bauerwohnung freundlich ein und führte als ein wohlhabender Bauer ein durchaus idylliſches Leben. In Angeln ſind die Bauern reich, mehrere leben daher wie wohlhabende Bürger in den Städten; und das bequeme

ſorgenloſe Daſein hat Neigungen, die ſonſt wohl unter den Bauern ſelten Nahrung finden, entwickelt und unterſtützt. Ein Angler Bauer litt z. B. lange Zeit an einer ſehr komplizierten Krankheit; er machte dieſe zum Gegenſtande einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, ſtudierte, ſich ſelbſt überlaſſen, die Medizin in ihrem ganzen Umfange, unterwarf ſich in Kiel einer ſtrengen Prüfung und praktizierte in ſeiner Gegend als anerkannter Arzt. Ein zweiter ward ebenſo auf ſeine eigene Hand Philoſoph. Die Kantſche Kritik war ihm genau bekannt und Fichtes Wiſſenſchaftslehre von ihm gründlich durchgearbeitet. Er war ein entſchiedener Fichteaner. Daß Hülſen ihn genau kannte, ließ ſich vorausſetzen, und obgleich ein ſolcher Autodidakt natürlich in eine Art von ſtarrer Einſeitigkeit gerät, obgleich ihm die geiſtige Beweglichkeit fehlte, mußte ich doch, als ich ihn kennen lernte, ſeinen Tiefſinn bewundern. Männer dieſer Art haben doch entſchieden den Vorteil, denjenigen gegenüber, die als Schriftſteller und Lehrer der Wiſſenſchaft öffentlich tätig ſind, daß ſie ſich durchaus und rückſichtslos der Löſung eigener Aufgaben hingeben können. So fiel das Leben Hülſens in dieſer Gegend weniger auf. Er war als wiſſenſchaftlich Beſchäftigter nicht der einzige unter den Landleuten ſeiner Gegend, er konnte als ein Bauer und doch anſtändig und bequem wohnen und in ſtiller Zufriedenheit ſeine Tage genießen.

Mißhelligkeiten mit Fichte und Voß

Holſtein 1807

Ich ſollte es jetzt erfahren, daß eine hülfsbedürftige Lage zu gleicher Zeit den unfreundlichen Tadel und die Neigung, unſere Entſchlüſſe zu beherrſchen, um über uns zu gebieten, hervorruft. Ich weiß nicht, wie ich den Gedanken gefaßt hatte, daß Fichte, der ſich längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, einigen Einfluß

beſäße. Ich wandte mich an ihn, ſtellte ihm meine Lage vor und fragte, ob ich wohl hoffen könnte, auf irgendeine Weiſe meine Anſtellung in Preußen ſo zu behalten, daß ich wieder in Tätigkeit geſetzt würde. Ich erhielt von ihm eine ſehr unfreundliche Antwort. Er war in Kopenhagen geweſen, und man hatte ſich da wohl über mein Benehmen ſehr tadelnd geäußert. Er warf mir Hochmut und Eitelkeit vor; er ſuchte meine wiſſenſchaftlichen Bemühungen zu tadeln und als völlig inhaltslos und nichtig darzuſtellen; und wie ich ſpäter vernahm, hatte er auch in Berlin ſich auf eine ähnliche Weiſe über mich ausgeſprochen; nur daß er ſich allerdings verpflichtet fühlte, meine Anhänglichkeit an Preußen, meinen Entſchluß, ſelbſt wenn die Stellung in Dänemark die günſtigſte geworden wäre, mich nicht von dem Lande, dem ich diente, zu trennen, ebenſo entſchieden anzuerkennen.

Noch ſchlimmer ging es mir mit Voß. Tieck hatte mir geſchrieben und mich beſchworen, Deutſchland nicht zu verlaſſen. „Du kannſt", ſchrieb er, „im ſüdlichen Deutſchland wohlfeiler leben als irgendwo; die Wohlfeilheit iſt da einem halben Gehalte gleich zu ſchätzen." Wenn man nichts hat, iſt freilich eine ſolche halbe Einnahme nicht ſonderlich lockend. Er nannte Heidelberg. Mir fiel es ein, daß ich vielleicht dort durch den Ruf, den ich als Dozent in Halle erlangt hatte, als Privatdozent ein notdürftiges Auskommen erwerben könnte. Voß war ſeit langen Jahren ein Hausfreund meines Schwiegervaters. Da meine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung die ſeinige gar nicht berührte, ſo glaubte ich, er würde in dieſer Rückſicht unbefangen ſein; beſonders aber ſetzte ich voraus, daß die höchſt bedenkliche Lage der Tochter ſeines langjährigen Freundes ihn zur Teilnahme auffordern würde. Von ſeiner Lage in Heidelberg wußte ich durchaus nichts. Ich forderte ihn nur auf, mich zu unterrichten, ob meine Vermutung, ohne Anſtellung dort bei der Univerſität mit

einiger Aussicht auf Erfolg Vorlesungen halten zu können, gegründet sei oder nicht. Von Fichte hatte ich vorausgesetzt, und zwar nicht ohne Grund, daß er einigen Einfluß habe: umgekehrt verhielt es sich unglücklicherweise mit Voß. Er beherrschte durch den Mann, in dessen Händen damals das Schicksal der Universität Heidelberg lag, fast alle Verhältnisse; und durch eine seltsame Selbsttäuschung verwandelte er meine freundschaftliche Anfrage in eine Art von demütigem Gesuche, welches er von oben herab abzuweisen das Recht hätte. Er hatte auch einen Bericht über meine Audienz bei dem Prinz-Regenten erhalten, wies mich wie ein Rector scholae wegen meines Übermutes zurecht, hoffte, daß, wenn besonnene nüchterne Männer dazwischen träten, der Regent mir meine Übereilung verzeihen und mich wieder gnädig aufnehmen würde. Zugleich warnte er mich auf eine höchst väterliche Weise. „Lassen Sie sich", schrieb er, „durch die Lobeserhebungen des Herrn Ast nicht irre leiten." Der Sinn dieser letzten Äußerung blieb mir lange verborgen. Zu sehr mit meinen eigenen Arbeiten beschäftigt, waren mir die Schriften des Herrn Ast unbekannt geblieben. Erst später erfuhr ich, wie sehr dieser Schriftsteller dem Herrn Voß zuwider sein müsse, indem er meiner rühmend erwähnt hatte. Diese alberne Weise, mit welcher ein invalider Schulmeister, der von mir und meinen Studien nichts wußte, mich als einen Schulknaben behandeln zu können glaubte, kränkte mich, ich gestehe es, tiefer als alles, was ich bis jetzt erlebt hatte. Die trübe Erfahrung, daß die Lage, in welche die Hallescheu Professoren durch eine ungewöhnliche feindliche Gewalttat geraten waren, als solche völlig verkannt, gar keine Teilnahme erregte, tat mir eine solche Stumpfheit nationaler Gesinnung kund, und zwar bei ausgezeichneten Männern, daß ich darüber heftig erschrak. Ich war allerdings geneigt, einen noch herrschenden Standpunkt der Wissenschaftlichkeit überhaupt, die

alles, was ich trieb, als ein Nichtiges und Unbedeutendes behandelte, in ſeiner Art gelten zu laſſen. Ich hatte mich auf einen ſolchen Erfolg meiner Bemühungen in der Literatur völlig vorbereitet. „So lange du lebſt", ſagte ich mir, „werden deine Bemühungen in ihrer Wahrheit und Wichtigkeit von den Gegnern verkannt: und wenn ſie ſich mächtig entwickelt haben und nicht mehr abweiſen laſſen, wird von deinen unbedeutenden Anfängen nicht mehr die Rede ſein." In der ſtillen tatenloſen Einſamkeit, in welcher ich jetzt ſorgenvoll lebte, bildete ſich dieſe tragiſche Anſicht meines ganzen Daſeins ſo entſchieden aus, daß ſie ſich ſeit der Zeit nie mehr verdrängen läßt. Dieſe Geringſchätzung meiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen war mir daher keineswegs unerwartet: aber daß die Veranlaſſung meiner gegenwärtigen Lage gar keine ſchonende Teilnahme erregte, empörte mich im höchſten Grade. Ich zerriß den Brief mit Ingrimm und beantwortete ihn mit den ſchärfſten Ausdrücken des vernichtenden Hohnes. Wohl mag mein Urteil über den Philologen, deſſen große Verdienſte ich nicht zu ſchätzen vermag, ſeit der Zeit hart und einſeitig geblieben ſein. Nur einer meiner Freunde war für mich eifrig und tätig; es war Schelling, der damals, von Franz Baader unterſtützt, ſich die größte Mühe gab, mir eine Stelle als Akademiker in München zu verſchaffen. Oft glaubte er, mir in dieſer Rückſicht Hoffnung geben zu können, die aber ebenſo oft wieder verſchwand, und zuletzt blieben alle Bemühungen erfolglos

Siderismus

1807

Ritter, der durch Schellings Einfluß aus ſeiner betrübten Lage in Jena gerettet wurde, erhielt einen Ruf als Mitglied der Akademie in München; dort hatte er ſich mit einem ſogenannten Waſſer- und Metallfühler eingelaſſen und glaubte die ſeltſamſten

Entdeckungen gemacht zu haben. Siderismus nannte er die neue Lehre, die er durch dieſe Entdeckungen begründen zu können glaubte, und eine kleine, jetzt ganz vergeſſene Schrift, die er damals herausgab, ward zwar von den empiriſchen Phyſikern verſchmäht und zurückgewieſen, erregte aber in gewiſſen Kreiſen, beſonders unter denen, die die Natur ſpekulativ zu betrachten geneigt waren, ein großes Aufſehen. Obgleich nun die leiſe Oſzillation eines kosmiſchen Daſeins, welches in unklaren Bebungen unſer Inneres bewegt, von mir niemals abgeleugnet wurde, ſo zweifelte ich nichtsdeſtoweniger entſchieden an der Möglichkeit, dieſe verborgene Naturtätigkeit zum Gegenſtande klarer wiſſenſchaftlicher Beobachtungen machen zu können; und wenn ich auch dieſe Richtung der Unterſuchungen nicht ganz abwies, ſo näherte ich mich ihnen doch nur mit großem Bedenken. Zu den Verſuchen, auf welche Ritter aufmerkſam gemacht hatte, und die er ſelbſt in Menge anſtellte, ſo wie ſie ſich auch mit Leichtigkeit wiederholen ließen, gehören vorzüglich folgende: An einem Haar oder ſonſt an einem möglichſt feinen Seidenfaden wird ein goldener Ring befeſtigt. Der Faden wird leicht zwiſchen den Fingerſpitzen gehalten, und wenn er über verſchiedene Körper gehalten wird, beſonders über Metalle, entſtehen beſtimmte Schwingungen; teils in geraden Linien, die dann durch ihre Richtung nach verſchiedenen Weltgegenden ſich unterſcheiden laſſen; teils durch verlängerte Ellipſen, bei welchen man nicht nur die Richtung nach den Weltgegenden, ſondern auch die Bewegung der Ellipſe von der Rechten nach der Linken oder umgekehrt wahrnehmen kann. Ritter glaubte in dieſen Bewegungen je nach der Natur der Gegenſtände, über welchen die Schwingungen ſtattfanden, ein geheimes Geſetz zu entdecken. In mehreren Gegenden von Deutſchland wurden dieſe Verſuche von Männern und Frauen mit leidenſchaftlichem Eifer angeſtellt; ſie waren förmlich Mode. Auch

unter meinen Freunden in Holſtein erregten ſie ein lebhaftes Intereſſe. Ich wollte nicht widerſprechen und nahm, obgleich kopfſchüttelnd, an ihren Verſuchen teil. Ich entdeckte bald, daß der ſubjektive pſychiſche Einfluß des Experimentators ſich von dem Objektiven des Gegenſtandes niemals entſchieden trennen ließ, und hielt mich für überzeugt, daß ein reiner Verſuch auf dieſem Wege nicht möglich wäre. Nun ſollte aber die Beſchäftigung meiner Freunde auf eine für mich höchſt lehrreiche Weiſe ein Ende nehmen.

Ich habe oft bemerkt, daß Philoſophen, die von einem rein abſtrakten Anfang an ſich entwickelt haben, am leichteſten mit unbeſtimmten Erſcheinungen zufriedengeſtellt werden, die ſich der Abſtraktion am leichteſten fügen; ſo wie der exakteſte mathematiſche Kalkül wohl nicht ſelten den unſicherſten Beobachtungen eine ſcheinbare Feſtigkeit erteilt hat, und wie eben die ſchlechteſte und ungeſchickteſte Dichtung durch die vortrefflichſte muſikaliſche Kompoſition gehoben wird.

Unter jene, die dieſe Verſuche mit dem größten Eifer und mit wirklichem Scharfſinn verfolgten, gehörte Hülſen. Während ich mich bei Thaden aufhielt, hatte er ſich eine Menge Metallſtäbe angeſchafft, zum Teil von Metallmiſchungen in wechſelnden, jederzeit möglichſt genau beſtimmten Verhältniſſen. Er betrachtete nun mit möglichſter Genauigkeit die Schwingungen über eine genau nach Norden orientierte Linie, welche durch andere in allen Richtungen der Windroſe gelegte Linien durchſchnitten wurde. Nachdem er ſich eine Zeitlang mit dieſen Verſuchen beſchäftigt hatte, hielt er ſich für überzeugt, ein wirkliches Syſtem aller dieſer Bewegungen gefunden zu haben, nach welchem ſich die ſideriſche Bedeutung der einfachen Metalle und ihre Miſchungen beſtimmen ließen. Dieſe Bewegungen, ihre Richtungen und die Drehungen der Ellipſen nach der Rechten oder Linken wurden

genau bemerkt, und die Reihe der Verſuche bildete ein langes Verzeichnis, welches in der Tat nicht ohne Überraſchung betrachtet werden konnte. Ich hatte eben Thaden verlaſſen und reiſte über Seekamp nach Hamburg zurück. Hülſen, erfreut über ſeine Entdeckung, die, wie ihm ſchien, durch die oft wiederholten Verſuche, die immer den nämlichen Erfolg hatten, feſt begründet war, kam ebenfalls nach Seekamp, um mich mit ſeiner Entdeckung bekannt zu machen. Alle Metallſtäbe wurden in einer beſtimmten Reihe geordnet, wie die Richtungen der Oſzillationen den Strichen des Kompaſſes von Norden nach Oſten folgten, die ganze Windroſe hindurch, und wie bei einem jeden Strich die Ellipſen ſich rechts oder links bewegten. Das weitläufige Verzeichnis, welches die Reſultate von faſt hundert Beobachtungen enthielt, ward mir übergeben. Alle Verſuche zu wiederholen, wäre freilich zu weitläufig geweſen, aber ein Drittel vom Ganzen wurde wirklich angeſtellt, willkürlich aus allen Windſtrichen genommen. Jedesmal, wenn ein beſtimmtes Metall genommen war, verglich ich das Reſultat mit dem in dem Verzeichnis angegebenen. Daß nun der Experimentator die Reſultate ſo vieler Verſuche ſolcher Art, die willkürlich aus der ganzen Reihe herausgeſucht wurden, für einen jeden Fall klar im Gedächtnis behalten hätte, ſich nie darin geirrt, ſich durch ſein ſicheres Bewußtſein orientiert und uns ſo getäuſcht hätte, war allerdings eine Hypotheſe, die entſchieden abgewieſen werden mußte; teils weil wir den redlichen Mann kannten, teils weil ſolcher Betrug ſchlechterdings unmöglich ſchien. Ich verfolgte dieſe Verſuche ſtillſchweigend, aber mit einer großen Spannung und ſteigender Verwunderung. Mein Freund Hülſen glaubte, den Grund dieſer Verwunderung in der Wichtigkeit ſeiner Entdeckung zu finden, und ward, je mehr die Menge der Verſuche zunahm, ſichtbar zufriedener. Indeſſen hatte ich mit Berger, unſerem Wirt, ein geheimes Einverſtändnis, und als wir

die Reihe der Verſuche ſchloſſen, wandte ich mich an Hülſen: „Freund," ſagte ich, „was ich hier erlebt habe, iſt in der Tat bewundernswürdig. Es iſt mir eine Aufgabe geworden, die mich wahrſcheinlich mein ganzes Leben hindurch beſchäftigen wird, ohne ihre ganze Löſung zu finden; aber ſie iſt mir eine pſychiſche und nicht eine phyſiſche geworden. Du biſt mir das Wunder, nicht deine Metallſtäbe — denn da", ſagte ich und zeigte mit dem Finger, „iſt Norden und nicht, wo du meinteſt." Er hatte das mit den Strichen bezeichnete Papier allerdings nach dem Kompaß gelegt; daß er ſich bei dieſen Verſuchen nach dem magnetiſchen Pol richten zu müſſen glaubte, war natürlich. Während er ſich nun wegbegab, um ſeine metalliſchen Stäbe zu holen, wurde zufällig durch einen Anſtoß das Papier verſchoben. Berger und ich vereinigten uns bald ſtillſchweigend, um die Erfolge dieſes Irrtums wahrzunehmen, und entdeckten nun mit größtem Erſtaunen, daß zwar der objektive äußere Pol verrückt war, daß aber der ſubjektive Pol der Seele dieſelbe Richtung behalten hatte, ſo daß alle ſcheinbar geſetzmäßigen Verhältniſſe ſich um dieſe mit inſtinktartiger Sicherheit ordneten.

Hülſen erſchrak zwar, als er auf dieſe Weiſe erfuhr, daß er, anſtatt ſeine phyſikaliſchen Kenntniſſe, ja die Wiſſenſchaft zu erweitern, ſich ſelbſt ein unerklärbares Rätſel geworden war. Aber er war zu ſehr Philoſoph, um nicht dieſe Sache vollkommen rein objektiv zu betrachten; von Pendelverſuchen war aber von jetzt an in dieſem Kreiſe nicht mehr die Rede.

Ph. O. Runge

Hamburg 1807

Philipp Otto Runge war, als er bei meinem früheren, wie ſpäteren Aufenthalte in Hamburg in dem vertrauteſten Umgange mit mir lebte, 30 Jahre alt. Seine erſte Bekanntſchaft hatte

ich mehrere Jahre früher in Dresden gemacht, wo er in dem genaueſten Umgange mit Tieck lebte. Dieſer nur zu früh geſtorbene Künſtler erregte zu ſeiner Zeit eine große Teilnahme, und da das Andenken an ihn durch die Herausgabe ſeiner hinterlaſſenen Schriften erneuert iſt, ſo halte ich mich um ſo mehr verpflichtet, das Bild dieſes in vieler Rückſicht merkwürdigen Mannes zu geben, wie es mir erſchien, und ſo gut ich es zu entwerfen vermag.

Das ſeinen Schriften vorgedruckte Bildnis iſt nach dem Ölgemälde, welches er ſelbſt gemalt hat, und man kann es ein ziemlich gelungenes nennen. Er war von mittlerer Größe, ſchlank gebaut, zeichnete ſich aber beſonders durch einen ſtarken Knochenbau aus, den man an den Händen und Füßen, aber auch im Geſicht erkannte. Seine Geſichtszüge waren deſſenungeachtet höchſt einnehmend und bedeutend; jeder, der ihn ſah, ahnete in ihm eine phantaſiereiche Dichternatur. Seine großen lebendig ſinnenden Augen waren gewöhnlich nach innen gekehrt und hatten eine unbeſchreiblich anziehende Gewalt. Seine dicht geſchloſſenen Lippen waren ungemein zart, und aus den leiſeſten Bewegungen derſelben ſprach ſich etwas Sinniges und Geiſtreiches aus. Er war in Geſellſchaft unbekannter Menſchen ſtill und verſchloſſen; im vertrauten Kreiſe aber gab er ſich gern und willig hin. Er lebte in Hamburg als glücklicher Ehemann, und ich brauche dieſes Verhältnis nur kurz zu erwähnen. Die Briefe an ſeine Frau, vor und nach ſeiner Ehe, wie viele Briefe an ſeine Freunde, die jetzt gedruckt ſind, enthüllen uns die Tiefe der mit allen ſeinen künſtleriſchen und dichteriſchen Gedanken innig verbundenen Neigung. Es gibt wenige Menſchen, die ſich ſo ganz als Fremdlinge auf der Erde darſtellen, wie er. Alle ſeine Gedanken, dichteriſche wie künſtleriſche, bewegten ſich in einer höhern geiſtigen Welt, in welcher er lebte, und aus welcher jede Äußerung entſprang. Wenn junge Männer nicht ſelten ſich bemühen, einem

in allen äußeren Rückſichten gefeſſelten ſinnlichen Daſein äußerlich eine höhere Bedeutung zu geben, das Gemeinſte und Geringſte mit hohen, aber leeren Worten zu übertünchen — ein Verſuch, der immer auf eine widerwärtige Weiſe mißlingt —, ſo erſchien Runge hingegen mit einer unbefangenen und ungeſuchten Wahrheit. Er ſuchte nie Worte, ich hörte nie einen Menſchen ſprechen, der mit großer Tiefe ſo einfach ſich äußerte wie er; gewöhnliche Menſchen überſahen ihn ganz, aber die wärmſte Neigung eines jeden Menſchen, der ihm einmal nahe getreten war, erwarb er ſich auf immer. Es entſtand faſt unvermeidlich ein Gefühl in ſeinen Freunden, durch welches ſie gezwungen wurden, ihm tätig zu dienen, alles in ſeiner Umgebung ſo zu ordnen, daß das innere, in der Erſcheinung fremde Daſein in allen Richtungen ſich frei entwickeln und äußern konnte. Dieſes, daß wer ihm nahe trat, ihm dienen mußte, geſtaltete ſich deswegen als eine unvermeidliche Forderung, weil die verſchiedenen Richtungen ſeiner Arbeiten weit auseinander lagen und dennoch ſo durchaus von einem einigenden Lebensprinzip durchdrungen waren, daß ſeine Freunde mit der geſpannteſten Erwartung der reichen, lebendigen Geſtalt entgegenſahen, deren Geburt angekündigt war, und die nun erſcheinen mußte. Dieſes erkannten ſeine Freunde, ſeine Familie, vor allen der Herausgeber ſeiner hinterlaſſenen Schriften, ſein Bruder, der ganz für ihn lebte und ſich opferte.

Wenn Runge unter ſeinen Freunden ſaß, erſchien er im wahrſten Sinne kindlich. Die geringſten, gewöhnlichſten Ereigniſſe erhielten einen dichteriſchen Anſtrich, und das Unbedeutendſte erſchien ihm märchenhaft. Ich habe auf dieſe Weiſe Abende erlebt, durch die Unterhaltung, die von ihm ausging, ſo ſeltſam gehoben, daß, wäre es möglich, ſie, wie ſie waren, darzuſtellen, eine Dichtung zum Vorſchein kommen würde, die zu den vorzüg-

lichſten gerechnet werden müßte, die jemals erſchienen ſind. Das Phantaſiereiche und Kindliche in der plattdeutſchen Sprache trat dann mit einem unwiderſtehlichem Zauber hervor; die beiden, in der deutſchen dichteriſchen Literatur allgemein bekannten und geſchätzten Märchen hörte ich an ſolchen Abenden von ihm erzählen, als ſie noch nicht gedruckt, ja noch nicht aufgeſchrieben waren; und ſie erſchienen da um ſo bedeutender, weil ſie nicht iſoliert etwa als ein verfertigtes vorgeleſenes Gedicht fremdartig in eine proſaiſche Welt hineintraten, weil wir vielmehr ſämtlich als Kinder von dem wunderbaren Grauen des Lebens ergriffen waren, ſo daß die Märchen uns faſt wie das Natürlichſte, die gewöhnliche Reflexion aber als etwas Unwahres und Nichtiges erſchien.

So ſehr auch Novalis durch Bildung und Anſichten des Lebens von Runge verſchieden war, ſo wurde ich doch immer an jenen erinnert. Novalis lebte in einer reichen Mythenwelt, wie ſie ſich geſchichtlich geſtaltet hatte, er lebte forſchend, grübelnd, bildend in ihr und ſprach aus ihr heraus. Hier aber glaubte ich das Mythen erzeugende Organ inmitten einer kalt reflektierten Zeit unmittelbar wahrzunehmen.

In der Tat, es war merkwürdig, wenn man nun neben dieſer rein phantaſtiſchen Richtung ſeines Geiſtes die Schärfe der Auffaſſung beſtimmter Gegenſtände, denen er in allen ihren Beziehungen nachforſchte und ſie zu verfolgen ſuchte, wahrnahm. Als Maler war ihm die Natur und Bedeutung der Farben höchſt wichtig, aber obgleich auch dieſe in einer tiefern, faſt myſtiſchen Bedeutung aufgefaßt wurden, ſo vergaß er doch keineswegs die durchaus äußeren, für das Techniſche wichtigen Verhältniſſe. Es wäre in der Tat wünſchenswert, wenn die Unterſuchungen, die er anſtellte, die Verſuche, durch welche er den Farben Dauer zu erteilen unternahm, ſelbſt wenn ſie nicht ganz gelungen waren,

allgemeiner bekannt würden. Da in den letzten Dezennien die Malerkunſt wieder aufzuleben anfängt, nachdem ſie faſt verloren gegangen oder mit untergeordneten Gegenſtänden beſchäftigt und in untergeordneten einſeitigen Manieren gefeſſelt war, iſt es mit Bedauern bemerkt worden, wie ſchnell mehrere der vorzüglichſten Bilder der neueſten Zeit nachgedunkelt ſind. Die Kunſt, welche die Alten ſo wohl verſtanden, der Friſche und dem Glanze der Farben in ihren Bildern Dauer zu verſchaffen, ſcheint in der Tat verſchwunden oder wenigen Malern nur noch wie durch einen Zufall eigen zu ſein. Auf dieſen Gegenſtand war Runges Aufmerkſamkeit ſorgfältig gerichtet. Was Albrecht Dürer und vorzüglich Leonardo da Vinci über die Farben geſchrieben hatten, war ihm wohlbekannt. Einen alten chemiſchen Laboranten in Altona, der ſich viel mit Verſuchen in der Farbenchemie beſchäftigte und im Beſitz beſtimmter Geheimniſſe zu ſein glaubte, hatte er perſönlich kennen gelernt. Seine Geheimniſſe gab dieſer nicht für eigene Erfindungen, vielmehr für Überlieferungen aus, und Runge verſchmähte es nicht, ſich mit ihm einzulaſſen. Das große lebhafte Intereſſe, welches er zeigte, erwarb ihm das Vertrauen des alten Adepten. Runge ſelbſt ſtellte eine Menge Verſuche an. Inwiefern dieſe Arbeiten zu irgendeinem bedeutenden Reſultate führten, iſt mir unbekannt geblieben. Die Schwierigkeit bleibt immer, daß das entſcheidende Urteil erſt nach einer bedeutenden Länge von Zeit gefällt werden kann.

Aber mit welcher Strenge und Schärfe der Beobachtung er einen beſtimmten Gegenſtand behandelte, beweiſt ſeine Schrift „Die Farbenkugel", in welcher er die Verhältniſſe aller Miſchungen der Farben zueinander in ihrer vollſtändigen Verwandtſchaft zu konſtruieren und eine Ableitung der Harmonie in der Zuſammenſtellung derſelben nachzuweiſen ſuchte. Dieſe Schrift, ſtreng auf ihren Gegenſtand beſchränkt, iſt als ein Muſter einer

in ſich ganz abgeſchloſſenen Unterſuchung, ſelbſt für die Naturwiſſenſchaft, zu betrachten.

Runge wandte ſich an Goethe, der, wie bekannt, einen ſeiner Briefe in ſeiner Optik abdrucken ließ. Ich habe aus den hinterlaſſenen Schriften geſehen, daß ich, wenigſtens eine Zeitlang, dieſe Korreſpondenz vermittelte. Mir war es völlig aus dem Gedächtniſſe verſchwunden. Aber die Darſtellung der Farbenkugel, wie ſie Runge gibt, iſt von einer jeden vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Farbentheorie ganz unabhängig. Bei einem jeden ſolchen Wechſel behält ſie ihren Wert.

Obgleich nun dieſe Arbeit in ihrer Abgeſchloſſenheit ebenſo abgeſondert von der großen, künſtleriſch-dichteriſchen Unternehmung Runges, wie von der theoretiſierenden Phyſik, daliegt, einem vollendetem Faktum ähnlich, ſo iſt doch die Betrachtung desſelben für einen jeden, der Runge richtig ſchätzen will, von großer Bedeutung. Es gibt keinen Künſtler der neueren Zeit, der ſich ſo unbedingt ſeiner reichen Phantaſie hingab, und bei dem erſten Anblicke ſcheinen ſeine Produkte mehr einem willkürlichen Traume ähnlich, in welchem alle beſtimmten Geſtalten ſich durch unſichere Verwandlungen in das Geſtaltloſe hineintauchen und zu verſchwinden drohen. Wenn wir nun aber ſehen, wie dieſer ſcheinbar träumeriſche Künſtler mit der kälteſten Beſonnenheit einen verwickelten Gegenſtand in allen ſeinen Beziehungen zu umfaſſen vermag, dürfen wir dann vorausſetzen, daß er in ſeinen Darſtellungen alle Beſinnung verloren hat? muß man nicht vielmehr glauben, daß die wunderbare Freiheit ſo viel wagt, weil ſie von einer beſonnenen Zuverſicht ſicher getragen wird? daß ſich eine verhüllte, tiefe Abſichtlichkeit in dem ſcheinbar willkürlichen Spiel verbirgt? Seine Produkte mögen uns rätſelhaft erſcheinen, aber die Rätſel ſind ſinnvoll, ſie ſtoßen nicht zurück, ſie ziehen uns vielmehr an, und wir können ſie nicht

verlaſſen, ohne mit aller Anſtrengung ihre Löſung zu verſuchen.

So erfreulich das Wiederaufleben der Kunſt in unſeren Tagen iſt, ſo gern wir die Bewunderung der bedeutenden Talente, die zum Vorſchein gekommen ſind, teilen: ſo müſſen wir doch geſtehen, daß eine ſo tief geiſtig bewegte Zeit, wie die unſere, eine neue, ihr zugehörige eigentümliche Kunſt fordert. Was wir beſitzen, iſt mehr oder weniger Wiederholung des Dageweſenen; von dieſer Überzeugung war Runge durchdrungen und in dieſer Hinſicht recht eigentlich ein Kind der lebendigen neuen Zeit, die hervortrat; in ſeiner reinen Urſprünglichkeit dem Tiefſten, was damals laut wurde und ſich wechſelſeitig verſtändigte, gleich.

Alle Kunſt iſt Mythe, ja dieſe findet ihre reine vollendete Darſtellung erſt in der Kunſt. Allerdings hat eine jede Religion, auch die wahrſte und heiligſte, ihre mythiſche Seite, aber keine, auch nicht die verirrte, entſpringt aus der Mythe. In der Religion bewegen ſich alle Momente des Daſeins, und in dieſer lebendigen Einheit aller geht ſie einer höheren, über das bloß ſinnliche Daſein hinausreichenden Entwickelung entgegen: aber ſie will, ja ſie ſoll ſich auch ſinnlich darſtellen, ſie ſoll innerhalb der ſinnlichen Entwickelungsſtufe, auf welcher wir leben, eine vollendete Geſtaltung erhalten, ſie ſoll irdiſcher Natur, d. h. Kunſt werden. In dieſer Richtung bleibt das Daſein zwar, wie jede hiſtoriſche Erſcheinung, wo es eine wahre Bedeutung behält, wo es alſo als eine Verklärung der Geſchichte erſcheint, in ſeiner Quelle religiös. Die Religion iſt das Gewiſſen der Kunſt, wie jeder irdiſchen Tat. Die Richtung gegen die Kunſt aber iſt in der Bewegung der erſcheinenden Geſchichte als eine beſondere befangen, nicht eine Bewegung des ganzen Daſeins, wie die Religion, ſie iſt Poeſie, Mythe. So iſt in der lebendigen Zeit des Katholizismus auch die chriſtliche Religion dichteriſch geworden, und dieſe Dichtung

hat ihre Vollendung gefunden in einer mythiſchen Kunſt. Das Chriſtentum hat nicht angefangen mit einer Mythe; wer dieſe Behauptung aufſtellt, verkennt durchaus ſeinen göttlichen Urſprung. Eine beſtimmte irdiſche Entwickelungsſtufe aber ſchloß mit einer ſolchen, wie mit einer beſtimmten Bildung der Wiſſenſchaft, des Volkslebens, des Staates. Wir haben recht, wenn wir die tiefe göttliche Abſichtlichkeit, die ſich in dieſen Bildungen verbarg, bewundern: aber ſie bilden ſämtlich unſere Vergangenheit, die nicht verdrängt, wohl aber einer höhern reicheren Metamorphoſe entgegengeführt werden, und in dieſer ſelbſt eine tiefere Bedeutung erhalten ſoll.

Runge hat ſich ſelbſt über ſeine Anſicht einer neuen Kunſt geäußert, und dieſe Äußerungen liegen uns jetzt in aller Ausführlichkeit vor. So aber, wie ſie da ſind, waren ſie nicht für das Publikum beſtimmt, es war vielmehr eine innere tiefe Aufgabe, die Verſtändnis, Löſung und Mitteilung bei den nächſten Freunden ſuchte. Der Reichtum, der in dieſem Anfange einer neuen Kunſt lag, ſtimmte mit der geiſtigen Bewegung der ganzen Zeit überein. Der Keim der neuen Entwickelung ſchloß den Menſchen nicht als ein iſoliertes, leibliches, ſinnliches Gebilde in ſich, vielmehr ihn ſelbſt mit ſeiner Welt; alle Naturgebilde ſollten den Menſchen mit ſeinen inneren Kämpfen und Siegen darſtellen, und der Menſch ſollte wiederum ganz Natur ſein. Ich ſelbſt gehörte zu denen, die, als die hinterlaſſenen Schriften erſchienen, die große Ausführlichkeit zu tadeln geneigt waren. Je mehr ich mich aber mit dieſen Schriften beſchäftigte, deſto entſchiedener trat die Überzeugung hervor, daß nichts fehlen dürfe. Wer würde es wagen, an dieſe Konfeſſionen die abkürzende Hand zu legen?

Die Arabesken, mit welchen er anfing, enthielten den lebendigen Keim einer neuen Kunſt; in einem ſolchen Keim aber liegt

ein überſchwenglicher Trieb der Bildung, eine reiche aber unbeſtimmte Zukunft, die geweisſagt, angedeutet, aber nicht dargeſtellt werden kann. Die Tageszeiten, wie ſie zuerſt erſchienen, zeigten in ihrer Kompoſition etwas Architektoniſches; das Beweglichſte erhält dadurch einen ruhenden Charakter und wird plaſtiſch, und alle drei Richtungen der Kunſt treten in dieſem Anfange in ihrer Einheit hervor. Die tiefe Abſichtlichkeit, die in den Darſtellungen ſich ausſpricht, iſt leicht zu entdecken. Der heiße Tag, der kühle Abend, die träumeriſche Nacht, alle dieſe Darſtellungen ſprechen uns in ihrer Eigentümlichkeit unmittelbar an; aber der tiefe verborgene Sinn, durch welchen die Bilder ſich in Schriften reichen Inhalts verwandeln, Geſtalten Worte, und die bedeutungsvollſten Worte Geſtalten werden, tritt erſt nach einem langen Studium dem Betrachtenden entgegen. Der Ausdruck „Symbol" wäre hier ein ſchwacher und ſchiefer; in dieſem nämlich liegt immer etwas von äußerer Beziehung zwiſchen Geſtalt und Wort; es fällt keinem ein, die Worte Symbole der Gedanken zu nennen, und wie das treffende Wort der reinſte Ausdruck der Gedanken, ſo ſind in dieſen Darſtellungen die Geſtalten die reinſten Ausdrücke der Worte. Görres hat in den Heidelberger Jahrbüchern eine gelungene Darſtellung dieſer Bilder gewagt, und obgleich bei der herrſchenden Unfähigkeit, eine ſolche Bilderſprache vollkommen zu verſtehen, die Deutung mit der wechſelnden Perſönlichkeit ſelbſt eine wechſelnde und willkürliche wird, kann man doch behaupten, daß ein längeres Studium dieſer Bilder, ſelbſt wenn es hypothetiſch anfängt, immer von neuem zu einer tiefern Forſchung reizt, und daß eine Ahnung entſteht von einem vollkommen klaren Verſtändnis aller Ausdrücke, ſo daß, wo das Rätſel gelöſt iſt, auch alle Willkürlichkeit verſchwindet.

Ich habe oben unter den Tageszeiten die Darſtellung des Morgens nicht genannt. Runge war mit dieſer nicht zufrieden.

Eine ſpätere, in ſich klarere Darſtellung ſchickte er mir in einer Zeichnung kurz vor ſeinem Tode. Es iſt das einzige Bild, welches auch als Ölgemälde ausgeführt wurde. In dieſem treten auch die Farben in ihrer mythiſchen Bedeutung hervor. Das Gemälde iſt in dem Beſitze des Bruders, und wenn es als Ölgemälde nicht verglichen werden kann mit den Werken großer Meiſter, ſo darf man nicht vergeſſen, daß dieſe Werke die künſtleriſche Vollendung einer vergangenen Zeit, das Gemälde meines Freundes aber der erſte unvollkommene Anfang einer neuen Kunſt iſt. Die für mich entworfene Zeichnung, die ich als einen großen Schatz bewahre, iſt in Hamburg lithographiert. Das, worauf ich bei dieſer aufmerkſam machen will, iſt der Gegenſatz zwiſchen der Morgenröte und einem auf dem Rücken liegenden, ſpielenden Kinde. Die natürliche Lage des Kindes, wodurch es ſich von allen Tieren unterſcheidet, iſt, daß es auf dem Rücken liegt; daß ſich bei den neugebornen Tieren ſo früh das Gehen entwickelt, beweiſt eben, daß ſie der Vormundſchaft der Natur noch nicht entrückt ſind. Das hülfloſe Kind, welches man bedauert, iſt aber von der Natur losgeſprochen; es iſt in eine höhere Welt verſetzt, es iſt geboren, von den Armen der Liebe getragen zu werden. Wenn das nackte Kind gegen das Ende des erſten Jahres, von aller Bedeckung entblößt, frei und ſpielend auf dem Rücken liegt, dann gibt es keinen heiligern Ausdruck der Morgenröte, als der in dieſer Geſtaltung ausgeſprochen wird. Das Kind iſt ſchon durch das Säugen mit den Armen vertraut; Organe, die tätig ſind, ſind ſchon durch die Tat der Reflexion entronnen, und wenn ein Kind ſich zu viel mit der Betrachtung der Hände und Finger beſchäftigt, ſo kann man faſt eine Krankheit vorausſetzen. Die Beine und Füße dagegen bleiben in den erſten Monaten untätig; ſie erſcheinen faſt als dem Kinde nicht zugehörig; eine innere Ahnung aber zieht die Aufmerkſamkeit auf dieſe Glieder, wie

ſpäter auf andere Kinder, in welchen der Keim gegenſeitiger Entwickelung derſelben Stufe ſich ahnungsvoll ausſpricht. Die Betrachtung geht nun in eine lebhafte Bewegung über. Das Kind rührt die unteren Glieder fortdauernd ſpielend und kann nicht müde werden, es zu tun; das Kriechen oder Gehen iſt als Gegenwart in dieſer Bewegung gar nicht gegeben; es ſcheinen dieſe beiden Bewegungen ſogar noch immer unmöglich: und dennoch ſcheinen ſie in einer Gegenwart, welche die beſtimmte Tätigkeit ausſchließt, ein dunkles Bewußtſein des zukünftigen Kriechens und Gehens, die Vorübungen, ich möchte ſagen, die Studien einer ſpätern Tätigkeit zu verbergen. Das Kind kann nicht ſprechen, das Lallen enthält ebenſowenig die Elemente der Sprache, wie das Spielen mit den Füßen die Elemente des Gehens. Was iſt nun dieſes jubelnde Lallen, das gar nicht aufhören will? Es iſt die noch geſchloſſene, aber ſchwellende Knoſpe der Sprache. — Eine jede Mutter, die ſo das ſpielende Kind betrachtet, trägt einen Himmel der Zuverſicht und der Hoffnung in ſich.

Man erzählt von dem griechiſchen Skeptiker Pyrrho, daß er einſt in einem heftigen Sturme, auf einem Schiffe ſegelnd, während der Untergang drohte und die Mannſchaft in Verzweiflung war, nach einem ſchlafenden Schweine hinwies und äußerte: ſo müſſe der Philoſoph ſein. Wie ganz anders erſcheint eine Mutter, die in ihrem jubelnden Kinde (wie dieſes in ſich ſelber) verſunken, alle Stürme des Lebens vergißt und in der ſtillen andächtigen Betrachtung die aufgehende Morgenröte, die aus ihrer unergründlichen Tiefe einen heitern, reichen Tag der Liebe verſpricht, erblickt. Schützende Geiſter umgeben das Kind, die mütterliche Liebe beſchwört ſie und hält ſie in ſeiner Nähe als dienende feſt; die Zuverſicht des Kindes, der Jubel des Daſeins, mit einer Zukunft ſchwanger, verkündet den Tag, und ſo auf der Erde ruhend, bietet es das ſchönſte Bild einer keimenden Welt dar.

In dem Bilde neigen ſich anbetende Engel vor der Unergründlichkeit der ineinander verflochtenen Engelſchar, welche als Morgenröte aufſteigend, eben in dem Kinde Menſch geworden iſt, und die zwiſchen beiden ſchwebende Mutter iſt die vermittelnde Geſtalt, denn das ganze Daſein iſt Kind geworden, und das ſpielende und lallende Kind trägt eine Welt in ſich.

Aber ein ſolches Kind iſt die Kunſt des Verfaſſers, und man muß ſelbſt ein Kind werden, um ihn in ſeiner Tiefe zu faſſen. — Die Kunſt, ſagen wir, erſcheint in ihm kindlich, aber die Welt der Zukunft, das Gehen, Ergreifen und Sprechen des Kindes, liegt in dem Künſtler, er iſt ja liebende, pflegende Mutter und Kind zugleich. Das umfaſſende Studium, die beſonnene Forſchung iſt mehr als eine abſtrakte Möglichkeit, ſie iſt die zukünftige Wirklichkeit des Kindes und daher erhält auch dieſe Umgebung ihre eigentliche Bedeutung aus der fortſchreitenden Entwickelung der Kunſt ſelber.

So als ein mit den Füßen ſpielendes, mit der Zunge lallendes Kind, aber auch mit der Prunkloſigkeit der Entwickelung des Kindes, und von der reichen Hoffnung erfüllt, muß man jene Rungeſchen Anfänge der Kunſt betrachten. Das Spielen zwiſchen Kindern und Blumen, die ſich wechſelſeitig verſtändigen, ſoll einen Tag der Kunſt herbeiführen, ſtellt ihn aber noch nicht dar; daß jedoch dieſes ſcheinbar nutzloſe Spiel nicht ein leeres ſei, das beweiſt die tiefe Abſichtlichkeit, die in ihm verborgen liegt, wie in dem Organismus des Kindes.

Meine Bekanntſchaft und innige Verbindung mit Runge rief zuerſt die Bedeutung einer neuen Kunſt, einer neuen Poeſie, die ich erwartete, hervor; ſie ſchwebt mir noch immer wie eine zukünftige, lebendige Hoffnung vor der Seele, obgleich die erſten Töne der Poeſie, welche die künſtleriſche Vollendung der Mythe verkündigen und beleben ſollten, mit der Tieckſchen Märchenwelt

ebenfalls in ihrem kindlichen Lallen verklangen. — Runge war dem Tode geweiht; die hektiſche Konſtitution ſprach ſich entſchieden aus, die roten Flecken auf den Wangen verkündigten die Annäherung der letzten Stunden, und ein tief wehmütiges Gefühl durchdrang mich, als ich mich zuletzt von ihm trennte.

Joh. v. Müller als Chef der weſtfäliſchen Univerſitäten

Halle 1808

Joh. v. Müller war der Chef aller weſtfäliſchen Univerſitäten. Er hatte ſich, wie man behauptet, von den furchtbaren Ereigniſſen des Krieges überwältigt, nach einer Audienz bei dem Kaiſer Napoleon ſchwach gezeigt, aber als er ſich beſann, entzog er ſich dennoch dem Einfluſſe der nahen und drückenden Gewalt der Feinde. Er verließ Berlin, um ſich auf der Univerſität Tübingen als Profeſſor zu verbergen, ward aber auf der Reiſe, man kann wohl ſagen, aufgegriffen und als Staatsrat nach Caſſel geſchleppt. Gewiß war ihm dieſe glanzvolle Beförderung, die ihn an die Spitze aller wiſſenſchaftlichen Inſtitute des neuen Königreichs ſtellte, keineswegs angenehm. Wie er war, konnte er ſich die trotzige Geſinnung, die erfordert wurde, um eine ſolche Stelle zu bekleiden, keineswegs zutrauen, und daß kein Beamter eine unangenehmere Stellung einnehmen würde, als er, ließ ſich vorausſehen. In der Tat erfuhren wir auch, daß er nie ſo entſchieden, als erfordert wurde, ſich zeigte; und ein Gelehrter in Göttingen, der berühmte Heyne, trat, freilich durch ſeine Zelebrität, wie durch ſein hohes Alter — er war der Senior aller deutſchen literariſchen Notabilitäten — beſchützt, viel trotziger und kühner hervor. Man fürchtete Göttingen, denn es war die einzige Univerſität, die man ſchätzte, alle übrigen waren den Franzoſen unbekannt, und Heynes entſchiedene Oppoſition ward, wie wir erfuhren, dieſer Univerſität bei vielen Gelegenheiten nützlich.

Beſuch des Königs Jerome in Halle

Halle 1808

Der neue König Jerome beehrte die Univerſität der Stadt Halle mit ſeinem Beſuch. Er ward von mehreren Generalen und Beamten und unter dieſen von ſeinem Staatsrat Joh. v. Müller begleitet. Ich war erſt entſchloſſen, unter den Profeſſoren, die ſich ihm vorſtellen ſollten, nicht zu erſcheinen, konnte aber der Luſt nicht widerſtehen, dieſen Menſchen, der aus einem völlig unbedeutenden und nichtigen frühern Leben, nachdem er ſeine Frau verſtoßen hatte, um eine deutſche Prinzeſſin zu heiraten, durch die bloße Willkür ſeines Bruders ein deutſcher König geworden war, in Augenſchein zu nehmen. Das ſämtliche Korps der Profeſſoren und die Beamten der Stadt waren bei Niemeyer verſammelt. Der Torweg, den der König paſſieren mußte, um in die für ihn beſtimmten Gemächer einzutreten, war mit Blumen beſtreut; geputzte Mädchen aus der Stadt waren dort bereit, ihn mit Gedichten zu empfangen: und ich geſtehe, daß mich dieſe, für ſeinen Empfang beſtimmten Feierlichkeiten empörten. Mir war es, als wäre ein ſolcher Akt der Huldigung, durch welche die reine Unſchuld das Zeugnis einer tiefen Zuneigung ausdrücken ſoll, als wären die heiligen Worte des Erlöſers: „werdet wie die Kinder", entweiht; als dürfte eine ähnliche Huldigung bei dem Empfange eines echten Königs, der Treue und Anhänglichkeit zu fordern berechtigt iſt, nie mehr ſtattfinden, nachdem ſie durch eine ſolche Entheiligung allen Wert verloren hatte. Und doch, welche andere könnte an die Stelle dieſer ſchönſten treten?

Während wir ziemlich eng zuſammengedrängt auf die Ankunft Jeromes warteten, wurde allerlei geſprochen. Manche Profeſſoren äußerten ſich dreiſt genug; ich ſchwieg, ja, ich ward von einer Scham ergriffen, mich hier zu finden, die mich niederdrückte. Meine Erbitterung gegen den ganzen Auftritt, wie

gegen mich ſelbſt, war ſichtbar, meine nie verhehlte Geſinnung allgemein bekannt....

Der König kam. Es dauerte noch eine lange Zeit, bevor die verſchiedenen Klaſſen der Verſammelten zur Audienz vorgelaſſen wurden. Der damalige Unterpräfekt, in die Staatsuniform gekleidet, den Klapphut unter dem Arm, ſtand dicht an der Türe, die eröffnet werden ſollte, als derjenige, der mit ſeinen Untergebenen zuerſt vorgelaſſen zu werden erwartete und forderte. Wir hatten uns beſcheiden zurückgezogen. Die Türe ward eröffnet, einer der vornehmen Begleiter des Königs, ob ein Hofmarſchall, oder Kammerherr, oder Adjutant, weiß ich jetzt nicht und wußte es kaum damals, trat herein. Der Präfekt hatte ſchon einen Schritt vorwärts getan, ward aber aufgehalten. Der König wollte zuerſt die Gelehrten empfangen. Es iſt bekanntlich eine Sitte in Frankreich, der das Geiſtige repräſentierenden Korporation den Vorrang zu geben. Die religiöſe hatte nach der Revolution den ihr gebührenden Vorzug verloren. Wir traten ein. In der Mitte ſeiner Umgebung ſtand der König da, eine wahrhaft kümmerliche Geſtalt; eine nichtsſagende Phyſiognomie; jugendliche Geſichtszüge, durch Ausſchweifungen entſtellt, ſeine Augen matt, ſeine Haltung unſicher; man erkannte den Mann, der kein eigenes Daſein hatte und es fühlte, daß er, von andern getragen, in ſich völlig bedeutungslos war. In einer kurzen Anrede verſicherte er uns, daß er die Wiſſenſchaften ganz vorzüglich liebe und dieſe und die Univerſitäten beſchützen werde.

Aber eine Geſtalt hatte mich in der Umgebung des Königs mit tiefer Wehmut ergriffen; es war Joh. v. Müller. Er war ſtark, breit, in ſeiner Haltung etwas ungeſchickt, ſeine Geſichtszüge, obgleich bedeutend, doch nichts weniger als ſchön. Wie ich zu bemerken glaubte, ſchien er höchſt verlegen, als ſchämte er ſich. In der ſteifen, von breiten Goldtreſſen ſtarrenden Staatsrats-

uniform, ſah er dem Schweizer eines Hotels nur gar zu ähnlich, und ich vermißte den Portierſtab.

Geſpräch mit Johannes von Müller

Nach der Audienz ſtattete ich dem Staatsrat Joh. v. Müller einen Beſuch ab. Es waren mehr als drei Jahre verfloſſen, ſeit ich ſeine Bekanntſchaft in einer Zeit voll großer kühner Entſchlüſſe und glänzender Hoffnungen gemacht hatte, und nun ſahen wir uns ſo wieder. Beide der nämlichen feindlichen Gewalt, wie es ſchien, rettungslos hingegeben, waren wir inſofern uns gleich; es war das grenzenloſe Unglück, welches uns gleich machte. Daß die Verſchiedenheit unſerer Stellung, ſeine als meine höchſte Behörde, meine als ſein Untergebener, dem tiefen, gleichmachenden Unglücke gegenüber keine Bedeutung hatte, war natürlich. Unſer Geſpräch drehte ſich um jene kühne Zeit und um die furchtbare Gegenwart. Ihm war alle Hoffnung verſchwunden, er war innerlich ganz in ſich zerfallen und verbarg es nicht; und, wie natürlich, in ſeiner Umgebung konnte er die Stätte nicht entdecken, die eine zukünftige Hoffnung feſthielt und zur Tat auszubilden verſprach. In dieſer war ich heimiſch, wie der Erfolg meiner Darſtellung zeigen wird. Er warnte mich, er hatte mancherlei von meinen unvorſichtigen Äußerungen gehört, er ſchien gefährliche, geheime Verbindungen zu ahnen, doch nicht zu kennen. „Ich kann keinen ſchützen," ſagte er, „ich bin genötigt, ſtillſchweigend den Untergang der Unbeſonnenen zu dulden." Als ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte, reichte er mir wehmütig die Hand; die Tränen ſtanden ihm in den Augen. „Sie müſſen ſich entfernen," ſprach er, „ein zu langes Geſpräch könnte verdächtig erſcheinen." Das war der Mann, der die große Vergangenheit mächtiger germaniſcher Geſinnungen bewahrt und ausgeſprochen hatte! Eine Erfahrung wie dieſe war mir

ſchrecklich. Es war mir grauenhaft hart, die Verehrung, die ich für ihn hatte, in Mitleid verwandeln zu müſſen.

Von Schellings Einfluß

Wenn ich nun ſagen ſoll, was ich Schelling verdankte, und zwar ſo, daß es nicht ein Geliehenes war, ſondern ein Urſprüngliches, aus meiner eigenſten Natur Entſprungenes genannt werden mußte, ſo glaube ich dieſe mir verliehene Gabe am deutlichſten zu bezeichnen, wenn ich ſie als ein anſchauendes Erkennen des ganzen Daſeins, als eine Organiſation auffaſſe. So wie in einer jeden organiſchen Geſtalt ein jedes, ſelbſt das geringſte Gebilde nur in ſeiner Einheit mit dem Ganzen begriffen werden kann, ſo war mir das Univerſum, ſelbſt geſchichtlich aufgefaßt, eine organiſche Entwickelung geworden, aber eine ſolche, die erſt durch das höchſte Gebilde, durch den Menſchen, ihre Vollendung erhielt. Dadurch nun war allerdings eine Teleologie entſtanden, die, tiefer begründet, die Stelle der früher verſchmähten erſetzte. Denn als ein ſich organiſch Entwickelndes kann das Daſein nur dann begriffen werden, wenn die Zukunft der Entwickelung ſchon als eine vollendete uns vorſchwebt, und nur in dieſer abgeſchloſſenen Vollendung betrachtet, erhalten die früheren Momente eine lebendige Bedeutung.

Dieſes ſich Entwickelnde, Natur und Geſchichte auf gleiche Weiſe Umfaſſende und Belebende, war mir nun zwar, indem ich es immer tiefer mir anzueignen ſuchte, während meiner einſamen Betrachtungen in der unglücklichen Zeit eine göttliche Offenbarung; und oft war es mir, als ſähe ich die Hoffnung erfüllt, die mich zehn bis zwölf Jahre früher, als ich Schellings Schriften zuerſt las, ſo lebendig durchdrang; als wäre die ſtarr gebietende ſpinoziſtiſche Subſtanz, der Wille, der ſich ſelbſt in ſeiner Vollendung vernichtet, wirklich ein im Ganzen, wie in einer jeden Form fort-

dauernd wollender geworden. Aber dieſe Auffaſſung eines perſönlichen Gottes, den wir uns nur durch eine völlige Hingebung aneignen können, ward noch von der ſpekulativen Selbſtſucht der freien Beſtimmung eines konſtruierenden Bewußtſeins, welches durch die Spekulation ſich in ſeiner eigenen Notwendigkeit ergriff, gefeſſelt. Es war noch immer jene Gewalt der Konſtruktion, die ſelbſt meinen Gott feſthielt, als wäre er durch mich gebannt und durch die ſtrengen Geſetze meines Denkens gezwungen worden, mir ſeine innerſten Ratſchläge und Gedanken, faſt wider ſeinen Willen, kund zu tun. Gegen die Anſicht, als wäre der ſich entwickelnde Gott doch nichts anderes, als das ſich entwickelnde Bewußtſein ſelbſt, als liege daher in dieſem allein, wie alle Wahrheit, ſo auch jeder lebendige Keim einer geiſtigen Zukunft, ſträubte ſich zwar ein religiöſes Gefühl, welches niemals ganz verſchwand, weil ich ſelbſt in Momenten, in welchen ich mir ein Titan zu ſein dünkte, doch nicht aufhören konnte, zugleich ein Kind zu ſein. Auf dieſem Standpunkte hatte ich mich ſchon jahrelang bewegt, auf welchem ich einſehen lernte, daß die Philoſophie da anfing, wo die unauflöslichen Widerſprüche eines ſinnlichen Verſtandes ihre Löſung ſuchten durch einen rein geiſtigen. Dieſer Übergang von einem Erkennen bloß erſcheinender, ſich wechſelſeitig bedingender, zu einem höheren, alles umfaſſenden, aber ſinnlich unzugänglichen Geſetze beſtimmter Verhältniſſe zur Spekulation ſetzte das Ganze, als ein geiſtig Vollendetes und doch Werdendes, voraus; wir müſſen uns dem Ganzen hingeben, um uns in und mit dem Geſetz, als einem Eigentume des Bewußtſeins, frei zu bewegen. So freilich trat das verborgene Geſetz hervor und ward Selbſtbeſtimmung der Vernunft. Ich jubelte, als ich mich nun von einem unerkannten Geſetz befreit fühlte, als dieſes die Natur meines ſelbſtändigen Geiſtes mir enthüllen mußte, mir diente, anſtatt mich zu zwingen: aber meine ganze Bildung war keine ur-

ſprünglich abſtrakte. Wenn das lebendige Daſein ſich auch in den notwendigen Formen des Denkens bewegte und ſich dieſen fügte, ſo lag doch etwas in dieſem Leben, die lebendige Fülle desſelben und ſeine reiche Zukunft, die Wirklichkeit einer inhaltsreichen Vergangenheit, die ſo, wie ſie da war, im Kleinſten wie im Größten, bei aller ſcheinbaren Verwirrung zugleich eine bedeutungsvolle Weisſagung enthielt. Alles hatte ſich unter meinen Händen in eine geſchichtliche Verwirklichung verwandelt, welche die äußere Natur, wie das Innere des perſönlichen Bewußtſeins umſchlang, und die Vollendung des Daſeins, von welcher ſie ausging, durch welche ein jedes Moment des Erkennens erſt ſeine Bedeutung erhielt, verwandelte ſich in eine gegebene, nicht durch das Daſein errungene. So ward ich nun auf einen höhern Standpunkt geführt, auf welchem der frühere Kampf zwiſchen Verſtand und Spekulation ſich mit tieferer Bedeutung wiederholte. Das, was ich durch eine Selbſtbeſtimmung des Bewußtſeins erringen zu können wähnte, ſollte ſich als Vollendung einer noch nicht abgeſchloſſenen Entwickelung, alſo als ein noch nicht Erkanntes, als ein Gegebenes darſtellen, und noch einmal ſollte ich mich über die Tätigkeit des bloß ſich ſelbſt beſtimmenden Denkens erheben und die Freiheit desſelben durch eine innere unbedingte Hingebung erlangen. Aber dasjenige zu opfern, was wir mit der größten Anſtrengung als einen großen Schatz erworben zu haben meinen, fällt dem Menſchen ſchwer. Das Geſtändnis ſollte ich ablegen, daß ſich mit dem ganzen Daſein, welches ſich in mir bewegte, zwar meine ganze geiſtige Bedeutung von einem Lebendigen erhielt, daß dieſes nicht als ein abgetrenntes Fragment von dem Ganzen betrachtet werden konnte, weil ſonſt die Entwickelung aufhörte, eine lebendige und organiſche zu ſein, daß daher auch alles wahre Erkennen in mir nur aus dieſem lebendigen Ganzen entſpringen konnte: daß aber dennoch mein ganzes

geiſtiges Weſen und ſeine Wahrheit nur als das Moment einer Entwickelung begriffen werden konnte, deſſen inneres, immanentes Prinzip in mir tätig war, ohne in ſeiner Vollendung von mir zur Wirklichkeit gebracht werden zu können. Ich war nie innerlich von dieſer zukünftigen Wirklichkeit getrennt; ich habe es nie vermocht, mich mit der Konſequenz der Möglichkeit zu begnügen; und die Täuſchung, als könnte jene in dieſer aufgehen, konnte nicht lange dauern: und doch ward es mir ſchwer, ſie aufzugeben. Das Starre eines allumfaſſenden, in ſich abgeſchloſſenen Denkens feſſelte noch immer meinen Gott, ſelbſt als die lebendigen Pulſe eines höhern Lebens die Feſſeln der Konſtruktion zu zerſprengen drohten.

Man wird jene Epoche einer keimenden religiöſen Anſicht, die ſich dennoch nicht von der Konſequenz eines bloßen einſeitigen Denkſyſtems loszureißen wagte, in den Grundzügen erkennen; aber beſonders iſt in dieſer Rückſicht eine kleine Schrift „über die Idee der Univerſitäten" mir ſelbſt beim Wiederdurchleſen merkwürdig geworden. Dort erſcheint der alles Wiſſen tragende Glaube offenbar als die Grundlage und zugleich als die geheiligte Quelle des Daſeins, Chriſtus als derjenige, in und mit welchem Gott ſich offenbart, ſelbſt Gott: aber dennoch wird der Glaube durch ein alles umfaſſendes Wiſſen bedingt, und der perſönliche Heiland verſchwimmt in jenem von der Spekulation geforderten Ideal der Menſchheit, wie es von Kant zuerſt rein, aber auch redlich aufgeſtellt und ſeiner Perſönlichkeit nach pſychologiſch erklärt wurde; wie es ſich erhalten hat, bis es in unſern Tagen ſich in ein durch Denkkünſte zugeſchnittenes Idol verwandelte, in deſſen vollendeter Geſtalt der Denkkünſtler ſich ſelbſt anbetet. Ich werde Gelegenheit haben, ſpäter von dieſer kleinen Schrift in einer andern Beziehung zu reden.

Halle 1808

In der glücklichen Zeit der Univerſität erſchien in Halle der zu ſeiner Zeit ſo berühmt gewordene Gall. Er hatte Vorleſungen in Berlin gehalten, dort großes Aufſehen erregt und viele Anhänger und Gegner gefunden. Gall war eine ſehr ausgezeichnete Perſönlichkeit, und ſeine exoteriſche Lehre von der Schädelbildung und ihrem Einfluß auf die Talente, wie ſelbſt auf die Geſinnungen der Menſchen war, wie bekannt, gegründet auf eine Anſicht der Gehirnbildung als aus dem Rückenmark hervorgehend, die ſo, wie ſie ſich durch ihn zuerſt ausſprach, eine wiſſenſchaftliche Bedeutung erhielt. Gall gehörte zu den Menſchen, die in einſeitigen ſinnlichen Beobachtungen und ihren Kombinationen eine große Sicherheit des Erkennens zu finden vermeinten. Ich habe wenige Menſchen gekannt, die ſich ſo wenig durch Zweifel irgendeiner Art ſtören ließen. Er ſchien keine Ahnung von der Möglichkeit ſolcher Zweifel zu haben und trat mit einer Zuverſicht auf, die bewundernswürdig war. Wo er hinkam, drängte ſich nicht bloß die Menge ſolcher Menſchen zu ihm, die manchmal, beunruhigt durch Probleme, die ſie nicht abweiſen können, nicht eine innere, ſelbſterrungene, vielmehr eine bequem mitgeteilte Überzeugung ſuchen, ſondern auch die bedeutendſten Männer. Es iſt ſchwer, ſich eine Vorſtellung zu machen von der Bewegung, die damals entſtand. Ein ſo bequemes und feſtſtehendes Kennzeichen, wie die Erhebung des Hirnſchädels hier oder dort, zu beſitzen, um aus dieſer die Talente und Neigungen der Menſchen zu erkennen, war den meiſten ſehr anlockend. Das freie ſittliche Urteil über andere Menſchen iſt ein ſo tiefes, daß es immer im Hintergrunde für die Erſcheinung ein tiefer zu Beſtimmendes zurückläßt, wenn wir über andere richten wollen, wie wenn der Richterſpruch uns ſelbſt trifft. Daß das ſittliche Urteil ſeinen Abſchluß nicht in der

Erſcheinung finden kann, ſondern höher liegt als dieſe, hatte ſchon Kant mit großer Entſchiedenheit und ethiſcher Klarheit nachgewieſen. Auch liegt dieſe Anſicht ſo tief in dem Bewußtſein eines jeden nicht ganz ſittlich verſunkenen Menſchen, daß ſie ſich nie ganz verdrängen läßt. Und dennoch möchte der Menſch gern auch hier zum Abſchluß kommen, und wenn es ihm gelänge, ſichere Abzeichen für unwiderſtehliche Neigungen der Menſchen zu finden, die ſich nicht wie die Geſichtszüge veränderten, ſo würde er wohl glauben, ſich wenigſtens vorläufig beruhigen zu können. Die nach Gall numerierten Hirnſchädel gehörten damals, wie die beliebten Schriftſteller, zum Ameublement der Häuſer; ja man fand ſie auf den Toiletten der Damen. Anſtatt die Werke eines Schriftſtellers zu leſen, die Kompoſitionen eines Muſikers zu hören, war man ſchon geneigt, wenn es möglich war, die perſönliche Bekanntſchaft des Gelehrten oder des Künſtlers zu machen, ſeine Stirnbildung zu unterſuchen, und wenn ihm etwa das Organ fehlte, welches als die Grundlage des für ſein Werk notwendigen Talentes betrachtet wurde, von vornherein dieſes als ein nichtiges zu beurteilen. Die Mütter befühlten den Kopf ihrer Kinder, voll Beſorgnis, einen zukünftigen Dieb oder Mörder zu entdecken. Glücklicherweiſe waren dieſe Erhebungen ſelbſt meiſtens unklar. Über die Organe der Mordſucht und des Diebſinnes ſchlüpfte die leichte Hand der Mutter hinweg und erkannte ſie nicht. Dahingegen, erhob ſich unter den Fingern der liebenden Mutter das Organ irgendeines zukünftigen Talentes, ſo fühlte ſie ſchon durch die betaſtende Hand den Hügel, auf deſſen glanzvoller Höhe die Zukunft den geliebten Knaben als Gelehrten, als Künſtler, als mächtigen Geſetzgeber oder als Held hinſtellen würde. Jetzt werden ſich wenige Gipsſchädel der Art mit Gallſchen Nummern in den Familien vorfinden; oder man muß ſie unter alten verbrauchten Möbeln ſtaubbedeckt in den Bodenkammern auf-

ſuchen. Phrenologen findet man nur noch, wie eine Art Sekte, in England, vorzüglich in Schottland, kaum in Frankreich.

Gall trat in dem großen Saal eines Gaſthauſes auf, von Tier- und Menſchenſchädeln umgeben. Seine Vorträge ſprachen ſeine innige Überzeugung aus, und er äußerte ſich ganz mit der Leichtigkeit der Konverſation. Sie imponierten, und die Vergleichung der Menſchenſchädel mit den Tierſchädeln hatte etwas Überraſchendes. So wurden die Schädel berüchtigter Diebe mit denen der Elſtern oder der Raben, die gefährlicher Mörder mit denen der Tiger und Löwen verglichen. Eine ſchauderhafte, in dem Irrtume verborgene Wahrheit drängte ſich ſelbſt dem tiefer Denkenden auf, und was die Flacheren und Seichteren befriedigte, vermochte wenigſtens die geiſtig Tieferen zu beunruhigen.

Einen Auftritt muß ich hier noch darſtellen, der für mich etwas Überraſchendes und zugleich Ergötzliches hatte. Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall zu hören. Er war auch in Halle oft mein Zuhörer geweſen, aber unſichtbar. Wolf hatte mir ſein Auditorium überlaſſen; das Katheder war vor der Türe, durch welche er es zu beſteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieſer verſchloſſenen Tür, ſaß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. Wie meine Anſichten ihn intereſſierten, wie er ſich von mir bald angezogen, bald zurückgeſtoßen fühlte, weiß man aus ſeinen eigenen Äußerungen. Je mehr ich mich ſelbſtändig entwickelte, je entſchiedener die Reſultate eigener Probleme ſich dartaten, deſto heftiger mußten ſolche Schwingungen wechſelnder Abneigung und Zuneigung entſtehen. Daß Goethe auf eine ſolche Weiſe öfter mein Zuhörer geweſen war, erfuhr ich durch Wolf und ſeine Tochter, die für mich etwas ſehr intereſſant Anziehendes hatte.

Ich wünſchte nun Goethe als Zuhörer (wenn auch nicht als meinen) zu ſehen. Das äußerlich paſſive Hinhorchen der Men-

ſchen iſt mir immer intereſſant. Die ſtille, erwartungsvolle Aufmerkſamkeit, das intenſive, in ſich hineingedrängte Aufhorchen einiger Zuhörer iſt dann, wenn wir es unbemerkt und genau betrachten, höchſt lehrreich. Die geiſtloſe Hingebung einiger, die nur von fremden Gedanken leben, läßt ſich dann nicht ſelten auf eine auffallende Weiſe von der innern gärenden lebendigen Entwickelung, die ſich in der ſcheinbar paſſiven Aufmerkſamkeit verbirgt, unterſcheiden. Goethe ſaß nun unter den Zuhörern auf eine höchſt imponierende Weiſe. Selbſt die ſtille Aufmerkſamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Geſichtszügen konnte dennoch das ſteigende Intereſſe an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm ſaß Wolf und links Reichardt. Gall beſchäftigte ſich eben mit der Darſtellung der Organe verſchiedener Talente, und bei ſeiner unbefangenen Art, ſich zu äußern, ſcheute er ſich nicht, die Exemplare, zur Beſtätigung ſeiner Lehre, unter ſeinen Zuhörern zu wählen. Er ſprach zuerſt von ſolchen Schädeln, die keine in einer Richtung ausgezeichnete Erhebung darſtellten, wohl aber ein ſchönes, bedeutendes Ebenmaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines ſolchen Gebildes erkannte man, wenn man den Kopf des großen Dichters betrachtete, der ſeine Vorträge mit ſeiner Gegenwart beehrte. Das ganze Auditorium ſah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor ſich in einem unterdrückten ironiſchen Lächeln, aber die ſtille, unbewegliche imponierende Ruhe ſeiner Geſichtszüge ward dadurch nicht geſtört. Er kam darauf zur Darſtellung des Tonſinnes. Mein Schwiegervater hatte es bequem. Die Erhebung, die dieſes Organ andeutet, liegt nach den Schläfen zu. In der Tat, bei Reichardt war es auf eine auffallende Weiſe ausgebildet; auch mußte es, nachdem es an den Schädeln und, irre ich nicht, durch Kupferſtiche von großen Komponiſten nachgewieſen war, bei

Reichardt ſehr in die Augen fallen. Denn er hatte eine vollſtändige Glatze; nur einige dünne Haare waren hinten übrig geblieben. Den kahlen Kopf pflegte er nur durch Puder und Pomade zu ſchützen, und als Gall nach dieſem ausgezeichneten Exemplar hinwies, ſtellte er in der Tat einen für dieſe Vorträge ausdrücklich präparierten Schädel dar. Endlich kam die Reihe an Wolf. Bekanntlich ſitzt das Organ des Sprachſinnes nach Gall über den Augen nach der Naſenwurzel zu; es iſt ebenſo entſchieden, daß Wolf dieſes Organ auf eine auffallende Weiſe ausgebildet beſaß. Aber Wolf trug Brillen; als nun Gall anfing, das Organ des Sprachſinnes an den Schädelknochen zu demonſtrieren, konnte Wolf wohl erwarten, daß er ſeinen Schädel wie Goethes und Reichardts benutzen würde. Nun war es recht ergötzlich zu ſehen, wie der große Philolog der Abſicht des Schädellehrers entgegenkam. Er nahm mit großer Ruhe die Brille ab, wandte das Geſicht nach allen Seiten und ward ſo momentan in einen Schädelknochen in der Hand des Demonſtrators verwandelt, der mehr durch ihn, als durch die Perſon, die ihn noch trug, in Bewegung geſetzt und allen Zuſchauern gezeigt wurde. Obgleich dieſer ganze Auftritt etwas Komiſches und Ergötzliches hatte, ſo verfehlte doch Gall ſeine Abſicht keineswegs. Die ſchlagende Beſtätigung, die ſeine Lehre durch ſo auffallende Perſönlichkeiten erhielt, wirkte offenbar mit großer Gewalt auf alle Zuſchauer.

Als Gall ſeine Vorträge geſchloſſen hatte, lud ich die geſamten Zuhörer ein, einigen öffentlichen Vorträgen, die ich in dem nämlichen Lokale über die Schädellehre halten würde, beizuwohnen. Ich glaubte keineswegs, daß dieſe populäre und allgemein bewunderte Schädellehre, ſo wie ſie hier dargeſtellt wurde, von der Wichtigkeit wäre, daß ſie irgendeine ernſthafte wiſſenſchaftliche Widerlegung verdiene. Die Schwächen, die ſich in der Gallſchen

Darſtellung kund taten, waren ſo auffallend, daß die tiefer liegende Wahrheit gar nicht zum Vorſchein kam. So lange Gall ſich in Halle aufhielt, ſahen wir uns oft in Geſellſchaft. Ich war damals ſehr geneigt, was mir unrichtig erſchien, laut und unbefangen zu äußern. Gall glaubte ich darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß die Analogie der Sinnesorgane keineswegs eine Anwendung auf ſeine Gehirnerhebungen erlaubte. Und wenn man ſie auch gelten ließe, ſo zeigte ſie nur die nervöſe Seite des Organs; der Sehnerv wäre aber kein Auge, der Hörnerv kein Ohr, vielmehr die Gehirnſeite des Organs forderte ein zweites, in welchem es ſich kund täte. — „Ich bin erſtaunt," ſagte ich ihm einſt, „zu erfahren, daß ein ſo ſcharfer und nüchterner Beobachter der Natur, wie Sie, an Geſpenſter glaubt." — „Ich?" antwortete erſtaunt und entrüſtet Gall, „wie kommen Sie darauf?" — „Sie haben ja einen Sinn für Geiſtererſcheinungen," antwortete ich, „und wenn Sie die Geiſtererſcheinungen leugnen, ſo müſſen Sie dem Blindgebornen das Recht zugeſtehen, die Exiſtenz des Lichts zu leugnen. Wir beide, Sie und ich, ſind zu bedauern, wir ſehen keine Geiſter, weil wir in dieſer Rückſicht blind ſind."

Allgemeine geiſtige Verhältniſſe

Halle 1808

Die heitere und auch zugleich großartige Zeit einer geiſtigen Verbindung bedeutender Naturen, wie ſie das neue Jahrhundert eröffnete, trug zwar, wie alle ſolche Verbindungen, je geſchichtlich bedeutender ſie ſind, deſto gewiſſer den Keim des Auseinanderfallens und inneren Streites in ſich, und ich habe nicht verſäumt, dieſen Keim inmitten des heitern Lebens anzudeuten. Novalis war tot, Friedrich Schlegel war katholiſch geworden, heftige Streitigkeiten und Kämpfe hatten Fichte und Schelling getrennt.

Gegner, die ſich anfänglich durch die Macht einer neuen Geiſtesregung überraſcht und überwältigt fanden, hatten wieder Mut gefaßt; die Selbſtändigkeit des Denkens und die Sucht, Neues zu ſchaffen, hatte eine Mannigfaltigkeit der wiſſenſchaftlichen Formen erzeugt, die täglich immer mehr und mehr zunahm. Wenn auch in dieſen Formen bedeutende Eigentümlichkeiten ſich ausſprachen, ſo lag doch ein Prinzip der Vereinzelung, der wechſelſeitigen Entfremdung mehr oder weniger in allem verborgen. Oken, Wagner, unter den Naturphiloſophen; Krauſe, Bouterweck, Fries und mehrere unter den abſtrakteren Philoſophen erfanden jeder für ſich andere Darſtellungsweiſen der Wiſſenſchaft; und obgleich ſie dem Einfluſſe des mächtigen Geiſtes der Spekulation nicht entgehen konnten, vielmehr von ihm fortgeriſſen wurden, nahm man doch die Vereinzelung ſelbſt der Prinzipien wahr, ja die wechſelſeitige Ausſchließung ward deſto entſchiedener, da das Abſolute die Aufgabe der Zeit geworden war, und ein jeder entweder ein ſolches in ſeiner Form darzuſtellen, oder die doch jetzt notwendigerweiſe abſolut gewordene Beſchränkung des Abſoluten darzutun bemüht war. Auch die alten Kantianer wagten ſich jetzt hervor und fanden hier und da Beifall. Ein Bündnis der verſchiedenartigſten Anſichten vereinigte ſich um Jacobi. Die von ihm behauptete Unvermeidlichkeit einer gefährlichen und verwerflichen Philoſophie, gegen welche nur ein unbeſtimmtes und dennoch ſich ſelbſt befriedigendes Gefühl den einzig möglichen Ausweg darbot, erlaubte und lockte zu dieſer Anſchließung, und ſie erwarb ſich eine, wenn auch vorübergehende Gewalt: bis Schellings berühmte Schrift gegen Jacobi erſchien, die, freilich hervorgerufen durch nie zu entſchuldigende Angriffe, den Tadel einer ſchonungsloſen Härte erzeugte, aber dennoch als eines der wichtigſten und tiefſten Werke ſeines Verfaſſers betrachtet werden muß. Schelling ſelbſt hatte ſich, wie nicht leicht ein Philoſoph, vor

ſeiner Zeit unter den Augen des Publikums entwickelt. Je größer die Zahl ſeiner Anhänger ward, deſto entſchiedener trat ſein Streben, die Spekulation immer tiefer zu begründen, hervor. Er unterſcheidet ſich, man möchte ſagen, faſt von allen Philoſophen irgendeines Zeitalters dadurch, daß er, nachdem er das Tiefſte ausgeſprochen hatte und einen Einfluß auf ſein Zeitalter ausgeübt, der nie mehr verſchwinden konnte, nicht wie andere mit einem fertigen Syſtem hervortrat, welches, ein für alle Mal abgeſchloſſen, ſich in ſich runden ſoll; ein Syſtem, welches, wie ſonſt in der Geſchichte der Philoſophie, in dieſer Vollendung nicht ſeine Beſtätigung, ſondern ſeinen Tod findet. Er war im wahrſten Sinne Philoſoph, ſchon deswegen, weil er ein fortſchreitendes, inneres ſpekulatives Leben führte, und während man ihn von allen Seiten zu bekämpfen ſuchte, den bedeutendſten Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen hatte. Der Aufſatz über das Weſen der menſchlichen Freiheit in ſeinen philoſophiſchen Schriften erſchien 1809 und mußte freilich diejenigen überraſchen, die durch den Abſchluß eines abſoluten, doch zuletzt logiſchen Denkſyſtems die Philoſophie für immer begründet wähnten. Mir war dieſer Aufſatz um deſto wichtiger, ja, verband mich noch inniger mit Schelling, je entſchiedener die Anſicht einer die Entwickelung der Natur und des Menſchengeſchlechts zugleich umfaſſenden Geſchichte mir das Höchſte geworden war, was die Spekulation zu erreichen vermochte. Daß dieſe Anſicht meiner erſten Schrift (die Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde) zugrunde lag, hatte ſchon kurz nach dem Erſcheinen derſelben Friedrich Schlegel ausgeſprochen. Daß der Zwieſpalt, der die Menſchen von der Natur, untereinander und in ſich ſelbſt trennte, ſeiner Wahrheit nach nicht bloß ein logiſcher ſein konnte, mußte mir, der ich im Vollen lebte, in und mit der allumfaſſenden Geſchichte dachte und forſchte, einleuchtend ſein. Daß die Freiheit als ſolche nicht in der Notwen-

digkeit eines abſtrakten Denkens begriffen werden konnte, war mir, je mehr die alte Erinnerung eines frühern religiöſen Lebens in mir erwachte, an und für ſich klar. Ein Denken, welches ſich bloß in ſeiner innern abſtrakten Konſequenz bewegte, zog mich nicht an, und während ich die Beſtrebungen der berühmten Profeſſoren der Zeit, ein Abſolutes als abſtrakten Denkprozeß aufzufaſſen glaubte, geſtaltete ſich dennoch in mir alles anders. Ich bin eine durchaus praktiſche Natur; ein produktionsloſes Denken in ſeiner unwirklichen, vermeintlichen Sicherheit hatte für mich keinen Wert, und ſo fand ich mich durch den Schellingſchen Aufſatz, der, wie einem jeden einleuchten mußte, wenn er ihn mit Aufmerkſamkeit betrachtete, der bedeutende Anfang einer neuen ſpekulativen Entwickelung war, keineswegs geſtört, ſondern gefördert. Ich habe es eingeſehen, daß ich von der ſpätern Stufe ſeiner ſpekulativen Entwickelung ausging, mit ihr innerlich vereinigt war, noch ehe er ſie ausgeſprochen hatte. Von mir war unentwickelt vorausgeſetzt, was er ein langes Leben hindurch zu begründen geſucht hat.

Von Hegel kannte ich nichts anderes, als ſeine Aufſätze im Journal der kritiſchen Philoſophie, ſein Syſtem war noch nicht öffentlich erſchienen, als ich Halle verließ. Waren nun unter den Häuptern der Philoſophie ſo bedeutende Streitigkeiten entſtanden, ſo war es natürlich, daß der Einfluß da, wo die Macht der Spekulation in der Wirklichkeit ſich ausſprechen ſollte, immer mehr und mehr abnahm. Die Davyſchen und Seebeckſchen Entdeckungen beſchäftigten die Phyſiker; der Einfluß der Naturphiloſophie auf die Medizin verſchwand immer mehr, und ein jedes Streben der Vereinzelung in der Wiſſenſchaft ward unterſtützt durch die Zerſplitterung des nationalen Lebens. Daß eine großartige Poeſie nur aus einem friſchen volkstümlichen Leben entſpringt, iſt oft genug ausgeſprochen: aber die mächtige geiſtige

Tat, in welcher das Bewußtſein einer bedeutenden Zeit ſich zuſammenfaßt, ſich in ſich tief beſinnt und durch einen alles zuſammendrängenden Monolog ein Selbſtverſtändnis zu erringen ſucht, kann nicht in einem in ſich zerſplitterten Moment des Daſeins entſtehen. Wer die philoſophiſche Literatur während der unglücklichen Zeit der Unterjochung mit einiger Aufmerkſamkeit überblickt, dem wird der Unterſchied von der früheren, mit welcher das junge Jahrhundert anhob, ſchmerzlich auffallen. Es fehlte jene ſchöne allgemeine Teilnahme der Jugend, es fehlte die Friſche, die Geſundheit, die ſelbſt in den heftigſten Kämpfen die Einheit der kräftigen Entwickelung des ringenden Lebens dartat. Auch in dieſer Richtung trat mir die Zerſtörung tragiſch entgegen, wenn ich um mich blickte; die ſchöne Zeit, die ich erlebt hatte, erſchien mir wie der Turmbau zu Babel, der aufgegeben wurde, weil die Sprachen der Arbeiter ſich untereinander verwirrten und die Arbeiter ſich wechſelſeitig nicht mehr verſtanden. Aber auch hier war der Erfolg dieſer ſchmerzhaften Anſicht meines Daſeins keineswegs eine Verzweiflung. In den wechſelſeitigen Kämpfen hielt ich den lebendigen Keim einer großartigen Entwickelung unwandelbar feſt; die Geſchichte, die das ganze Daſein, Natur und Hiſtorie, ſo will ich es diesmal nennen, zuſammenfaßte, konnte durch den vorübergehenden Moment, in welchem ich ſie ſinnlich wahrnahm, nicht geſtört werden, und ich hatte ſchon angefangen, ſelbſt Entdeckungen und Forſchungen, die meine ſpeziellen Anſichten zu widerlegen ſchienen, und die wohl auch von Gegnern dazu benutzt wurden, mit immer ſteigender Hoffnung zu betrachten, ſo wie der Krieg gegen Öſterreich und Napoleons Siege mich keineswegs irre machten.

Ein Zweig der Literatur hatte ſich indeſſen in immer entſchiedenerer Nationalität ausgebildet; nachdem Tieck auf die Poeſie des Mittelalters aufmerkſam gemacht hatte, ſteigerte ſich die Luſt und

Freude an dieſer ſchönen Zeit. Das Studium der alten deutſchen Sprache wuchs immer mehr; von der Hagen gab das Nibelungen-Lied heraus; Tieck eine Sammlung von Minneliedern; das Wunderhorn, durch Brentano und v. Arnim herausgegeben, erſchien. Alte Volksgeſänge wurden geſammelt; durch Wilhelm Grimm ward man auf die alten ſkandinaviſchen Volkslieder aufmerkſam gemacht, ſeine Sammlung von Märchen fand in allen Familien Eingang; und die wachſende Luſt an dieſer tiefen nationalen Erinnerung, die zwar niemals ganz erloſchen war, jetzt aber allgemeine Teilnahme erregte, hat ſich ſeit der Zeit immer mehr und mehr verbreitet; in allen Ländern des kultivierten Europas hat ſich in dieſer Richtung eine eigene Literatur gebildet, die immer merkwürdiger, immer reicher wird. Ein Land gab es zwar, welches die Erinnerung an ſeine Vergangenheit nie ganz aufgegeben hatte, weil es fortdauernd in und aus ſeiner Vergangenheit heraus lebte und alle Momente ſeines nationalen Daſeins aus dieſer herausgeſtaltete, das war das engliſche Land und Volk, welches ſich dadurch von den übrigen Völkern auf eine merkwürdige Weiſe unterſchied. Und doch iſt auch hier die neuerwachte Luſt an der Vergangenheit, wie ſie in Deutſchland hervortrat, nicht ohne Einfluß geblieben. Es iſt kaum möglich, den Erfolg dieſes bedeutenden Zurückblickens der Gegenwart in die früheren Zeiten nach allen Richtungen zu verfolgen. Selbſt geſchichtliche Forſchungen ſind dadurch neu erweckt und belebt, und wenn auch dieſe ſich in ein mannigfaltig zerſplittertes und vereinzeltes Detail verloren haben, wenn das unbeſtimmte dichteriſche Gefühl nur wie ein Hauch die tote Maſſe der zerſtreuten Unterſuchungen überzieht, ohne ſie zu durchdringen und zu beleben, ſo wird doch der genaue Forſcher den Keim des Lebens in den ſcheinbar toten Fragmenten erkennen, und wie die dichteriſchen Gefühle ſich nach großartiger geſchichtlicher Geſtaltung ſehnen.

Dieſe Richtung der damaligen deutſchen Literatur, die ſich teils in Sammlungen, teils in eigenen Dichtungen, die mehr oder weniger ein altes nationales Gepräge trugen, ausſprach, erſchien mir nicht ſelten als der traurige Schwanengeſang des deutſchen Volkes, dem ich wehmütig, aber doch gern zuhörte. Ich trat nun auch mit einigen deutſchen Männern, die ſich auf die genannte Weiſe beſchäftigten, in perſönliche Berührung; doch bevor ich dieſe darſtelle, werde ich mich mit dem Verhältnis der Familie meiner Frau genauer beſchäftigen müſſen. . . .

Arnim

Halle 1808

Durch Reichardt und Luiſe ward ich mit einigen Dichtern, vorzüglich der neuern Zeit, bekannt. Unter dieſen nenne ich Achim v. Arnim, der ſich vor dem Kriege und in der ſchönſten Zeit meines Lebens viel in Giebichenſtein aufhielt und mit Reichardt und ſeiner Familie in ſehr freundſchaftlichem Verhältniſſe lebte. Er war eine edle, echt vornehme Geſtalt; er ſprach wenig, erſchien durchaus ruhig, ja zurückhaltend, und dennoch war ſein mildes Weſen ſo anziehend, daß er in jeder Rückſicht Vertrauen erwarb. Er hatte ſich zuerſt mit einer Art von Leidenſchaftlichkeit der Phyſik gewidmet, und in Gilberts Annalen ſtehen einige Aufſätze von ihm, die damals Aufmerkſamkeit erregten. Als ich ihn kennen lernte, hatte er zwar ſelbſt dieſe Studien ganz aufgegeben, verfolgte aber doch die Entdeckungen mit einiger Teilnahme. Er war ganz Dichter geworden. Wenn die geiſtige Freiheit, die Schelling verkündigt hatte, ſelbſt in der ſtrengern Wiſſenſchaft eine unglückliche Neigung, durch Vereinzelung Selbſtändigkeit zu erringen, erzeugte, ſo daß die großartige Einheit, die die verſchiedenartigſten Geiſter verklären, in der ſcheinbaren Trennung vereinigen ſollte, zu verſchwinden ſchien, ſo mußte dieſes noch mehr in der Poeſie ſtattfinden.

In der poetiſchen Literatur geſtaltete ſich ein Verhältnis, welches auf eine merkwürdige Weiſe von dem in der philoſophiſchen abwich. In dieſer konnte man zwar nicht leugnen, daß Kant den eigentlichen Grund zu einer neuen Schule gelegt hatte, daß die Entdeckung, daß alle ſichtbaren Dinge ſich nach beſtimmten Denkgeſetzen um die unwandelbare Sonne des Bewußtſeins bewegten, eine Umwandlung der Denkweiſe ſelbſt erzeugt hatte, die, das ganze Geſchlecht ergreifend, für alle Zukunft der Philoſophie ebenſo entſcheidend war, wie die Anſicht des Kopernikus für die Phyſik: aber dennoch ward Kant durch ſeine Nachfolger verdrängt, und die ſogenannten Kantianer ſpielten in der immer mächtiger werdenden philoſophiſchen Bewegung eine untergeordnete Rolle. Es war notwendig ſo; denn die Kantiſche Darſtellung, obgleich ſie nicht aufhörte, Grundlage einer höhern Entwickelung zu ſein, erſchien dennoch, feſt gehalten, als eine Hemmung, die überwunden werden mußte.

Anders war es in der Poeſie. Daß Goethe eine neue Zeit ſchuf, ward allgemein zugeſtanden; die Oppoſition, welche die früheren Schranken der Dichtkunſt feſthalten wollte, war durch die Schlegel und Tieck zurückgedrängt und immer mehr als eine untergeordnete betrachtet. Alle jugendlichen Dichter ſchienen ſich um Goethe zu vereinigen, und wenn es als ein geiſtig Dürftiges betrachtet wurde, für einen Anhänger Kants zu gelten, ſo galt es dahingegen für geiſtig vornehm, Goethe zu verehren. Es bildete ſich eine Art Genie-Kultus um ihn, welcher ſich einen eſoteriſchen Charakter aneignen wollte, und der den Grund legte zu der unerſchütterlichen europäiſchen Zelebrität, die dieſer mächtige Geiſt zu einer Zeit, wo keine geiſtige Eigentümlichkeit mehr eine allgemeine Anerkennung erhalten zu können ſchien, mit einer Einſtimmigkeit erwarb, die in ihrer Art einzig iſt.

So groß nun auch dieſe Verehrung war, ſo feſt gegründet der

Kultus ſchien, der, durch keinen Zweifel geſtört, ſich immer ſtärker entwickelte, ſo muß man doch behaupten, daß, wie Kant den jüngeren Philoſophen, ſo Goethe den jüngeren Dichtern eine Vergangenheit war, über welche ſie kaum zu ihrem Vorteil heraustraten. Goethe hatte die urſprüngliche ſchöpferiſche Gewalt des dichteriſchen Geiſtes nicht bloß behauptet als eine Lehre, ſondern entwickelt als eine Tat; wenn es auch ungerecht, ja töricht wäre, zu behaupten, daß eine urſprüngliche ſchöpferiſche Phantaſie früheren Dichtern fehlte, ſo trat dieſe doch nicht in ihrer Selbſtändigkeit hervor. Noch bevor dieſe ſich in ſich ſelbſt gefaßt, ſich ſelbſt erkannt hatte, unterlag ſie den Feſſeln einer Überlieferung äußerlich aufgedrungener Geſetze, die ihr nicht erlaubten, eine ſichere Eigentümlichkeit zuverſichtlich auszubilden. Unſicher ſchwankend, erhielt die Anſicht deſſen, was erlaubt und nicht erlaubt war, keinen ſichern lebendigen Mittelpunkt, aus welchem es hervorquoll, und das von rechtswegen Gebotene vermochte ſich nicht zur eigenen freiwilligen Tat zu verklären. Das iſt es, was für immer Goethes Glück und Genie bezeichnet: daß das Maß ſelbſt, als ein innerlich gegebenes, ja überliefertes, nicht aufgehoben, wohl aber als ein aus dem eigenſten Leben Entſprungenes erſchien.

Eine jede Schöpfung entſteht nur durch ihr Maß, und in der Entwickelung der Zeit iſt dieſes als ein Vergangenes zugleich ein Zukünftiges; was als ein rein Zukünftiges ohne Vergangenheit hervortritt, verliert ſich im Maßloſen und erhält nie die Sicherheit einer bleibenden Schöpfung. Die kühnſte herrlichſte menſchliche Geſtalt iſt, was ſie iſt, eben nur als Entwickelung eines früheren Geſchlechtes. Jetzt nun ſollte eine Schöpfung mit dem Maßloſen anfangen; der ſchöpferiſche Wille, der ſich früher nicht frei zu bewegen vermochte, weil er durch fremde Gebote gefeſſelt war, erkannte ſich jetzt noch weniger, weil er ſich keinen Geboten unterwarf. Eine Schöpfung ſuchte man, aber fand ſie nicht, und

ſelbſt wo ſie teilweiſe gelang, ward ſie zerſtört, weil ſie ihr eigenes Maß nicht gelten ließ. Selbſt Tiecks mannigfaltige und reiche frühere Produktionen verloren ſich mehr oder weniger in dieſem ſchrankenloſen Streben. Wie viel Schönes iſt dadurch in ſeinen früheren Dramen begraben. Erſt langſam gewann in einer allerdings reichen Mannigfaltigkeit, aber dennoch in engeren Grenzen der edle Geiſt des Dichters das rechte Maß der Darſtellung.

Unter denen, die eine wahrhaft tiefe, dichteriſch vornehme Natur beſaßen, muß ich auf jede Weiſe Achim v. Arnim nennen. Alle ſeine Dichtungen verbinden Eigentümlichkeit der Geſtalten und Ereigniſſe mit tiefer Auffaſſung. Ja man darf es nicht leugnen, daß er urſprüngliche Perſönlichkeiten mit einer großen Sicherheit darzuſtellen und mit Klarheit zu ſchildern vermochte. Es gibt einfache Erzählungen von ihm, die mit ihrem ſcheinbar beſchränktem Inhalt eine große Zartheit verbinden. In den roheſten Geſtalten verbirgt ſich eine Welt von Ahnungen und Gefühlen, durch welche ſie eine große Bedeutung erhalten. So erinnere ich mich einer Erzählung, in welcher das Tabaks-Kollegium Friedrich Wilhelm des Erſten den Hauptinhalt bildet, und die ich zu den vorzüglichſten ihrer Art in der deutſchen Literatur rechne. Sie iſt völlig in ſich abgerundet und klar; die Perſonen treten alle in beſtimmter Eigentümlichkeit hervor, und ſie beweiſt, wie ſehr Arnim es in ſeiner Gewalt hatte, Vollendetes zu liefern, wenn er ſich zu beſchränken gewußt hätte, denn er war eine nicht bloß geliehene, aus der Zeit und ihrer Bewegung zuſammengeronnene, er war eine wirklich edle, gediegene, urſprüngliche Natur. Selbſt unter ſeinen größeren Werken gibt es kaum eines, welches nicht dieſe Vorzüge auf eine glänzende Weiſe dartut, und dennoch haben alle ſeine Schriften nur einen geringen Eindruck hinterlaſſen. Sie ſcheinen alle ein geſchichtliches Geſpräch eingeleitet zu haben, welches, noch immer unverſtändlich, ſich im Fort-

gange mehr zuſammenfaſſen müßte, um auf irgendeine Weiſe lehrreich zu werden und durch ein bleibendes Intereſſe zu feſſeln. Denn er rang darnach, das Undarſtellbare darzuſtellen. Es ſcheint ihm ein Bedürfnis, was in beſtimmter Form als Gedanke, Geſtalt, Tat oder Ereignis hervortrat, ſo lange zu verfolgen, bis der Gedanke in überſchwenglichem Gefühl, die Tat in verworrenem Entſchluß, die Geſtalt in formloſem Leben, das Ereignis in ſeiner eigenen dunklen Zukunft zerrann, ſo daß ein Chaos von Gefühlen, Entſchlüſſen, unſicheren Geſtalten und verworren ineinander verflochtenen Ereigniſſen ſich miſchten, die zuletzt in einen gemeinſchaftlichen Hauch ſich verloren, in welchem ſich das anfänglich Unterſcheidbare kaum mehr erkennen ließ.

Der immer lebendiger werdende Sinn für das Neue iſt freilich das Bezeichnende, ja enthält das eigentliche Fundament einer zukünftig reichen Dichtung. Dieſen Sinn auszubilden, hat die Sprache zuerſt durch Goethe ihre wunderbaren, bis dahin verborgenen Schätze eröffnet; ſie iſt beſtimmter geworden für die Gedanken, mächtiger, wo die Tat ſich ausſprechen will, ſicherer, wo eine Geſtalt erſcheint, geiſtig reicher, wo ungewöhnliche Ereigniſſe dargeſtellt werden ſollen. Zeiten der Geſchichte in ihrer wildeſten Bewegung, Räume der Natur in ihren innern wilden und rauhen Umriſſen treten bedeutungsvoller hervor, weil in beiden das Innerſte des Gemüts ſich reicher aufzuſchließen vermag, weil Natur und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft, das Beſchränkteſte des Gegebenen, Überlieferten, und das Überſchwenglichſte des Geahneten und zu Erreichenden ſich uns zu gleicher Zeit aufdrängt und Darſtellung fordert. Aber dieſer erwachte Sinn vermag ſich nicht zu bändigen. Zuerſt entſteht ein wüſtes Gefühl von wilden Ereigniſſen, ein Knäul widerwärtig verſchlungener Perſonen, die alle Ruhe der Entwickelung zerſtören und bei dem unmöglichen Beſtreben, dem, was erſt werden ſoll, als ein ſolches Gewordenes

Umriſſe und Geſtaltung zu geben, nur jede gegebene Geſtalt vernichten. So verworrene Maſſen, deren innere und äußere Bewegungen, deren Gegenwärtiges und Zukünftiges nebelhaft ineinander verſchlungen iſt, können nur gewaltſam auseinander gehalten werden, ohne Ruhe und Beſtimmtheit. Gleich fliegenden Wolken, die ſich aus allen Gegenden zuſammenziehen oder aus einem düſtern Mittelpunkt zerfließen, wechſelnd mit einem trüben Sonnenblicke, der ſchnell verſchwindet, können dieſe Maſſen nur augenblicklich durch die grellſten Kontraſte auseinander gehalten werden, und Taten, Ereigniſſe und Geſtalten treten bizarr hervor aus den verſchiedenſten Gegenden mit den fremdartigſten Entſchlüſſen, in Ereigniſſe, die nirgend vorbereitet ſind, hineingeriſſen, die immer nur ein rohes, an Entſetzen grenzendes Erſtaunen erregen und durch das Bizarre für einen Augenblick Verwunderung aber nie Teilnahme erwecken. Arnims „Halle und Jeruſalem" iſt leider ganz ein ſolches Produkt, und dennoch hat dieſes wunderliche Streben eine wirklich geſchichtliche Bedeutung. Ein jedes dichteriſche Produkt ſoll, ſelbſt wenn es die tiefſte Tragödie des Lebens darſtellt, eine Beruhigung hinterlaſſen. Die abgerundete Form ſtellt Inneres wie Äußeres als ein in ſich Abgeſchloſſenes dar, und die ſchönſten Zeiten ſind ohne allen Zweifel die, in welchen die verworrene Fülle der äußeren Bewegeung in allen Richtungen, die miteinander ringenden Gedanken in der Philoſophie, die miteinander kämpfenden Ereigniſſe im Leben, die unruhig mehr oder weniger verzerrten Geſtalten in der Kunſt, in ſich und untereinander Ruhe und beſtimmte Geſtaltung erhalten. Aber eingeleitet wird ein neuer geſchichtlicher Prozeß immer durch eine vorangehende Verwirrung. Es ſind nicht die unbedeutendſten Naturen, die von einer ſolchen Verwirrung ergriffen werden, und da ich leider von jetzt an die mannigfaltigen Keime der Zukunft, die in einer ſolchen formloſen Überſchwenglichkeit alle Sicherheit

ſtiller Entwickelung verloren, in ihrer unreifen und zerſtörenden Art darzuſtellen habe, ſo hielt ich es für wichtig, eine Perſönlichkeit näher zu betrachten, in welcher dieſer Kampf der Zeit ein durchaus eigener, innerer, mehr die Perſon als die Zeit bewegender war.

Mein perſönlicher Umgang mit Arnim fand früher und noch vor dem Kriege ſtatt. Ich habe ihn damals nicht erwähnt, weil er noch nicht als äſthetiſcher Schriftſteller bedeutend hervorgetreten war. Nur jene wunderlichen Lieder, die man nicht gedankenlos nennen kann, obgleich ſie ſelten wirklich einen Gedanken enthielten, weil nämlich dieſer nicht etwa vergebens geſucht wurde, wie in den gewöhnlich ſeichten Gedichten der Dichter, vielmehr einen wirklich vorſchwebenden zerfließen zu laſſen ſuchten, waren mir bekannt, und dieſe wurden mir durch Reichardts und Luiſens Kompoſitionen intereſſant.

Brentano

Ein zweiter allgemein bekannter Mann trat mir aber eben in der traurigen Zeit näher. Es war Clemens Brentano. Er gehört zu den erſten Bekanntſchaften, die ich in Jena machte, ein hart abgewieſener Angriff auf einen meiner Freunde hätte mir faſt bedenkliche Händel zuziehen können, und er fiel mir eben bei dieſer Gelegenheit ſehr auf. Seine Figur, ſeine Sprache, ſeine wunderliche, regelloſe, reiche Phantaſie, die etwas durchaus Eigentümliches und Seltſames hatte, zog mich faſt auf eine unheimliche Weiſe an, und in einer Zeit, in welcher offenbar in allen Richtungen meines Daſeins ein neues Leben anfing, welches in düſter nordiſcher Einſamkeit und Ernſt ſich nicht zu entwickeln vermochte, obgleich es mich durch dunkle Regungen beunruhigte, mußten mir die Sprünge eines ſo ſeltſamen Weſens, welches, als wäre es von allen den Übrigen getrennt, ſich wie zwecklos, aber

aus einer eigenen Quelle bewegte, ein merkwürdiges Rätſel werden. Ich traf in Jena zuweilen mit ihm zuſammen, ſein ganz eigentümlicher Witz reizte mich, aber wie dieſer aus dem Moment geboren und für dieſen allein beſtimmt ſchien, verſchwand er auch mit ihm und hinterließ keinen bleibenden Eindruck. Dennoch hatte ſeine Erſcheinung jedesmal einen neuen Reiz für mich. Es war mir faſt, als erwartete ich hinter den fremdartigen Äußerungen des ſeltſamen, damals noch ſehr jungen Mannes unerwartete Aufſchlüſſe, obgleich immer von neuem meine Erwartung völlig getäuſcht ward. Arnim und Brentano, ſowie Görres, hatten ein inniges Bündnis geſchloſſen, und ſie gehörten in der Tat zuſammen. Was die Revolution als äußeres Naturereignis, was die Fichteſche Philoſophie als innere abſolute Tat, das wollte dieſes Bündnis als reine, wild ſpielende Phantaſie entwickeln. Görres konnte ſein frühes jugendliches Anſchließen an die franzöſiſche Revolution nicht vergeſſen, und ſein ganzes phantaſtiſches Streben nahm ſpäter eine politiſche Richtung. Arnim konnte dem tiefen gemütlichen Sinnen, wie es aus einer inneren Perſönlichkeit hervorquoll, nie entſagen, und ſeine Phantaſie behielt fortdauernd dieſes edle, ſinnende, in ſich verſunkene Gepräge. Brentano blieb durchaus und ſchlechthin ein phantaſtiſcher Revolutionär; ſein Motto, konnte man ſagen, war das Robespierres, als dieſer ſagte: „Ihr wollt eine Konſtitution haben, ich will euch erſt die rechte Revolution geben.“ Unter der Jugend der erſten Jahre des Jahrhunderts war natürlich bei der völligen Umgeſtaltung der Anſichten des Lebens und der Wiſſenſchaft eine unruhige Bewegung entſtanden. Die Maſſe derſelben hatte nur eine fremde, von außen ihr zukommende Aufgabe zu löſen, nur wenige eine eigene. Dieſe, innerlich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, wurden durch die geſteigerte Menge unreifer Verſuche, durch die immer breiter werdende leere und lärmende Polemik, trübe und verworren aus

den traurigen Ruinen des zertrümmerten Volkes herausdönend, gestört, und suchten sich in die innere stille Selbstbesinnung zurückzuziehen. Die meisten aber, die nur aus der momentanen Strahlenbrechung der Zeit, einem glänzenden Regenbogen ähnlich, dessen Ruhepunkt auf der Erde nur täuschend dem geblendeten Auge vorschwebt, aber nie erreicht werden kann, zusammengeronnen waren, bildeten die wütenden Progressisten. Manches Bestehende und früher Geltende war zerstört; manches Gebietende hatte alle Gewalt verloren: und nach einer solchen Niederlage erscheinen haufenweise die Falstaffe, die, wenn sie den Leichnam des heldenmütigen Percy durchstechen, ein Siegesgeschrei erheben. Dieser leere Kampf, der noch immer auf eine widerwärtige Weise fortdauert, ja sich immer breiter macht, und die geistigen vorliegenden wichtigen Kammerverhandlungen der Zeit durch einförmige nichtssagende Zänkereien verdirbt, bildete schon damals den Haufen der Progressisten, die sich freuten, ein Recht erhalten zu haben, auf die Vergangenheit zu schimpfen. Auch Brentano gehörte zu diesen. Mit dem bunteſten Wechsel mannigfaltiger Witzeleien griff er das Philistertum an: aber dennoch unterschied er sich wesentlich von allen übrigen; denn er war der einzige, der mit Bestimmtheit zu wissen schien, daß er nichts wollte. Es war in ihm eine rein phantastische Dialektik, durch welche die spätere Bestimmung nicht der vorhergehenden einen tieferen Sinn mitteilte, vielmehr diese vernichtete; ein ironisch spielender Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang. Dadurch ward er, weniger durch seine Schriften, die sich in ihrer eigenen Verwirrung verloren und gestaltlos wie ohne Ergebnis blieben, als durch seine Persönlichkeit, die jedem verfliegenden Momente eine Bedeutung zu geben schien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, besonders hier und da den Frauen sehr gefährlich.

Und doch hatte auch Brentano, dieser überschwengliche Dilet-

tant, der alles mit einer leichten und reichen Phantaſie trieb, den man als den Urheber der fliegenden Geiſtreichigkeit betrachten kann, wie ſie ſeit der Zeit nie verſchwand, und der die Sprache, um mit Shakeſpeare zu reden, in einen Handſchuh verwandelte, der ſich mit Leichtigkeit umkehren ließ, und die noch immer in unſerer Literatur herrſchend iſt — in dieſer Zeit durch die Verbindung mit den Freunden eine Beſchäftigung erhalten, die nicht ohne Bedeutung war. „Des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung alter deutſcher Lieder, bekanntlich ein ſehr verdienſtvolles Werk. Es ward von Arnim und Brentano herausgegeben. „Trôſt-Einſamkeit", eine Zeitſchrift, deren einzelne Blätter „Zeitung für Einſiedler" genannt wurden, war ohne Vergleich reichhaltiger, inhalts- und geiſtreicher, als irgendeine der gegenwärtigen. Es erſchienen freilich, ſoviel mir bekannt, nur 37 Nummern, in dieſen manches phantaſtiſch wildes Gewächs, beſonders von Brentano, wie ſeine „Geſchichte des Bärenhäuters", aber auch von Arnim, und man kann nicht leugnen, daß dieſes wüſte Streben beim Leſen ein unerquickliches Gefühl hinterließ. Dennoch fand man auch Aufſätze, die von Bedeutung waren. Der Urheber einer neuen Wiſſenſchaft, der deutſchen Grammatik, aus ihren früheſten geſchichtlichen Elementen entwickelt, der gründlichſte aller Forſcher alter germaniſcher Lebens- und Rechtsverhältniſſe, Jakob Grimm, trat in dieſer Zeitſchrift zuerſt hervor. Tieck lieferte Beiträge. Altdeutſche Gedichte wurden, mit Leichtigkeit behandelt, zugänglich gemacht; Überſetzungen aus alten Geſchichtsſchreibern, wie aus Malespini, und beſonders die Geſchichte des Gaſton de Foix aus Froiſſard, waren vortrefflich. Aber ſchon hier zeigte ſich auch das üppig wuchernde Unkraut, welches dadurch genährt wurde, daß die Jugend gelernt hatte, die Sprache mit einer großen Leichtigkeit zu behandeln. Das Inhaltleerſte erhielt dadurch eine ſcheinbare Bedeutung. Es hat ſeit der Zeit nun faſt ein halbes Jahr-

hundert hindurch ſo überhand genommen, daß man die geiſtesnährende Saat kaum erkennt, und man würde in Verzweiflung geraten, wenn das Gedeihen des Unkrautes nicht zugleich das Zeichen eines fruchtbaren Bodens wäre.

Grimm

Unter den jüngeren Männern, die auf dieſe Weiſe das alte Germanien durch die verklungenen Sagen und Gedichte neu zu beleben ſuchten, zeichneten ſich die Gebrüder Grimm vorzüglich durch ein ernſthaftes, geregeltes, für das ganze Leben feſtgehaltenes Studium aus. Wilhelm Grimm hatte ſich ſchon in Kaſſel mit der Überſetzung alter däniſcher Gedichte beſchäftigt. Sie wurden mir, während Reichardt ſich in Kaſſel aufhielt, durch Luiſe zum Durchſehen und zur Korrektur zugeſchickt. Ein Herzübel hatte ihn nach Halle gebracht, um Reil zu konſultieren. Er mietete ſich in dem von mir bewohnten Hauſe ein, deren Beſitzerin Reils Schweſter war, und ich ſah ihn faſt ein Jahr lang täglich. Sein ſtilles, ruhiges und mildes Weſen zog mich an. Er überſetzte Peder Syvs Kämpenlieder (Kiämpe-Wiiſer) aus dem Däniſchen, und es freute mich, daß ich ihm bei manchen zweifelhaften Stellen behülflich ſein konnte. Seine Beſchäftigung hatte für mich etwas ſehr Anziehendes, und es war mir angenehm, durch freundliches Zuſammenleben und täglichen lehrreichen Umgang, durch die ſtille Beſchäftigung und durch das gründliche Forſchen eines liebreichen jungen Mannes mit einer Richtung der Literatur, die ſo weit von meinen eigenen Studien entfernt lag, und die ſchon ſeit meinem erſten reichen Aufenthalt in Deutſchland mir ſo bedeutend erſchien, auf die bequemſte Weiſe bekannt zu werden. Wilhelm Grimm war mit Brentano zugleich da, und natürlich bildete die alte deutſche Poeſie den Hauptgegenſtand unſerer Geſpräche.

Schon früher hatte ich Büſching, der in der ſchönen Zeit in Halle ſtudierte und mein Zuhörer war, kennen gelernt. Der Bediente, den ich im Anfange hielt, und der ein gewandter und geſchickter Menſch war, hatte ihm eine Abſchrift von Titurel beſorgt. Ich hatte dabei Gelegenheit, dieſes merkwürdige Gedicht genauer kennen zu lernen, und es gelang mir, indem ich die Abſchrift mit der Urſchrift verglich, einige Fertigkeit im Leſen des Altdeutſchen zu erlangen. Allerdings hatten Männer von hohem Rufe ſich mit den Überreſten der alten deutſchen Poeſie früher beſchäftigt. Ich nenne nur Leibniz, Bodmer, Leſſing, aber alles blieb fragmentariſch; die wichtigſten Schätze blieben in den Bibliotheken verborgen, der große Zuſammenhang aller nordiſchen Mythen und Sagen war unbekannt, und als das Nibelungen-Gedicht durch Müller gedruckt wurde, erregte es kaum einige Teilnahme. Seit Auguſt Wilhelm Schlegel und vorzüglich Tieck das Intereſſe für dieſes Studium lebhaft anzuregen wußten, war es zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit es ſich allenthalben verbreitete. Früher nur halb gekannte oder ganz unbekannte Schätze entdeckte man in den Bibliotheken, und es entſtand eine Bewegung in der literariſchen Welt, die verglichen werden kann mit derjenigen, die in Italien ſich äußerte, als die griechiſchen Manuſkripte aus der klaſſiſchen Zeit dahin ſtrömten. Das große Verdienſt, welches ſich damals beſonders v. d. Hagen erwarb, indem er vorzüglich dazu beitrug, das Nibelungen-Lied und die Gedichte und Sagen, die ſich an dieſes anſchloſſen, zu bearbeiten und zugänglicher zu machen, indem er zugleich auf den innern Zuſammenhang der älteſten deutſchen Dichtkunſt mit den ſkandinaviſchen Mythen aufmerkſam machte, iſt allgemein bekannt. Daß dieſes Studium zuerſt vorzüglich mit dem reichen Inhalte ſo vieler neuer Schätze, die den Forſcher faſt überwältigen, ſich beſchäftigen mußte, war ſehr natürlich. Die ſtrengere Form der Unterſuchung, die gram-

matiſche wie die hiſtoriſche, konnte, wie ſich's von ſelbſt verſteht, nur ein Produkt immer ſorgfältigerer Forſchungen werden. Wie lange die Gelehrten Europas in den Schätzen der griechiſchen Literatur wühlten, iſt allgemein bekannt; Jahrhunderte verfloſſen, bevor ſie, von dem Reichtume überwältigt, das faſt unüberſehbare Material auch in formeller Rückſicht zu beherrſchen vermochten. Man muß daher erſtaunen, wenn man bedenkt, wie bald die ſtrengere Forſchung einen ſichern Boden, binnen einer Zeit von einigen dreißig Jahren, gefunden hat. Dieſe Wiſſenſchaft, die neben der des klaſſiſchen Altertums ein weſentliches Element der geiſtigen Bildung geworden iſt, ward dadurch noch wichtiger, daß ſie ſich mit der Ausbildung der Sprachlehre aller indo-germaniſchen Stämme verband und der Geſchichte eine Aufgabe lieferte, deren Löſung vielleicht die tiefſte iſt, die ihr jemals gegeben wurde.

So war eine geiſtige Bewegung der Zeit, die mir fremd ſchien, mir durch bedeutende Repräſentanten nahe getreten, und doppelt wichtig erſchien ſie mir, weil ſie in ihrer tiefſten Wurzel deutſch war, weil Deutſchland, wie es aus der uralten, noch zum Teil verſchloſſenen dunklen Vergangenheit mir nahe trat, mir immer bedeutender ward, und ſelbſt meine eigenen Studien, ſo fremd ſie ſchienen, dennoch aus der alten Quelle deutſchen Geiſtes entſprangen und eine Verwandtſchaft der fremdartigſten Beſtrebungen des einen, in allen ſeinen Richtungen bewegten Lebens kundtaten und erkennen ließen.

Johannes von Müllers Tod

1809

Eine der nächſten traurigen Folgen der vorübergehenden Bewegungen war der Tod Johannes von Müllers. Falſche Gerüchte von Volksbewegungen, beſonders in Halle und in der Umgegend, an welchen die Studierenden teilgenommen haben ſollten, erreichten

Kaſſel. Jerome, ohne allen Zweifel, beſonders durch die Dörnbergſche Inſurrektion beunruhigt und erbittert, ließ Müller kommen, warf auf ihn alle Schuld und behandelte ihn auf die plumpſte Weiſe. Müller war hoffnungslos, unzufrieden und krank; ſein Amt war ein beſchwerliches; auf jedem Schritte, den er zum Vorteile der Univerſitäten tun wollte, traf er auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ja auf kränkenden Verdacht. Er hätte vielleicht mehr erreichen können, wenn er mit Vorſicht entſchiedener hervorgetreten wäre. Denn er gehörte zu den wenigen deutſchen Gelehrten, ja war vielleicht der einzige, der Napoleon gewiſſermaßen imponierte. Sein Geſpräch mit ihm in Berlin ſchien einen guten Eindruck gemacht zu haben, und er ſtand unter Napoleons beſonderem Schutze. Aber unentſchieden und ſchwankend, wie er hervortrat, blieben alle ſeine Bemühungen ohne Erfolg. Die auffallende Kränkung, die er gegenwärtig erfuhr, traf ihn hart; er verließ Jerome in dem troſtloſeſten Zuſtande. Die heftige Gemütsbewegung veranlaßte einen Zufall, der einen tödlichen Charakter annahm; er bekam plötzlich die Roſe im Geſicht; ſeine Freunde ängſtigten ſich, Reinhardt eilte von ſeinem Krankenbette zum Könige und machte ihm die heftigſten Vorwürfe. „Vergeſſen Sie nicht", ſagte er, „daß Müller von dem Kaiſer beſchützt wird, daß dieſer eine unbedingte Gewalt über Sie ausübt, daß ich hier in ſeinem Namen bin und Sie für die ungerechte Behandlung und ihre Folgen verantwortlich mache." Jerome ward unruhig und ſandte ſeinen Leibarzt zu Müller. Er ward abgewieſen, die Krankheit wurde immer gefährlicher und nach wenigen Tagen war Müller tot.

Obgleich nun in dieſer Umgebung das ganze Gewicht des Unterganges ſchöner Zeiten auf mir laſtete, ſo war es doch natürlich, daß die freundliche Geſellſchaft mich erheiterte, und daß ich gern mich der Hoffnung beſſerer Zeiten hingab. In Halle, wo ich unter Freunden lebte, und zwar in einem fortdauernden, wenn auch verſteckten Kriege, pflegte ich meinem Haſſe Worte zu geben. Hier erſchraken meine Freunde, wenn ich mich nach gewohnter Weiſe äußerte. Die Lage des Herzogs von Weimar war freilich eine bedenkliche. Die Herzogin hatte ſich in den Tagen der Flucht, als ſie während der Abweſenheit des Herzogs im feindlichen Heere den erbitterten Napoleon empfangen mußte, auf eine ſo würdige Weiſe benommen, daß ſie dem heftigen Sieger imponierte und ihm wider ſeinen Willen Achtung abzwang. Der Herzog ſelbſt war dem Kaiſer verdächtig, und ſein Adjutant, der jetzige General der Infanterie v. Müffling, von dem er ſich nicht trennen wollte, war ſein Miniſter. Das Land war von geheimen feindlichen Spionen belauert, und es war begreiflich, daß man eine jede Äußerung, welche die Regierung kompromittieren konnte, ſelbſt durch ſtrenge Maßregeln zu unterdrücken ſuchte. Ich ſah dieſes ſehr wohl ein und richtete mich gern während meines Aufenthaltes nach dem Wunſche meiner Freunde.

Deſtomehr wurde ich durch die Gewalt, welche Goethe über alle Urteile der Umgebung, in welcher ich lebte, ausübte, in Verlegenheit geſetzt. Erwägt man, wie dieſer große Geiſt ſchon lange in Weimar mit Recht als der mächtigſte in Deutſchland verehrt ward, wie die heftige geiſtige Bewegung, in welche ich hineingeriſſen wurde, um ihn wogte und brauſte, ohne ſeine urſprüngliche eigentümliche Natur zu ändern, wie, nachdem die Kämpfe in ſeiner Nähe aufgehört hatten und nur noch in zerſtreuten

kleinen Gefechten in der Ferne vernommen wurden, während er, der unveränderlich ſtehen blieb, das fortdauernde, ja immer heller leuchtende Licht in der dunklen Nacht des geiſtigen Vaterlandes blieb, ſo kann man ſich freilich nicht wundern über die Herrſchaft, welche er über alle diejenigen ausübte, die in ſeiner Nähe lebten.

Später hat ſich dieſe Autorität immer mehr und mehr verbreitet, ja ihre Herrſchaft nahm in demſelben Maße zu, in welchem ſeine Lebensanſicht durch das Alter und durch die urſprüngliche Beſchränkung, die ſich immer entſchiedener ausbildete, an Umfang und Beweglichkeit abnahm.

Schon im Anfange des Jahrhunderts gab es einige, die bemerken wollten, daß die Reiſen Goethes nach Italien, beſonders die zweite, einen Wendepunkt in ſeiner Entwickelung veranlaßten. Die ſcharfe Eigentümlichkeit, die kräftige Zuverſicht der früheren Jahre, ſchienen abgenommen zu haben; an ihre Stelle war die ſtille Anmut getreten, die einigen nicht ſo gewaltig und inhaltsreich erſchien. Für dieſe letzte Epoche ſeines Lebens glaubte man beſonders das Urteil des Novalis gelten laſſen zu müſſen: daß Goethe weniger einen Gegenſtand zu behandeln liebte, der größer war als er, vielmehr ſolche, die er formell zu beherrſchen vermochte und in deren überſichtlicher Darſtellung er ſich gefiel. Ich teilte freilich dieſe Anſicht, aber ich konnte die Schlüſſe, die man daraus zog, keineswegs einſehen, und ſie ſchienen mir um deſto ungerechter, je mehr ich die Bewegung der Geiſter neben ihm kennen lernte, die beſtimmt war, während das Alter ihn immermehr beſchränkte, mächtiger zu werden und ihn zu überleben. Allerdings hatten die Werke Goethes aus der früheren Zeit einen Reiz für mich, der den ſpätern fehlte. Die große Macht, durch welche die Sprache ſeines Volkes umgeändert und verwandelt ſchien, der gewaltige Geiſt, der, als er zu reden anfing, eine Herrſchaft begründete, die nie mehr aufhörte, die überſchwengliche

Kraft, die dem, was bis jetzt ein Vergöttertes war, den Krieg ankündigte und faſt einſam daſtehend, den Sieg errang, hatte mich ſchon in meiner Kindheit getroffen, wie die Kriegstrompete einer neuen Zukunft, die mich zum Kampfe aufrief. So völlig unbedingt ſprachen mich die ſpäteren Werke nicht an. Es fingen, ſo ſchien es mir, ſeine Lebensanſichten an, eine Übereinkunft mit der Zeit und Gegenwart zu treffen; aber ich ſah es auch ein, daß ſein Leben und die Werke, durch welche dieſes ſeine Bedeutung erhielt, eine ganze in ſich abgeſchloſſene Geſchichte darſtellten. Es gibt wohl kaum einen Schriftſteller, der, wie er, einem mächtigen Staate ähnlich, ſich entwickelte, der in allen Richtungen ſeines Daſeins eigene Epochen bildete, die ihre überſchwengliche Jugend, ihren hellen Glanzpunkt und ihre allmählich hervortretenden Beſchränkungen enthielten. Aus dem Ganzen ſeines Lebens darf man keine Entwickelungsſtufe ausſchließen. Selbſt die ſpäter ſcheinbar zurückſchreitende behält, wenn man dieſes große Daſein betrachtet, ihre eigentümliche Bedeutung. In den letzten Produkten ſeines hohen Alters erkennt man noch die friſchen Keime der mächtig hervortretenden Jugend und in ſeinen früheſten Werken das edle Ringen nach einer vollendeten Form, die er in ſpäterem Alter errungen zu haben glaubt. Daher iſt mir Eckermanns Schrift ſo bedeutend; denn geiſterhaft feſtgebannt ſchien mir der faſt ſchon Abgeſchiedene an die Werke ſeines Lebens, ſo daß der noch immer mächtige Greis wie unter den edlen Ruinen eines großen glanzvollen Staates herumwandelte. Es war nicht eine Erſchöpfung, die ihn in ſeinem hohen Alter ergriff, es war vielmehr das allmähliche Abſterben eines Geiſtes, der, wie wenige, in ſich eine eigene Geſchichte einſchloß. Daher müſſen wir bei ihm die Entwickelungsſtufen ſeiner ſtrebenden Jugend von denen der Vollendung, die immer eine anfangende Beſchränkung enthalten, wohl unterſcheiden. Der zarte Übergang von den erſten Stufen

zu den zweiten enthält das Geheimnis seines Daseins; mehr als er darzustellen vermochte, und weniger zugleich; was er wollte und was er vermochte, jenes tiefer und bedeutender als dieses, in unergründlicher und unerforschlicher Einheit. Was ihm vergönnt war, in der großen Geschichte des Volkes auf immer zu schaffen, den vollendeten Kunstschätzen Griechenlands ähnlich, und was er anderen überlassen mußte, die in einer verworrenen Gärung begriffen, in sich zerfallen, die eigene Zukunft kaum erkannten, schied sich hier. Von da an trat die äußere Beschränkung immer deutlicher hervor; der schaffende Genius erlahmte nicht, zog sich aber in sich hinein und ward immer mehr eine Vergangenheit, die abschloß, als eine unbestimmte Zukunft, die sich aufschließt. Selbst was die neue Zeit und die Gegenwart, was besonders die alle Momente des menschlichen Daseins ergreifende Spekulation des deutschen Volkes ihm aufdrang, verlor sich in der Gestaltung seines innern Lebens, und was eine Zukunft für alle mächtigen Geister der Zeit war, schien bestimmt, durch ihn die eigene Vergangenheit zu enträtseln. Er ist, in diesem tiefsten Sinne, satt an Jahren gestorben. Er hatte die Aufgabe, das eigene Leben bis zu dem letzten Moment nicht mehr, wie es werden sollte, sondern wie es geworden war, zu bewahren, und als die Pulsadern verknöcherten, als die Gliedmaßen sich schwer bewegten, als die Zunge gelähmt, ja als er fast als ein abgeschiedener Geist unter Gräbern zu wandeln schien, blieb er noch die edle Gestalt, die in ihrer Vergangenheit eine noch nicht enträtselte Zukunft verschloß. Sein Tod selbst war das innerste Selbstgespräch. Er hatte sich stolz von der wechselseitigen Verständigung mit der Zeit abgeschlossen, er wandte sich an keinen der Lebenden, um sich mit ihm zu verständigen; wir aber, die wir lebten und strebten, wurden gezwungen, auf die letzten Äußerungen des verschwindenden Geheimnisses zu lauschen, bis es verstummte.

Drei Männer gibt es, denen es vergönnt war, ein langes Leben hindurch, was die Zeit wollte, in einer beſtimmten Richtung darzuſtellen und ohne Widerſpruch auszuſprechen. Sie ſind ſtehende Geſtalten beſtimmter Epochen ihrer Zeit, und ſelbſt, wo wir ſie heftig zu bekämpfen geneigt ſind, müſſen wir ihre Herrſchaft gelten laſſen. Sie wurden Typen einer beſtimmten Gegenwart, und zwar ſo entſchieden, daß ſelbſt ihre leibliche Geſtalt ſich in die Anſchauung des Volkes einprägte und eine beſtimmte Figuration annahm. Als ſolche nenne ich, ſo ungleich ſie ſich auch ſein mögen, ſo entſchieden ich beſonders in dem zweiten eine gefährliche Verirrung des Mannes und ſeines Volkes erkenne, Friedrich den Großen, Voltaire und Goethe.

In meiner früheſten Jugend bewahrte dieſer die geheimnisvolle Aufgabe ſeines Lebens, die ich ahnete, ohne ſie zu verſtehen. Später, als ich ſie eben zu verſtehen anfing, glaubte ich auch, mich inniger gefaßt zu haben. Aber die eigene geiſtige Tat, wie wenig ſie auch gelungen ſein mag, fing an, als er mit ſich abſchloß. Nun mußte ich es erleben, daß immer größer die Zahl derer ward, die, weil ſie zur Ruhe zu kommen wünſchten, mit ihm abzuſchließen geneigt waren. Und beſonders in dem Kreiſe, in welchem ich in Jena lebte, galt Goethes Autorität ſo unbedingt, wie die Bibel bei frommen Chriſten. Ein jeder Streit, der ſtattfand, ward für immer beendigt, wenn man ſich auf irgendeine Äußerung Goethes beſinnen konnte, und ich ward durch dieſe, alles eigene Denken ausſchließende Herrſchaft zuletzt ſo empört, daß ich einmal in Verzweiflung ausrief: „Bleibt mir mit dem v. — Goethe vom Leibe.“ Die Heftigkeit, mit der ich dieſes ausſprach, und das Schrecken, welches mich unmittelbar darauf ergriff, ergötzte die Freunde.

Ich lernte in Jena zuerſt einen einſt berühmten, deutſchen Dichter, Zacharias Werner, kennen. Ich muß geſtehen, daß ſeine

Werke mich nie ſehr angezogen haben. „Die Söhne des Tales", „das Kreuz an der Oſtſee" ſprachen mich wenig an; ſie ſchienen mir einem ſeichten Waſſer ähnlich, welches durch eine künſtliche Wellenbewegung eine erlogene Tiefe vorzuſpiegeln bemüht war. Seine Geſtalt hatte etwas unangenehm Auffallendes. Lang, dürr, etwas ſchlotterig in ſeinem Gange, ungelenk in allen ſeinen Bewegungen, erſchien ſein mageres Geſicht und ſeine gewaltige Naſe faſt zurückſchreckend. Er war nach Weimar gereiſt, um einige Dramen dort auf die Bühne zu bringen, und zum Beſuche nach Jena gekommen. Er kam eben von Genf, wo er in Coppet einige Zeit mit der Stael-Holſtein zugebracht hatte. Mehrere meiner Freunde, der Bildhauer Tieck, Friedrich Schlegel, Oehlenſchläger mit Werner und der berühmte Geſchichtſchreiber Sismondi, hielten ſich damals in Coppet auf. Ich habe ſpäter oft genug von dem geſelligen Leben meiner Freunde dort reden gehört, und was ich jetzt erfuhr, hatte allerdings für mich ein großes Intereſſe. Werner erzählte etwas langſam, aber nicht ſchlecht. Nun aber griff er in die Taſche, hob eine Maſſe ſchmutziger zerknitterter Oktavblättchen hervor, welche eine Anzahl Sonette enthielten, die er verfertigt hatte, und die er uns auf eine höchſt ungeſchickte und falſche Weiſe vordeklamierte. Ich muß mir die Antipathie gegen ihn als einſeitig vorwerfen. Er hatte in der Tat ein eigenes Talent, welches man anerkennen muß; was ihn verdarb, war, wie ich glaube, der fanatiſche Traum, der ihn wähnen ließ, er ſei eigentlich ein Prophet, zur Verkündigung überſchwenglicher Dinge berufen. Nun hatte er aber weder die feſte Geſinnung, noch die zuverſichtliche Überzeugung, die auch dann, wenn ſie mit großer Beſchränktheit verbunden iſt, Bewunderung, ja ſelbſt bei den Beſſeren Achtung zu erwecken vermag. Unglücklicherweiſe war er auch durchaus von dem gegenwärtigen Moment abhängig und buhlte fortdauernd nach dem Beifall der Umgebung.

Goethe war nach Jena gekommen, ich ſah ihn nach ſieben Jahren zum erſten Male wieder, und ſeine Gegenwart ergriff mich tief. Er begleitete mich nach der Mineralienſammlung, die noch immer unter der Direktion des Profeſſor Lenz bedeutende Schätze in ſich ſchloß. Ich war für mein Handbuch der Mineralogie dort täglich mehrere Stunden beſchäftigt. Goethe war bekanntlich ein geognoſtiſcher Dilettant, ſeine wiederholten Reiſen nach Karlsbad verlockten ihn zu mancherlei Unterſuchungen, und unſere Unterredung ſchweifte bald von der Mineralogie nach anderen naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden hin. Einige optiſche Unterſuchungen wurden behandelt, ſeine Anſichten von der Metamorphoſe der Knochen beſchäftigten uns, und er beklagte ſich mit Heftigkeit über die Art, wie einige Naturforſcher ſein Vertrauen mißbraucht und mitgeteilte Entdeckungen, ohne ihn zu nennen, als eigene bekannt gemacht hatten. Ich war ganz in die frühere ſchöne Zeit verſetzt. Goethe ward immer heiterer, liebenswürdiger, und ich genoß ein Glück, welches mir ſeit langen Jahren fremd geworden war. Goethe lud mich und meine Frau mit der Frommannſchen Familie nach Weimar ein. Wir fanden bei der Tafel, außer Goethes Frau, Meyer und Riemer, nur Werner. Goethe war ſehr heiter, das Geſpräch drehte ſich um mancherlei Gegenſtände, und die unbefangenen geiſtreichen Äußerungen des berühmten Wirtes erheiterten uns alle. Auch mit den Frauen wußte er ſich auf liebenswürdige Weiſe zu unterhalten.

Endlich wandte er ſich an Werner, der bis jetzt wenig teil an den Geſprächen genommen hatte. „Nun, Werner," ſagte er, auf ſeine ruhige, doch faſt gebieteriſche Weiſe, „haben Sie nichts, womit Sie uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorleſen können?" Werner griff eilig in die Taſche, und die zerknitterten ſchmutzigen Papiere lagen in ſolcher Menge vor ihm, daß ich erſchrak und dieſe Aufforderung Goethes, die das unbefangene und

intereſſante Geſpräch völlig zu unterdrücken drohte, keineswegs billigte. Werner fing nun an, eine Unzahl von Sonetten uns auf ſeine abſcheuliche Weiſe vorzudeklamieren. Endlich zog doch eines meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Inhalt des Sonetts war der köſtliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italieniſchen Himmel ſchwamm. Er verglich ihn mit einer Hoſtie. Dieſer ſchiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Goethe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte ſich an mich. „Nun, Steffens," fragte er, äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen ſuchte, „was ſagen Sie dazu?" „Herr Werner", antwortete ich, „hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzuleſen, in welchem er ſich darüber beklagte, daß er zu ſpät, zu alt nach Italien gekommen wäre, ich glaube, einzuſehen, daß er recht hat. Ich bin zu ſehr Naturforſcher, um eine ſolche Umtauſchung zu wünſchen. Das geheimnisvolle Symbol unſerer Religion hat ebenſoviel durch einen ſolchen falſchen Vergleich verloren, wie der Mond." Goethe ließ ſich nun völlig gehen und ſprach ſich in eine Heftigkeit hinein, wie ich ſie nie erlebt hatte. „Ich haſſe", rief er, „dieſe ſchiefe Religioſität, glauben Sie nicht, daß ich ſie irgendwie unterſtützen werde; auf der Bühne ſoll ſie ſich, in welcher Geſtalt ſie auch erſcheint, wenigſtens hier, nie hören laſſen." Nachdem er auf dieſe Weiſe ſich eine Zeitlang und immer lauter ausgeſprochen hatte, beruhigte er ſich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben," ſagte er ernſthaft, „Sie wiſſen ja, daß ſolche Ungereimtheiten mir unausſtehlich ſind; Sie haben mich verlockt, zu vergeſſen, was ich den Damen ſchuldig bin." — Er faßte ſich nun ganz, wandte ſich entſchuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Geſpräch an, erhob ſich aber bald, entfernte ſich, und man ſah es ihm wohl an, daß er tief verletzt war und in der Einſamkeit Beruhigung ſuchte. Werner war wie vernichtet.

Riemer war, während ich früher mit Goethe lebte, noch nicht mit dieſem in Berührung getreten. Er war als Hauslehrer der Kinder von Wilhelm v. Humboldt in Italien geweſen, und ſeine Verbindung mit Goethe fing, wenn ich nicht irre, im Jahre 1806 an; ich lernte ihn aber erſt jetzt kennen. Kurz nach aufgehobener Tafel trat ich bei Goethe ein, der, völlig ruhig und heiter, den Auftritt bei der Tafel ganz vergeſſen zu haben ſchien und mit belehrender Ausführlichkeit, wie er ſie liebte, einige optiſche Phänomene darſtellte und erläuterte. Als ich mich von ihm trennte, wartete Riemer auf mich, er wünſchte mich zu ſprechen und führte mich in ſeine Wohnung. Hier fing er nun an, über den von mir erlebten Auftritt zu ſprechen. „Was Sie geſehen haben," ſagte er, „iſt in dieſem Hauſe ſo ſelten, daß ich mich kaum erinnere, etwas Ähnliches erlebt zu haben." Ich verſicherte ihn, daß ich, elf Jahre früher, als ich Goethe, der damals noch ſo viel jünger war, oft ſah, etwas Ähnliches nicht allein nicht geſehen, ſondern auch nicht einmal für möglich gehalten hätte. Er fuhr fort: „Sie wiſſen, wie man ſich mit Goethe beſchäftiget, wie ſeine Äußerungen und alles, ſelbſt das Kleinſte, was man von ihm erfährt, ein Gegenſtand der Tagesblätter wird. Ich muß Sie nun recht ſehr bitten, ein ähnliches Beſprechen der heutigen Begebenheit in ſolchen Blättern nicht zu veranlaſſen." Meine erſte Empfindung war, ich geſtehe es, eine Art von Entrüſtung. „Ich darf", ſagte ich, „nicht vorausſetzen, daß Sie je etwas von mir erfahren haben; wäre das der Fall geweſen, ſo würden Sie dieſe Bitte als gänzlich überflüſſig betrachten; ſo wichtig der heutige Tag mir auch perſönlich iſt, ſo lieb es mir geweſen iſt, erlebt zu haben, in welchen großartigen Zorn der herrliche Mann geraten kann, wenn er die widerwärtigen geiſtigen Krankheiten der Zeit entdeckt, ſo können Sie ſich doch völlig beruhigen. Ich habe an dieſer fliegenden Literatur nie teilgenommen, ich ſtehe mit

keinem einzigen Blatt in irgendeiner Verbindung, aber ich begreife Ihre Furcht und finde Sie ſehr natürlich."

Ich hatte verſprochen, den Nachmittag bei der als Schriftſtellerin bekannten und beliebten Madame Schopenhauer zuzubringen. Ich fand da, außer meiner Frau und der Familie Frommann, einige Herren und Damen aus der Stadt. Der Auftritt bei der Tafel war der einzige Gegenſtand unſeres Geſprächs. Ein bedeutendes und gefahrdrohendes politiſches Ereignis konnte keine größere Aufregung hervorrufen. Ich glaubte mich an den Hof Ludwig des Vierzehnten verſetzt, Goethes Haus erſchien mir als der Palaſt eines mächtigen Königs, deſſen zornige Äußerung, von den bedeutendſten Folgen, die ganze Umgebung beſorgt machte und in heftige Bewegung verſetzte. Auch Werner, der unglückliche Gegenſtand der großen Ungnade, erſchien, und man zeigte ihm die größte, wenngleich mit einiger Scheu und Furcht verbundene Teilnahme.

Es war der letzte Tag im Jahre; in Weimar fand der gewöhnliche Ball, den der Großherzog und ſeine Gemahlin mit ihrer Gegenwart beehrten, ſtatt. Ich erinnerte mich mit Vergnügen der frühern Neujahrsnacht, die ich mit Goethe erlebt hatte. Diesmal erſchien er nicht, wohl aber ſeine Frau und Werner. Dieſer konnte den Mittag nicht vergeſſen, er war noch immer ſichtlich erſchüttert, und ich war nicht wenig erſtaunt, als ich erfuhr, welchen Eindruck Goethes Zorn auf ihn, deſſen Neigung zum Katholizismus ſchon damals Gegenſtand des Geſprächs war, gemacht hatte. „Der Alte", ſagte er mir, „hat doch recht, ich werde mich vor ähnlichen Äußerungen in der Zukunft hüten." „Wie," rief ich überraſcht, „Sie, der eifrige Chriſt, können ſo ſchnell umgewandelt werden, können den Äußerungen des alten Heiden irgendeine Bedeutung geben?"

Obgleich nun dieſe ganze Begebenheit mir etwas Seltſames, ja

faſt Komiſches hatte, ſo muß ich doch bekennen, daß dieſe ſouveräne Gewalt, die ein mächtiger Geiſt auf ſeine Umgebung ausübte, mir nicht bloß merkwürdig, ſondern auch achtungswürdig und bedeutungsvoll erſchien. In der Tat, hinter dem ſcheinbar Geringen verbarg ſich etwas Großes und Feierliches, etwas geſchichtlich Mächtiges, was ich wohl zu ſchätzen wußte.

Jetzt alſo im Sommer des Jahres 1811 beſuchte ich nun wieder Frommann in Jena, meinen teuern Freund, und Goethe in Weimar, mit der Anſicht, künftig in größerer Entfernung von ihnen zu leben. Ich konnte nur einige Tage in beiden Städten zubringen. Die etwas heftige Szene, die Oehlenſchläger hervorrief, als er, aus Italien kommend, Weimar beſuchte und von Goethe Abſchied nahm, hatte kurz vorher ſtattgefunden. Oehlenſchläger war unmittelbar aus Weimar nach Halle gekommen und noch von dem, was er dort erlebt hatte, heftig bewegt. Der ganze Vorfall iſt von dieſem Dichter ſelbſt in ſeinem Leben erzählt und von Riemer in ſeinem bekannten Werke über Goethe faſt als ein bedeutendes Ereignis ſeines Lebens behandelt. Ich, der ich meinen Freund ſo genau kannte, fand die Sache höchſt natürlich, konnte mir aber auch die Überraſchung und Verlegenheit des alten Dichters, der gewohnt war, als ein Herrſcher, dem man ſich nur mit Scheu und Furcht näherte, behandelt zu werden, gar wohl denken. Bei der Erzählung Oehlenſchlägers kam mir die Sache ſehr luſtig vor, und ich mußte lachen; jetzt, als ich nach der Tafel mit Goethe in dem kleinen Garten hinter ſeinem Hauſe mich unterhielt, ſprach er zwar von jener wunderbaren Umarmung und zornigen Äußerung des leidenſchaftlichen Dichters, aber höchſt ruhig und milde. Er wußte Oehlenſchläger zu ſchätzen, aber ſeine Tragödie Correggio, die er vorleſen, Goethe aber nicht hören, ſondern ſelbſt leſen wollte, hatte bekanntlich die Empfindlichkeit des Dichters veranlaßt. Goethe teilte meine Anſicht.

Dieſes Stück hat einige Zeit hindurch ein großes Aufſehen gemacht; es iſt in Wien und Berlin mit ſtürmiſchem Applaus aufgeführt worden. Link, der berühmte Naturforſcher, verſicherte mich, einer ſolchen Aufführung in Wien beigewohnt zu haben, die an die vergangenen Tage der überſchwenglichen Rührung durch Kotzebues Menſchenhaß und Reue erinnerte.

Ich geſtehe, daß einige gelungene Szenen in dieſer Tragödie vorkommen, das ganze Drama aber iſt doch ein mißlungenes zu nennen, und mein Freund muß mir erlauben, meinen Tadel auszuſprechen, obgleich ich weiß, daß es ihm geht, wie oft den Müttern mit geiſtig oder körperlich verwahrloſten Kindern, die ſie nicht ſelten den rüſtigſten und begabteſten vorziehen. Dieſe Zuneigung beweiſt, wie der Inſtinkt mächtiger iſt als die Beurteilung. Es iſt eine innere, tiefverſteckte Überzeugung von der Schwäche des Gegenſtandes. Damit das Gleichgewicht herauskomme, fordert die Natur, die hier mit einer innern Notwendigkeit herrſcht, daß die größere Intenſität der Liebe erſetzen ſoll, was dem Gegenſtande fehlt. Die ſentimentale Bekränzungsſzene durch Cöleſtina ſcheint mir eines Dichters, wie Oehlenſchläger, unwürdig, und das Hinſterben des Helden unter der Laſt des Kupfergeldes, hiſtoriſch falſch, hätte, ſelbſt wenn ſie wahr wäre, nicht in einem Drama benutzt werden ſollen. Die Torheit liegt zu nahe, denn es muß einem jeden einleuchten, daß der Tod verhindert werden konnte durch eine Umſetzung des Geldes.

Dieſes Geſpräch mit Goethe dauerte lange. Es berührte frühere Zeiten und mancherlei Gegenſtände. Auch an Werner wurde erinnert, und zwar an den großen Mineralogen ſowohl, als an den Dichter.

Der „Luther" des Dichters war mir von jeher zuwider; der „24ſte Februar" iſt dagegen, verglichen mit den Müllnerſchen Monſtroſitäten, die durch dieſes Drama veranlaßt wurden, durch

die Einfachheit und Macht der Motive höchſt lobenswert. Noch immer war Goethe gegen Werner etwas eingenommen, und es iſt nicht zu leugnen, daß, wenn dieſer ſeine Weihe der Kraft als eine Armſeligkeit betrachtete und ſich entſchloß, die Unkraft zu weihen, und deshalb nicht zu tadeln war, die letztere Weihe wenigſtens nicht ſo armſelig und unkräftig hätte ſtattfinden dürfen.

Deſto heiterer war die Erinnerung an den herrlichen, in ſeiner abgeſchloſſenen Eigentümlichkeit tiefen und von Hauſe aus friſchen und geſunden zweiten Werner, dem ich ſo viel verdankte, der mir noch immer als ein Glanzpunkt meines frühern glücklichen Daſeins erſchien. Goethe liebte und ſchätzte ihn, er freute ſich, ihn ſo oft in Karlsbad zu treffen, und ſuchte ihn gegen ſeine immer mächtiger werdenden Gegner zu verteidigen. Es war aber auch von vielem anderen die Rede. Ich erinnere mich mit Freude der Zuneigung, die er für Schelling zeigte. „Ich kann ihm nicht ganz folgen," ſagte er, „aber es iſt mir klar, er iſt beſtimmt, eine neue geiſtige Epoche in der Geſchichte einzuleiten."

Goethe, dieſe imponierende Geſtalt, jetzt ſchon im hohen Alter, ſchien durch ſeine ruhige gebietende Gegenwart die ganze Bedeutung ſeines gewaltigen Daſeins in einen mächtigen Moment zuſammenzufaſſen; er war damals 62 Jahr alt. Die bevorſtehende Trennung erſchütterte mich, aber der ernſthafte Mann gebot Ruhe; mein Schmerz war ſtumm, ich verneigte mich und verließ ihn. Er lebte nachher noch faſt 20 Jahre, aber ich ſah ihn damals zum letztenmal.

Gneiſenau

Breslau 1812

Gneiſenau lernte ich jetzt erſt perſönlich kennen. Er war, wie bekannt, ein ſchöner Mann, deſſen ruhiges und ſicheres Einherſchreiten ſchon den ritterlichen Helden verkündete, ſein Blick deutete

auf Klarheit. Ich ſah nie eine ähnliche Miſchung von edlem Stolz und echter Demut, von Zuverſicht und Beſcheidenheit. Wie die übrigen größten und bedeutendſten deutſchen Helden war auch er mehr durch das Leben als durch Studien gebildet, aber durch ſeine Achtung für eine jede Art höherer geiſtiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältniſſe aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverſtellte Geſtändnis ſeiner Unkunde zeigte er ſich nicht allein noch liebenswürdiger, ſondern zugleich achtungswerter; denn nie erſchien die ihm angeborne Größe imponierender als in eben ſolchen Momenten. Ihm fehlte die leichte Beweglichkeit des Geiſtes, der ſchnelle Witz, die ironiſche Schärfe, welche damals viele der bedeutendſten und höchſt verdienſtvollen höheren Befehlshaber auszeichneten, aber auch nicht ſelten, bei geſelligen Berührungen, zurückſtoßend wirkte.

Es ſchien wohl, als wenn die Keckheit, die auf dem Schlachtfelde als die höchſte Tugend glänzt, der Meinung dieſer Männer nach, ſich auch in geiſtigen Behauptungen bewähren müßte, als gelte ein ſchnelles und entſchiedenes Urteil ebenſoviel, wie das Kommandowort vor der Front. Viele von dieſen hatten im höhern Alter, durch Talent unterſtützt, zu erlangen geſucht, was doch nur ein früherer Unterricht mit überſichtlicher Sicherheit und Klarheit zu geben vermag. Einige hatten auf Univerſitäten ſtudiert; die tüchtige kriegeriſche Neigung aber hatte ihre Studien, halbvollendet, unterbrochen. Geſtehen mußte man, daß ihnen, da ſie manches erlebt hatten, was dem einſam auf ſeiner Stube eingeſchloſſenen Gelehrten verborgen blieb, ein treffendes Urteil gebührte über vieles, dann nämlich, wenn das Geiſtige an das äußere Leben und ſeine Verhältniſſe angrenzte. Ein befehlshaberiſcher Ton, wo ein bedachtſam unterſuchender hingehörte, zeigte ſich hier und da ſchon bei den höhern Befehlshabern in dem unglücklichen Jahre 1806. Dieſe Zeit hatte einen jeden

kühnen Mann an ſich ſelbſt gewieſen; die innere Kraft, die ſpäter ſo hell glänzte, ſtärkte ſich in dieſer Zeit, die eigene Macht, der eigene Gedanke erhielt jene große Gewalt, die im Kriege den Sieg errang. Nicht leicht hatte irgendein Menſch eine ſolche Gelegenheit, ſich in mannigfach wechſelnden Verhältniſſen durch das innere Leben auszubilden, wie damals der kühne, begabte preußiſche Offizier. Aber dadurch entſtand auch eine Entſchiedenheit, die nicht immer die treffendſte war, und das ſchnelle, befehlshaberiſch geſprochene Urteil eines geiſtreichen Kriegers erſchien nicht ſelten um ſo glänzender und imponierender, je ſchiefer es war.

Ich habe nicht ſelten das Glück gehabt, bedeutende Männer in meinem Leben zu treffen, aber nie bedauerte ich ſo oft, ein Geſpräch plötzlich abbrechen zu müſſen, deſſen Fortſetzung mir höchſt wünſchenswert ſchien, wie bei Gneiſenau. Denn nie hörte ich aus ſeinem Munde ein unverſtändiges Wort, ja die ſtille Demut ſeines Weſens hatte etwas unwiderſtehlich Gebietendes an ſich, auch in geiſtiger Rückſicht, ſo daß das Unverſtändige in ſeiner Nähe ſich nicht auszuſprechen wagte. Ein jeder ahnete das tiefſinnige Gemüt, welches, indem es ſich äußern wollte, mehr an das dachte, was ihm fehlte, als an den großen Schatz von Erfahrungen, die er, von den größten Gedanken durchdrungen, mit Europas Schickſal fortdauernd beſchäftigt, während er in tätigem Bündnis mit den edelſten und großartigſten Männern lebte, ſich erworben hatte. Es war etwas Fürſtliches in ſeiner Geſtalt, in ſeiner Art, ſich darzuſtellen und ſich zu äußern. Eben wenn er am demütigſten war, ſchien er ſich mit bewußtloſer Sicherheit herabzulaſſen; er war der ritterlichſte, freigebigſte Held, den ich jemals ſah, und wer das Glück hatte, ſein Intereſſe zu erwecken, konnte auf ſeine fortdauernde tätige Teilnahme in einer jeden unangenehmen Lage mit Sicherheit rechnen. Ich denke mit Freuden daran, wie ich ſein Wohlwollen und ſeine freundliche Teil-

nahme von dem Augenblick an, wo er in meine Wohnung trat, fortdauernd genoſſen habe. Die vielen Beweiſe ſeiner Güte gegen mich, wenn ich oft Stunden in ſeiner oder er in meiner Wohnung zubrachte, ſchweben mir in traurig heiterer Erinnerung vor; kein Mann iſt mir je teuerer geweſen. Wenige Tage vor ſeinem plötzlichen, erſchütternden Tode trat er, im hohen Alter noch feſt und rüſtig einherſchreitend, in meine Wohnung. Die Cholera erſchien mir erſt drohend, als ſie in ihrem verwüſtenden Fortſchreiten ein ſolches Opfer zu ergreifen wagte.

Wirkung von Napoleons Zuſammenbruch in Rußland

Breslau 1812

Alle Menſchen lebten in dieſer Zeit in jener wunderbaren innern Aufregung, die dann entſteht, wenn große Erwartungen eine beſtehende peinliche Lage zu verändern und zu verbeſſern verſprechen, ohne daß der Augenblick gekommen iſt, der zur entſchiedenen Tätigkeit auffordert. Wenn die große Maſſe des Volks auch geneigt iſt, das Beſtehende als ein Unveränderliches zu behandeln, ſorglos von einem Tage zum andern lebt und plötzlich, als träte etwas völlig Unerwartetes hervor, ſich von dem überraſchen läßt, was bei einer ſelbſt kurzen und oberflächlichen Betrachtung auch von den Unkundigſten ſich vorausſehen ließ: ſo verhält es ſich doch anders, wenn die geiſtig Umſichtigeren das gewaltig Herannahende, ſchon lange dunkel Geahnete in ſeinen erſchütternden Folgen überſehen; eine einmal entſtandene Erregung wächſt dann in ungeheurem Maße, nicht in einem einfachen Verhältnis, ſondern wie die phyſiſch eingepflanzte Bewegung nach dem Quadrat der Zeiten und der Geſchwindigkeiten, immer in ſich geſteigert, in jedem Moment mit ſich ſelber multipliziert. Das 29ſte Bulletin war erſchienen, jeder behutſame Ausdruck in dieſem ſuchte vergebens die grenzenloſe Niederlage zu verbergen; in den

tieferen Gemütern regte ſich eine Ahnung von einer wundervollen tatenreichen Zukunft mit ihren Hoffnungen und geheimen Grauen; es klang zuerſt wie eine ferne halbverſtändliche Stimme aus dem Innerſten der zerſtreuten Seelen hervor; etwas Unglaubliches ſchien die ferne Stimme zu verkündigen. Selbſt wer bis dahin geglaubt hatte, daß die bis zur Beſinnungsloſigkeit geſteigerte Ehrſucht in dem verwüſteten grenzenloſen Lande ihre Schranken finden würde, konnte an das Entſetzliche des Unterganges eines ſiegreichen Heeres nicht glauben, welches ſeit 15 Jahren mit ſteigender Gewalt erſt Bewunderung, dann ahnungsvolle Furcht, dann furchtſames Schrecken, endlich lähmendes Entſetzen über Völker und ihre Herrſcher verbreitet hatte und nun ſo plötzlich von der göttlichen Rache getroffen war. An ein Ereignis ſollte man glauben, welches (in der Geſchichte einzig) an Wunder die Siege übertraf. Aber das Wunder war da, unwiderſprechliche Nachrichten häuften ſich, die ferne Stimme näherte ſich, das dunkle, ſchickſalſchwangere Wort klang klarer, zuletzt als ein lauter mahnender Aufruf. Da überſtrömten die ſtark hervorbrechenden Wogen die Ufer der vereinzelten Gemüter, da brauſten die überſtrömenden Fluten immer gewaltiger, da regte ſich der lange verborgene und zurückgetretene Keim des beſſern Sinnes, der König und Vaterland mit Treue und Liebe umfaßt, ſelbſt in den Trägſten, und was in dem Beſten, oft zweifelhaft und ſchwankend, wie der Glaube an die göttliche Liebe in den frommen Seelen, unter Kämpfen mancherlei Art feſtgehalten wird, das ward jetzt, in dieſem Moment der Wunder, zur zuverſichtlichen Tat geſteigert, ſelbſt in den ſtumpfſten Seelen; jeder erwartete einen großen Augenblick und ſchien für ihn gewaffnet. Und doch war der Moment der Tat noch nicht da, aber ſie war ſchon reif im Innern vieler tauſend Gemüter, und die zurückgehaltene Gewalt, die alle bewegte, ſchwoll elaſtiſch an, den Tag ſehnſuchtsvoll erwartend, der die innere Tat zu einer äußern geſtalten würde.

Napoleon war, hieß es, heimlich allein, nur von einem ſeiner Heerführer begleitet, Tag und Nacht in einem Schlitten durch Schleſien geeilt; ein Poſtmeiſter, irre ich nicht, in Haynau, hatte ihn erkannt. In Breslau war alles in Bewegung; die gewöhnliche Sorge für den Tag und ſeine ſtille Beſchäftigung war ſelbſt in dem häuslichen Gemache dem großen Ereignis gegenüber, welches wie ein innerer Aufruf mahnend aus einem Jeden herausklang, zurückgewichen. Auf den Straßen wogte es von Menſchen, die ſich zuflüſterten, ein jeder erwartete den Befehl zur beſtimmten Tat, und alle blickten ſich an, als müßte der Befehlshaber, der ſie zuſammenrufen, bewaffnen, ordnen ſollte, nun plötzlich erſcheinen.

Da ward zuerſt die Sorge für die Sicherheit des Königs laut. Werden die Reſte der franzöſiſchen Armee, welche die geheime Geſinnung kannten, um die Sicherheit des Rückzuges zu decken, in dem von ihnen beſetzten Berlin ſich Gewalttätigkeiten gegen ſeine geheiligte Perſon erlauben? Jetzt zuerſt trat jene geheim bewahrte Treue, die den rechten Mittelpunkt aller zukünftigen Tat gefunden hatte, wie ſie mächtig während des Krieges heranſchwoll, wie ſie während des langen Leidens ſtill im Innerſten, oft denen, die ſie pflegten, unbemerkbar, ſich erhielt, hervor, und alles, wozu ein jeder bereit war, hatte ſein göttliches Siegel erhalten.

Herr B. v. L., von dieſer allgemeinen Stimmung tief ergriffen, wandte ſich unmittelbar an den König. Er mahnte ihn, Berlin zu verlaſſen und nach Breslau zu kommen. Hier in dem neutralen, von dem Feinde nicht beſetzten Gebiete würde er, von treuen Untertanen umgeben, die ihr Leben für ihn zu wagen bereit waren, ſicherer ſein als in Berlin, wo er auf eine bedenkliche Weiſe in der Gewalt der Feinde war. In ſeinem engeren Kreiſe fand man doch dieſen Schritt, der ſelbſt in einer Zeit, in welcher auch der Ruhigere wohl geneigt war, das Ungewöhnliche zu wagen, etwas bedenklich. Wenige Tage nach dem Abgange des

Schreibens ward B. v. L. in der Nacht von Gensdarmen aufgehoben, nach Berlin gebracht und dort in die Hausvogtei geſetzt. Die unſchickliche Ermahnung eines Einzelnen, Unberufenen, ſollte nicht herbeiführen, was das Reſultat der reifen Beratungen derer ſein müſſe, denen der König ſich ſelbſt anzuvertrauen ſich entſchließen wollte. So rein auch die Geſinnung des B. v. L. ſein mochte, ſo ſah man es doch ein, daß, eben in dieſem Augenblicke der allgemeinen grenzenloſen Aufregung, ein jedes Hervordrängen der einzelnen, ſelbſt der Beſten, als ein gefahrdrohendes Übel um ſich greifen und die jetzt ſo notwendige Ordnung zerſtören konnte. Eben in ſolchen dunkeln, tief bewegten Zeiten, in welchen man deutlich erkannte, daß in der ordnenden Gewalt des Herrſchers alles Heil zu ſuchen, war man geneigt, ſich ſtill einer Macht zu unterwerfen, welche man jetzt erneuert, kräftig und unabhängig hervortreten ſah. Kurze Zeit darauf kam B. v. L. zurück; in einer glänzenden Abendgeſellſchaft, die er gab und der ich beiwohnte, verſprach der Staatskanzler zu erſcheinen; nachdem wir einige Zeit vergebens auf ihn gewartet hatten, kam ein Brief, höflich und voll Anerkennung, durch welchen er ſein Nichterſcheinen mit dringenden Geſchäften entſchuldigte.

In dieſem Augenblick fühlte ich mich, obgleich ich die Morgenröte des langerſehnten Tages freudig begrüßte, dennoch innerlich ſehr verlaſſen. „Sechs lange leidensvolle Jahre haſt du zugebracht, auf dieſen Moment, als auf den ſeligſten deines Lebens, harrend: und nun biſt du hier in einer entlegenen Stadt, der Strom der mächtigen Ereigniſſe wird dieſe Gegend nicht berühren; gegen Weſten, in der Mitte des bewegten Deutſchlands wird die Kraft des erwachten Volkes ſich vereinigen, wird der Kampfplatz der großen Männer ſein, deren Vertrauen und Wohlwollen dich in den Tagen des Leidens aufrecht hielt und erhob. Du wirſt hier tatenlos in unglücklicher Muße, was Großes geſchieht durch

deine Freunde, wie ferne Märchen dir erzählen laſſen müſſen.“ So klagte ich und war in dem großen Augenblick dennoch ſelbſtſüchtig nur zu geneigt, über die Vorſicht zu murren. Da ward das Gerücht, daß das, was B. v. L. wünſchte und kühn auszuſprechen wagte, wahrſcheinlich ſchon in Berlin beſchloſſen war, immer lauter; Befehle kamen, ein jedes disponible Lokal für die den König nach Breslau begleitenden hohen Beamten in Beſchlag zu nehmen. Selbſt an mich kam eine ſolche Aufforderung. Das Lokal für das phyſikaliſche Kabinett und für meine Wohnung war völlig eingerichtet, der begonnene Apparat in den dazu beſtimmten Sälen aufgeſtellt; in dem mir übergebenen Auditorium trug ich ſchon die Experimentalphyſik ſeit einigen Wochen vor: als ich aufgefordert wurde, das Gebäude zur Dispoſition zu ſtellen. Ich glaubte entſchieden gegen dieſes Anſinnen proteſtieren zu müſſen; ich glaubte nicht, daß der König, der friedlich in die Hauptſtadt ſeiner Provinz einzog, die Lehrer von ihren Lehrſtühlen, die er ihnen angewieſen hatte, vertreiben würde. Ich wandte mich an Herrn v. Schuckmann und blieb ruhig, wo ich war.

Jetzt ſah ich ein, wie ungegründet meine Klagen wären. Gott hatte mich hingeſtellt, da, wo ich allein in dem Brennpunkte des größten geſchichtlichen Ereigniſſes einer der merkwürdigſten Epochen des menſchlichen Geſchlechts überhaupt erleben und tätig ſein konnte. Wie? — davon hatte ich noch keine Ahnung. Der König kam, die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an ſeiner Seite, die höchſten Beamten, eine Menge Generäle drängten ſich hier zuſammen; ſchon war das Gerücht von General Yorks erſter, großer, alles aufregender Kriegstat laut geworden; der Krieg war erklärt, obgleich noch keine Kriegserklärung da war. Eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, ſtrömten nach Breslau; alle Häuſer waren angefüllt, auf den Straßen wimmelte es; Scharnhorſt war da, Gneiſenau wurde erwartet; die herein-

brauſenden Wogen einer mächtigen Zukunft hatten alle Gemüter ergriffen; nur Ein Gedanke erfüllte die zuſammengedrängte Menge, alles übrige, Beſchäftigung, Liebe, Zuneigung, waren nur da, inſofern ſie ſich dieſem Gedanken unterwarfen, ihm dienſtbar wurden. Und dennoch ſchwebte über dieſem Gedanken ſelbſt ein geheimnisvolles, ja grauenhaftes Dunkel. Der König hatte General Yorks glänzende Tat mißbilligt; über ihm ſchien, dem äußern Anſcheine nach, eine gefährliche Anklage zu ſchweben. Der franzöſiſche, ſeiner Geſinnung nach allgemein geſchätzte Geſandte, St. Marſan, begleitete den König nach Breslau. Noch ſchien es zweifelhaft, ob man den General York wollte fallen laſſen, der allgemeinen, mächtigen Begeiſterung Trotz bietend, und Napoleon ſich in die Arme werfend, Rußland bekämpfen wollte, oder ob man entſchloſſen ſei, mit Rußland vereinigt Napoleon den Krieg zu erklären.

Ruf zum Kampf gegen Frankreich

Breslau 1812

Unter der Unzahl der angekommenen Fremden war der Hauptmann Boltenſtern, der, durch Gneiſenau nach Halle geſchickt, unſere politiſche geheime Tätigkeit von neuem belebte. Er gehörte zu den Schülern Scharnhorſts, d. h. zu den jüngeren Offizieren, von welchen ſein berühmter Lehrer ſowohl als Gneiſenau in dem bevorſtehenden Kriege viel erwarteten. Ich fand bei ihm mehrere Offiziere, ſeine Freunde, und der einzig mögliche Gegenſtand unſerer Geſpräche war natürlich der bevorſtehende Krieg. Hier nun erfuhr ich, daß in der den Tag darauf erſcheinenden Zeitung der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung erſcheinen würde. Die ganze preußiſche Jugend erwartete ihn; aber auch in dieſem (eine Abſchrift ward vorgeleſen) war der Feind nicht genannt, und bei den beunruhigenden Gerüchten ward vieles hin und her geſprochen, über die lähmende Wirkung, die

wir von dieſem Stillſchweigen befürchteten. Geſpannt, freudig erregt, und dennoch zugleich beunruhigt, verließ ich nach Mitternacht die Geſellſchaft. Ich brachte die Nacht in wilden, unruhigen Träumen zu und erwachte, um mich ſoviel wie möglich für einen Vortrag über Naturphiloſophie vorzubereiten, der um acht Uhr ſtattfinden ſollte. Indeſſen ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf, und plötzlich — meine Familie hatte ich, wie gewöhnlich, noch nicht geſprochen — ergriff mich ein Gedanke: „es ſteht ja", dachte ich, „bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt dir es, und was der Hof beſchließen wird, wenn es geſchehen iſt, kann dir gleichgültig ſein." Ich zweifelte gar nicht an dem Entſchluß des Königs, ſich mit Rußland zu verbinden. Daß man unmöglich die Jugend auffordern konnte, für Frankreich zu kämpfen, war mir völlig klar: man konnte aber mir verborgene und, ich geſtehe es, unbegreifliche Gründe haben, den Feind, welcher freilich nach dem Aufrufe völlig enttäuſcht ſein müßte, hinzuhalten. „Es kann geſchehen," erwog ich, „daß man, um die noch nicht ausgeſprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja beſtraft. Du wirſt dann wahrſcheinlich ins Gefängnis gebracht, vielleicht nach einer Feſtung geſchickt." Wie unbedeutend erſchien mir dieſes in einer ſolchen Zeit. — Daß ich nach kurzem wieder entlaſſen würde, verſtand ſich, wie ich glaubte, von ſelbſt. Mein Hörſaal war nicht ſtark beſetzt, die Studierenden hatten keinen rechten Begriff von der Naturphiloſophie, und die Begeiſterung einer frühern Zeit war verſchwunden; außerdem entleerte die gewaltſame Aufregung der Zeit alle Hörſäle. Ich war ſchon in meiner neuen Amtswohnung eingerichtet, der Hörſaal war in dieſer, in dem Flügel, in welchem der phyſikaliſche Apparat ſtand, und wo meine Studierſtube lag. Einen zweiten Vortrag über die phyſikaliſche Geographie ſollte ich von 11 bis 12 Uhr halten. Der

erſte, naturphiloſophiſche fand vor den wenigen verſammelten Zuhörern ſtatt, und ich glaube nicht, daß irgend jemand ahnete, was mich innerlich bewegte. Der Gegenſtand, den ich behandelte, hatte mich ſeit vielen Jahren innerlich beſchäftigt, ja wenn ich kämpfte, ſo war es, um für ihn freien Platz zu gewinnen. Als ich den Vortrag geſchloſſen hatte, wandte ich mich noch an die wenigen Verſammelten und ſprach ſie folgendermaßen an:

„Meine Herren, ich ſollte um eilf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenſtand mit Ihnen zu ſprechen, der wichtiger iſt. Der Aufruf Sr. Majeſtät an die Jugend, ſich freiwillig zu bewaffnen, iſt erſchienen oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieſer wird Gegenſtand meiner Rede ſein. Machen Sie meinen Entſchluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieſer Stunde verſäumt werden, iſt gleichgültig. Ich erwarte ſo viele, als der Raum zu faſſen vermag."

Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauſchen, irgend etwas vernehmen, welches der immer ſtärker heranwachſenden Gärung eine beſtimmte Richtung geben konnte; Unbekannte ſprachen ſich an und ſtanden ſich Rede, die vielen Tauſende, die aus allen Gegenden nach Breslau ſtrömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten ſich zwiſchen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art; ein ausgeſprochenes Wort, wenn es irgendeine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört. Noch waren die zwei zwiſchenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verfloſſen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Maſſe meiner Wohnung zuſtrömte. Der Hörſaal war gedrängt voll. In den Fenſtern ſtanden viele, die Türe konnte nicht geſchloſſen werden,

auf dem Korridor, auf der Treppe, ſelbſt auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hauſe wimmelte es von Menſchen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Noch hatte ich an dieſem Tage meine Frau nicht geſehen. Mein Schwiegervater, der mit Frau und Tochter nach Breslau gekommen war, wohnte eine Treppe höher bei v. Raumer, die Schwiegermutter bei uns. Das Zuſtrömen der ungeheuren Menge Menſchen war ihnen unbegreiflich; ſie mochten wohl eine unbeſtimmte Ahnung von meinem Entſchluß haben. Meine Frau wagte ſich nicht heraus; durch die zu Erkundigungen abgeſandte Magd ließ ich ſie auf eine ſpätere Stunde vertröſten, dann, verſprach ich, ſolle ſie alles erfahren. Ich hatte dieſe zwei Stunden in einem ſeltſamen Zuſtande zugebracht: was ich ſagen wollte, regte mein ganzes innerſtes Daſein auf; ich ſollte jetzt und unter ſolchen Verhältniſſen ausſprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerſchwer auf meinem Gemüte gelaſtet hatte; ich ſollte der erſte ſein, der nun öffentlich laut ausſprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutſchland, ja von ganz Europa, da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens ſuchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geiſter ſchienen mir zuzuflüſtern, mir Beiſtand zu verſprechen, ich ſehnte mich nach dem Ende dieſer quälenden Einſamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrſchend hervor: „Wie oft haſt du dich beklagt, ſagte ich mir, daß du hier in dieſe Ecke von Deutſchland hingeſchleudert wurdeſt: und ſie iſt jetzt der alles ergreifende, begeiſternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geſchichte an, und was dieſe wogende Menſchenmenge bewegt, darfſt du ausſprechen.“ Tränen ſtürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und beſtieg mein Katheder. Was ich ſprach, ich weiß es nicht, ſelbſt wenn man mich nach dem Schluſſe der Rede gefragt hätte, ich würde keine

Rechenſchaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zuſammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich ſagte, war die ſtille Rede aller, und ſie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend ſo aufforderte, zugleich meinen Entſchluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, verſteht ſich von ſelbſt.

Scharnhorſt

Dieſer große Mann ſah gewiſſermaßen einem Gelehrten ähnlich; wenn man neben ihm auf dem Sofa ſaß, war ſein ruhiges Geſpräch derart, daß ich fortdauernd an einen berühmten Gelehrten erinnert wurde. Seine Stellung war dann eine höchſt bequeme, ja gekrümmte, und er äußerte ſich wie ein ſinnender Mann, der ganz von ſeinem Gegenſtande erfüllt iſt. . . .

Wenige kannten Scharnhorſts Tätigkeit; ſie äußerte ſich im Verborgenen, nicht wie ein Furchtſames, ſondern wie ein unendlich Starkes, Unüberwindliches, und alle die berühmten Befehlshaber und beſſeren Krieger blickten nach ihm, wie nach dem unwandelbaren, lebendigen Mittelpunkt hin. So reichte das zuſammengedrängte Lebensprinzip ſelbſt über Preußens Grenze, weit in die mächtigſten europäiſchen Staaten hinein, und die verräteriſchen, mit dem Feinde verbundenen einheimiſchen Gegner, in England wie in Öſterreich, ſelbſt wenn ſie ihn nicht kannten, ahneten eine ſolche Geſtalt, die für ſie eine unüberwindliche war, und gegen welche ſie nichts vermochten. — Es war rührend, die tiefe Anhänglichkeit, die grenzenloſe Verehrung wahrzunehmen, die ſich jederzeit äußerte, wenn von Scharnhorſt die Rede war; ſelbſt die Trotzigſten, alles, was hervortrat, mit humoriſtiſcher Kritik Vernichtenden, verſtummten, ja ſchienen ſich zu verwandeln.

Dresden 1812

In Dresden fand ich Stein mit Moritz Arndt und konnte mehrere Tage, von dem kleinen Dienst befreit, dort zubringen. Hier trat ich dem großen Deutschen zuerst näher. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie man ihm entschieden entgegentreten mußte, sollte man nicht von ihm sich durchaus überwältigen lassen; aber der Kampf, den ich doch manchmal hier zu bestehen hatte, war auf einem Felde, auf welchem ich mein ganzes Leben hindurch eingeübt war. Ich kannte meine Waffen, ihre Wirkung und wußte sie zu brauchen; der Kampf war ein freundschaftlicher, aber doch nicht selten harter, und ich war keineswegs geneigt, nachzugeben; und je entschiedener der Streit ward, desto klarer schien es mir, als wenn der Baron von Stein eine Lust daran fände, ihn hervorzurufen. Er, der mächtige Mann der unmittelbaren Tat, der den Augenblick, wie er ihm vorlag, ergriff, durchschaute und zu beherrschen wußte, war oder äußerte sich wenigstens als ein Feind der Spekulation und griff mich als einen spekulativ Konstruierenden gradezu schonungslos und mit Härte an, als wollte er den Versuch anstellen, ob ich ihn zu bekämpfen wagte. Sein Angriff war mir eine Ausforderung und ich nahm sie an. Ich ward einigemal in Dresden zur Tafel geladen; nur Moritz Arndt und ich waren die Gäste. „Eure Konstruktionen a priori", sagte er, „sind leere Worte, armseliges Schulgeschwätz und recht eigentlich dazu gemacht, alle Taten zu lähmen." — „Exzellenz," antwortete ich, „wenn ich auch a priori konstruiere, was ich keineswegs zugebe, so hätte doch diese vermeintliche Konstruktion eine praktische Richtung, ich würde sonst nicht das Glück haben, in diesem Augenblick in diesem Kleide Ihnen gegenüber zu stehen. Aber die Bemühung, alles, was man innerlich erfährt, alles, was man wahrhaft erlebt, als das, was es ist, nicht bloß,

was es ſcheint, in geiſtiger Einheit zu erkennen, iſt nicht eine willkürliche Geburt von dieſem oder jenem, es iſt eine wahrhaft deutſche, und wenn mein großer Lehrer und Freund Schelling die tiefe nationale Richtung beherrſcht, ſo iſt es, weil er wie alle Herrſcher aus ihr hervorgegangen iſt." — „Ja," antwortete Stein, „das weiß ich wohl, daß die deutſche Jugend von dieſer leeren ſpekulativen Krankheit angeſteckt iſt; der Deutſche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und iſt von jeher eine ſichere Beute ſeiner ſchlaueren und gewandteren Feinde geworden." — „Exzellenz," antwortete ich, „zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weiſe ſich in Maſſe erhoben, dennoch iſt eine nicht geringe Zahl zu Hauſe geblieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß kein einziger Angeſteckter unter dieſen iſt. Wer iſt kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entſchiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geiſtigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei ſpekulativ grübelnden Deutſchen, Fichte und Schleiermacher? Das a priori Konſtruieren", fuhr ich fort, „findet oft da ſtatt, wo man es eben bekämpft, und Ew. Exzellenz haben ein zu großartig tätiges Leben geführt, als daß Ihnen viele Zeit bleiben ſollte, ſich um unſere Grübeleien zu bekümmern; doch ſelbſt unpraktiſch ſcheint es mir, eine Geiſtesrichtung zu überſehen, die, wie Sie bekennen und beklagen, ein weſentliches Element der Nation iſt." Ich erſchrak faſt über die etwas derbe Freimütigkeit, mit der ich mich geäußert hatte. Stein polterte und tat zornig, lachte aber dabei laut auf. „Am Ende", rief er aus, „bin ich ſelbſt ein unpraktiſcher Grübler, der ſich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert." Ich aber ſchien, eben durch dieſe unbefangene Art, mich zu äußern, bei ihm gewonnen zu haben, und nie war es mir notwendiger, die große Zukunft in ihrer mächtigen Bedeutung zu überſchauen, als damals, wo meine Beſchäftigung ſelbſt mich keineswegs ſtärkte

oder ermunterte. Baron v. Stein fing in Dresden, wie bekannt, ſeine großartige Beſchäftigung als General-Adminiſtrator aller von Napoleon beherrſchten deutſchen Länder, die wir dem mächtigen Feinde abzugewinnen hofften, an, und zwar nach Prinzipien, die er ſelbſt entworfen hatte. Jetzt beſaß er dieſes große Amt freilich nur in partibus infidelium, und der Anfang des Krieges zerſtörte es ganz, gottlob nur vorübergehend.

Blücher

1812/1813

Ich ſollte von jetzt an den ganzen Krieg hindurch in Blüchers Nähe ſein und bleiben. Gewiß, es gibt nicht leicht etwas Schwierigeres, als ein richtiges Urteil über dieſen ſeltſamen Mann, der ſo unvergeßlich bleiben wird, wie der Krieg ſelbſt, der doch auf eine ausgezeichnete Weiſe durch ſeinen Namen bezeichnet wird. Er iſt ſo oft genannt, ſo vielfältig und von allen Seiten geſchildert, daß man jederzeit in Gefahr gerät, wenn man ihn in ſeiner Perſönlichkeit darſtellen will, Äußerungen vorzubringen, die zu Trivialitäten geworden ſind; und ſein Leben, wie es von unſerm berühmten Biographen Varnhagen v. Enſe beſchrieben wurde, iſt von aller Welt geleſen und verdient es. Blücher war in jeder Rückſicht eine inkorrekte Erſcheinung, und es war eben dieſe Inkorrektheit, die ſeine Größe bildete. Er ſtellte das völlig Inkommenſurable des wunderbaren Krieges dar, und eben daher iſt es bei einer oberflächlichen Betrachtung ſeinen einſeitigen Lobrednern ebenſo leicht, durch ihn alle die übrigen ausgezeichneten Helden des Krieges in Schatten zu ſtellen, wie ſeinen Gegnern, ihn als ein leeres Phantom zu betrachten. Der ſtrenge Sittenrichter wird manches an ihm zu tadeln finden, und dennoch bildete eben er den intenſiven moraliſchen Mittelpunkt des ganzen Krieges. Man kann ihn, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegs-

führung bildete, nicht einen großen besonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein solcher und mit Recht einen unsterblichen Ruhm erworben. In seiner Rede ließ er sich unbefangen gehen, und man glaubte den rohen ungebildeten Husarenoffizier zu hören: und dennoch brach eben seine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weise beherrschend, in bedeutenden Augenblicken so gewaltsam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Er war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber als solcher von grundloser Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war schnell und stark, und so konnte er, fast bis zur Verzweifelung gebracht, in kurzen Momenten alles als verloren betrachten, aber diese Verzweifelung war ein kurz vorübergehender, schnell verschwindender Zustand, dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine größere Energie mitzuteilen. Dieser Entschluß war aber Napoleons Vernichtung; der entschiedene Haß gegen diesen Tyrannen war mit der zum Instinkt gewordenen Überzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen, aufs engste verschmolzen, und so handelte er mit der Sicherheit des Instinkts. Eben daher bildete er den reinsten Gegensatz gegen Napoleon. Wenn dieser jede Phase der Revolution berechnend benutzte und von früher Jugend an die Umgebung und die nächsten Verhältnisse erst im engen, dann in immer weitern und weitern Kreisen zu beherrschen verstand, wie er der wilden, nach allen Richtungen sich ergießenden Überschwemmung der heranschwellenden Revolution die bestimmte Richtung eines mächtigen Stromes zu geben wußte, die alle Spuren freier und eigentümlicher Nationalität aus der Geschichte zu vernichten drohte: so trat Blücher nicht als ein Mann der ehrgeizigen Reflektion, vielmehr als eine mächtige Natur, mit jugendlicher Begeisterung in seinem siebenzigsten Jahre hervor. Er schien dazu berufen, in dem mächtigen Epos einer großen Zeit den dichterischen Um-

ſchwung zu bezeichnen, der beſtimmt war, die Nichtigkeit der mächtigſten Überlegung und Reflektion, welche die Geſchichte ſah, zu verkündigen.

Aber wie ſchief würde man die Zeit auffaſſen, wie unrichtig ſie beurteilen, wenn man den Kampf und ſeine glänzenden Reſultate als das Produkt einer wilden Begeiſterung darſtellen wollte. Blücher iſt durchaus nicht als ein Einzelner zu verſtehen. Er ward beherrſcht, und doch war es ſeine wirkliche, eigentümliche Größe, daß er durch ſeine mächtige Perſönlichkeit die Momente einer lang erwogenen, durch die bedeutendſten Männer und durch die Gunſt geſchichtlicher Ereigniſſe reif gewordenen Tat bis zu einer Begeiſterung zu ſteigern wußte, die ſich dem ganzen Heere mitteilte. Napoleon war eine Geſtalt des Entſetzens, beſonders für die Großen und Mächtigen, geworden. Als die Revolution auf ihrem Gipfel war, und zwar bei einem Volke, dem die höheren Stände ſich geiſtig untergeordnet hatten, glaubten ſie — und nicht mit Unrecht — die Axt, über die halbverweſte Wurzel eines verfallenen Daſeins geſchwungen, zu erblicken. So lange die Revolution ſich in ſich ſelbſt zu vernichten ſchien, lebte noch eine trübe Hoffnung, die ſich nicht auf das Bewußtſein der eigenen Kraft, vielmehr auf die wachſende Ohnmacht des Feindes gründete. Aber dieſe Hoffnung verſchwand, als die Revolution ſelber eine Geſtalt gewann, die als ein mahnender, verhängnisvoller Geiſt dem ganzen verfallenen Daſein mit Vernichtung drohete. Eine abergläubiſche Furcht hatte ſich aller derer bemeiſtert, die franzöſiſch gebildet, durch die Franzoſen entwaffnet und gefeſſelt, ihr ganzes Daſein von der Gnade des Mannes erwarteten, der ſie ſo innerlich wie äußerlich beherrſchte. Daß in dem ſeit Jahrhunderten getäuſchten, verführten und gedrückten Volke noch ein ſelbſtändiges Deutſchland lebe, glaubten dieſe Männer nicht. Seit mehreren Generationen galt es ihnen als

das Vornehmſte und Geiſtreichſte, mißlungene und ungeſchickte Nachahmer eines fremden Volkes zu ſein. Wer im deutſchen Sinne lebte, handelte, ſprach, der erſchien, wie damals der gläubige Chriſt, als ein Abergläubiſcher, Beſchränkter, der in der herrſchenden Geſellſchaft nicht zu dulden war. Dieſe, Deutſchland verleugnende Geſinnung, dieſe innere, mit dem Feinde verbundene Knechtſchaft, die ſeit langen Zeiten und in den verſchiedenſten Richtungen genährt war, konnte nicht ſo ſchnell verſchwinden. Die durch ſie ſchon Unterworfenen drängten ſich um die Könige, ſie konnten den Glauben nicht faſſen, daß der Geiſt, der nicht bloß mit äußeren Waffen körperlich ſtritt, ſondern innerlich alle Seelen beherrſchte, jemals ſterben könne. Selbſt als er dem großen göttlichen Gerichte in Rußland unterlag, glaubten ſie ihn noch mächtig. Und während des ganzen Krieges, ſelbſt als die ſiegreichen Heere ſich Paris näherten, ſuchten dieſe Knechte, in abergläubiſcher Furcht befangen, einen Einfluß auf die Entſchlüſſe der Fürſten zu gewinnen. Jener Geiſt war ihnen unſterblich, und der Verſuch, ſeine Herrſchaft zu vernichten, ſchien ihnen ein Frevel, der ſich furchtbar rächen würde. Dieſen Knechten gegenüber erwachte Deutſchland; nach außen ohnmächtig und gedrückt, war es ſich ſelber treuer als ſeit Jahrhunderten. Und was in ſo vielen Gemütern, ihnen ſelbſt ein Geheimnis, ſchlummerte, geſtaltete ſich zum klaren Bewußtſein, zum engen, beſonnenen Bündnis durch die großartigen Perſönlichkeiten, die aus einer ſolchen mächtig keimenden Zeit ſich entwickelten. Ich habe dieſes Bündnis, wie es mir aus der Ferne entgegentrat, und wie es durch die Korreſpondenz in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege öffentlich geworden iſt, früher erwähnt, und man irrt ſich, wenn man glaubt, daß ſeine verborgene Tätigkeit aufhörte oder überflüſſig geworden wäre durch Preußens Bündnis mit Rußland oder durch die Kriegserklärung gegen Frankreich. Der Einfluß des

dunklen Aberglaubens der höhern Stände verzögerte, wie man weiß, die Verbündung mit Österreich, ja machte sie bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft. Das erwarteten die edeln verbündeten deutschen Männer und waren darauf gefaßt, diesem geheimen Feinde im eigenen Heere auf eine entschiedene Weise entgegenzutreten.

Blücher war seit seinem kühnen Kampfe in Lübeck, während so viele Befehlshaber, von einem dunkeln panischen Schrecken ergriffen, flohen, als er tapfer kämpfend unterlag, durch seine wunderbar mächtige Persönlichkeit der Mann des Volks. Eine unerklärbare, unbestimmte, aber tiefe Hoffnung knüpfte sich an seinen Namen. Diese wußten die Verbündeten zu nähren; die besonnenste Überlegung erkannte die edle Flamme der Begeisterung als ein Element, welches, wenn es fehlte, alle Künste der Diplomatik und Politik, alle kriegerische Virtuosität nutzlos machen würde: aber ebenso nutzlos wäre eine grenzenlose, ungeordnete Begeisterung. Die notwendige Zucht, die innerlich lebendig artikulierte Organisation setzte sich selbst voraus, sie mußte schon da sein, wenn sie tätig sein sollte, sie konnte aus einer zerstreuten Begeisterung nicht erzeugt werden. Diese artikulierende Zucht aber gehörte dem bis dahin nur zu sehr verschmähten preußischen Heere an; der gekränkte Krieger fühlte doppelt die Schmach des Landes, und der Gebildetere und Tüchtige war mehr als jeder andere Bürger befähigt, sich an die Spitze zu stellen; so entwickelte sich ein Heer, dessen Elementarorgane, schon seit länger als einem Jahrhundert gebildet durch den Ruf früherer Taten, welche die Stärke seiner Kindheit und Jugend verkündigten, zwar bis zum Tode erkranken, aber nicht sterben konnten und, wiederaufgelebt durch die großen Gefahren des Landes, durch die Hoffnung einer Befreiung, gereinigt durch die gefährliche Krankheit, dem in sich erstarkten Volke einen festen elastischen Boden für

die erwachte Begeiſterung geben konnten. Alles, was in ſolchen Momenten in der Geſchichte ſich Großes erzeugen ſoll, muß ſich in einer mächtigen Perſönlichkeit zuerſt geſtalten. Dieſe iſt, wenn man will, als vereinzeltes nichts, und dennoch würde es ſehr unrecht ſein, wenn man einer ſolchen Perſönlichkeit, weil ſie nicht allein gedacht werden kann, die innere eigene Größe abſprechen wollte. Blücher war ein ſolcher Mann, ein Greis, in welchem die alten Erinnerungen des preußiſchen Heeres ebenſowohl als die flammende Begeiſterung der Gegenwart lebten. Mitten in den dunkeln Augenblicken, welche die Schmach auf das Heer und das tiefſte Elend auf das Volk warf, glänzte er nicht durch die Kunſt des Krieges, wohl aber durch den rückſichtsloſen Mut, der durch das erworbene militäriſche Geſchick unterſtützt, einen flammenden Haß erzeugte. Als alles geſtürzt ſchien, war er die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heeres: er wußte, daß er getragen werden müßte, um völlig zu ſein, was er allein ſein konnte, und trat jetzt als die dichteriſche Geſtalt der bedeutendſten Zeit hervor, einem Märchen ähnlich, an deſſen Möglichkeit die nächſte Vergangenheit nicht hätte glauben können. Die Armee, die ſich um ihn verſammelte, ſowie die höchſt bedeutenden Männer, die ganz in ſeinem Sinne tätig waren, hoben ihn zwar, aber wie der Kopf des entſchloſſenen Mannes nach langer Krankheit ſich hebt; das geheime Bündnis, welches nah und fern durch Staatsmänner und Krieger ſich gebildet hatte, geſtaltete ſich in dieſer Vereinigung als eine perſönliche Macht, die der im Verborgenen ſchleichenden, den Feind ſtärkenden Intrige Trotz bieten könnte. Es war die Geſamtmacht des Volks, wie ſie unaufhaltſam die Vernichtung des Feindes forderte und von keiner Übereinkunft irgendeiner Art etwas wiſſen wollte. Ein jeder Vorſchlag, der den Napoleon irgend als eine Macht ſtehen laſſen wollte, äußerte ſich immer leiſer, furchtſamer, und wo er laut ward — er wagte

ſich ſelbſt in den ſpäteren glänzenden Momenten des Krieges, wenn irgendeine vorübergehende Wolke den hellen Tag der Siege trübte, obgleich immer ſcheuer, hervor —, wurde er von den Momenten der vernichtenden Begeiſterung überrannt; das war das „Vorwärts", welches, als die vollendete Geſtalt in den langjährigen Zeiten des Drucks, in ſich lebendig, ſtark durch politiſche Weisheit und kriegeriſche Kunſt, mächtig hervortrat, und Deutſchlands edelſter ſelbſtändiger Geiſt war ihre Seele.

Auftritt nach der Schlacht bei Bautzen

1813

Ich erlebte hier einen Auftritt, der mir doch intereſſant war. Einige Ultra-Deutſche hatten wohl geäußert, man müſſe die gefangenen Süddeutſchen, die gegen ihr eigenes Vaterland kämpften, totſchießen; eine ſolche Strenge, meinte man, würde einen heilſamen Einfluß haben und die deutſchen Truppen, welche gegen uns ſtritten, auf ihr Verbrechen aufmerkſam machen. Viele würden ſich, glaubte man, von der franzöſiſchen Armee trennen und zu uns übergehen. An die dadurch hervorgerufenen Repreſſalien ſchienen wenige zu denken; eine wechſelſeitige Erbitterung mußte allein die Folge ſein und der ganze Krieg einen Charakter annehmen, deſſen zerſtörender ſittlicher Einfluß auf eine lange Zukunft ſich nicht berechnen ließ.

Von den gefangenen Württembergern wurden einige nach unſerm Dorfe gebracht und aufgeſtellt. Gneiſenau, an deſſen Seite ich war, ſprach einen an, der ihm durch ſeine große Geſtalt auffiel; er ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie tadelnswert der Entſchluß war, gegen Deutſche zu kämpfen. Der Menſch ſah unbeſchreiblich gutmütig aus, ſchien etwas ungeſchickt und war offenbar ein Rekrut. „Ich wäre", antwortete er treuherzig, „lieber zu Hauſe geblieben, Vater, Mutter und Geſchwiſter

weinten, als ich ausgehoben wurde: aber ich war wohl genötigt, mit ſchwerem Herzen fortzugehen." — „Ich möchte wohl wiſſen," ſagte ich, als wir uns entfernten, „ob irgendein, auch noch ſo fanatiſcher, Deutſcher imſtande wäre, einen ſolchen armen Teufel nach einem ſolchen Geſpräch kaltblütig totzuſchießen?" — „Noch nicht," antwortete Gneiſenau, „aber wenn, was Gott verhüte, der Krieg jahrelang dauerte, dann mag Gott wiſſen, was aus uns allen wird; das Blut der Männer des dreißigjährigen Krieges ſteckt noch in uns, und eine lange genährte Erbitterung würde dann Verwilderung und durch dieſe eine wechſelſeitige Zerſtörung hervorrufen, unſer Erbfeind aber würde, wie damals, jubeln." Mich ergriff ein Grauen, wenn ich daran dachte, eine ſolche Zukunft zu erleben, ja ſelbſt vielleicht in die Gewalt der böſen Geiſter zu geraten.

Iſidorus Orientalis

1813

Einſt kam ich von einer Rekognoſzierung mit meinen Koſaken gegen Abend nach Radmeritz, wo St. Prieſt einquartiert war. Dort iſt, wie bekannt, ein adliges Fräulein-Kloſter. Es war gegen Abend, ich mußte den General aufſuchen und ſah eine Menge ruſſiſche Offiziere im ſtattlichen Anzuge, vorſichtig auf den ſchmutzigen Wegen von einem Stein zum andern hüpfend, nach dem Schloſſe zueilen. Der General hatte auf dem Schloſſe einen Ball veranſtaltet. Es war, wenn die Umſtände es erlaubten, eine Gewohnheit der Ruſſen, wie der Franzoſen, die keineswegs bedachten, wie wenig ein ſolches Vergnügen die armen Frauen anziehen konnte. Kaum hatte ich den General geſprochen, als Blücher ſelbſt in Radmeritz einfuhr, der nun ebenfalls ſein Standquartier im Kloſter nahm. Ich war lange von ihm getrennt geweſen und freute mich, jetzt von meinen Freunden mich

umgeben zu ſehen und zu erfahren, was ſie erlebt hatten. Der Ball wurde indeſſen nicht unterbrochen. Da ward ich in eine Lage verſetzt, die mir in der Tat peinlich war. Eine Flügeltür wurde eröffnet, die alte ehrwürdige Äbtiſſin erſchien, ein Teil der Fräulein, die eben nicht tanzten, bildeten einen Zug und ſchritten ſo feierlich auf mich zu. Die Äbtiſſin begrüßte mich durch eine Anrede, die mich in die größte Verlegenheit ſetzte. Blücher war zugegen und erſtaunte, ich ſelbſt konnte durchaus nicht einſehen, wie ich zu dieſer unerwarteten Ehrenbezeigung kam. Da trat ein jüngerer Mann auf mich zu, der mir völlig unbekannt war, er nannte ſich Graf von Löben, bekannt als Dichter unter dem Namen Iſidorus Orientalis, der ſich ganz an die neuere Schule und beſonders an Novalis angeſchloſſen hatte und in ſeinem Sinn dichtete; er war der Sohn der Äbtiſſin und brachte dieſe bedenkliche Zeit im Kloſter zu, als Ratgeber und Beſchützer der Frauen. Er glaubte unter ſo außerordentlichen Verhältniſſen ſeinen philoſophiſchen und poetiſchen Geiſtesverwandten feierlich empfangen zu müſſen und hatte den Zug veranſtaltet. Er bedachte nicht, aus welchem Geſichtspunkte ſolche weibliche Huldigung von meiner kriegeriſchen Umgebung betrachtet wurde. Blücher ſchien verdrießlich, die übrigen Offiziere ſahen erſtaunt zu, begegneten zwar den Damen mit großer Höflichkeit, wünſchten mir wohl auch Glück zu einer ſolchen Huldigung, die doch von den meiſten mit ſcharfer Ironie behandelt wurde. Einige Offiziere hatten die Gedichte des Grafen zum Teil geleſen, ſeine chriſtelnden Überſchwenglichkeiten wurden Gegenſtand des derben Spottes, und es hat nie eine wohlmeinende Huldigung auf eine für mich unangenehmere Weiſe ſtattgefunden. Daß Blücher ſie nicht vergeſſen hatte, ſah ich ſpäter.

Reiſe zur Armee: Boltenſtern

1814

Ich ward aber oft genug an den Krieg und an meine eigene jetzige Stellung erinnert. Ein Ereignis erlebte ich, wenn auch nicht unmittelbar, ſo doch in der Nähe, welches mich mit Trauer erfüllte. Man wird ſich erinnern, in welcher genauen Verbindung ich in den letzten Jahren mit Boltenſtern gelebt hatte. Er hatte ſich im Kriege ausgezeichnet und war als ein tüchtiger Offizier und als ein liebenswürdiger Mann allgemein geſchätzt und geachtet. Köln gegenüber kommandierte er, zum Major befördert, ein paar Bataillone. Während dieſer Zeit machte er mir die Freude, mich in Düſſeldorf zu beſuchen, und ich konnte hier, ſeit wir uns trennten, zum erſten Male mit Muße mich mit ihm unterhalten. Wenige Tage nachher erfuhr ich ſeinen Tod. Er hatte den Übergang der Armee über den Rhein erfahren und wagte mit ſeiner geringen Mannſchaft einen Angriff auf dem jenſeitigen Ufer. Er mochte glauben, daß der Feind, durch die Verhältniſſe gezwungen, ſchon im Begriffe war, ſich zurückzuziehen; aber General Sebaſtiani hielt ſich noch in Köln. Nachdem er einige glückliche Gefechte mit den Truppen, die das Ufer in der Nähe der Stadt beſetzt hielten, beſtanden hatte, rückte ihm ein ſo ſtarkes feindliches Korps entgegen, daß nur eine eilige Flucht ſeine Mannſchaft retten konnte. Er ſelbſt war der letzte, und nachdem alle die Böte beſtiegen hatten, ſtürzte er ſich mit ſeinem Pferde in den Fluß, um über den Rhein zu ſchwimmen; hier traf ihn eine Kugel, und der Rhein ward ſein Grab. Auf dem Drachenfels hat man ihm ein Denkmal errichtet.

Reiſe zur Armee: Kölner Dom

Endlich erhielt ich nun auch den Befehl, mich zur Armee zu begeben, und ich leugne nicht, daß mir die Trennung von Düſſel-

dorf ſchwer ward. Bei Deutz ſetzte ich über den Rhein und blieb einen Tag in Köln. Es war ein ziemlich kalter Januartag, und ich ließ mich nach dem Dome führen, wo ich den ganzen Tag, bis es dunkel ward, zubrachte. Ich ließ mir die Kirche aufſchließen und verlor mich ganz in der Größe des Anblicks. Über den Eindruck, den der Dom auf mich machte, fand ich Gelegenheit, mich in der „Gegenwärtigen Zeit" zu äußern. Was man da lieſt, ward faſt ganz, wie es gedruckt iſt, unmittelbar nach dem Anblicke des Domes in Köln niedergeſchrieben; es war nicht der Dom allein, es war die ganze damalige Zeit in allen ihren Richtungen, die mich überwältigte. Als ich in den Chor eintrat, ergriff mich die einfache Größe der Erſcheinung, und ich mußte mir geſtehen, daß mich jetzt ohne allen Zweifel das erhabenſte Menſchenwerk umfing. Es war mir in der Tat zumute, als wäre ich der gegenwärtigen Zeit entrückt und in eine lichtere, tiefere, erhabene verſetzt, als wäre es den Deutſchen gelungen, das verborgene Myſterium aller Künſte in ihrer göttlichen Einheit zu offenbaren; eine mannigfaltige Welt wechſelnder Geſtalten wuchs in die ſchlanken Säulen hinein, quoll aus dieſen hervor, und das mächtige Gewölbe, von den Säulen getragen, dehnte ſich zum Himmelsgewölbe einer eigenen Welt aus. Die Geſtalten riſſen ſich von der dunklen Maſſe los und traten durch blendende Farben mit der Sonne in den beweglichſten Bund, die Orgeltöne ſchlugen mächtig in dieſe Zauberwelt hinein, und ich begriff es, wie der Sinn, der ſo Tiefes und Großes darzuſtellen vermochte, wie ein geheimes Echo aus der bewegten Bruſt in Strömen der heiligſten Andacht ſich wieder ergoß. Das rieſenhaft unvollendete Gebäude ſchloß ſich an den vollendeten Chor an, und ſelbſt das Unfertige ſchien als ſolches von hoher geheimer Bedeutung; denn es lag als die unbeſtimmte Zukunft, einer umgekehrten Ruine gleich, durch welche das Rätſel der germaniſchen Nachwelt, nicht

der Fall einer Vorwelt angedeutet wird. So erſchien hier die Geſchichte in ihrem Strome durch die Zeiten; die Größe der Vergangenheit umfing mich; der gewaltige Eindruck, der mich gefangen nahm und feſthielt, ſtellte eine reiche, ja heilige Gegenwart dar, und die Genien einer fernen Zukunft ſchwebten über den unfertigen Ruinen. Unſichtbar verbargen ſie ſich Jahrhunderte hindurch in dem rieſenhaften Gemäuer; daß ſie aus dieſem wieder hervortreten und das große Werk der Zukunft als ein lichtes Tagewerk beginnen würden, konnte ich freilich damals nicht ahnen. . . .

Görres

Koblenz 1814

In Koblenz lernte ich zuerſt Görres perſönlich kennen. Dieſer merkwürdige geiſtreiche Mann, der von dem wilden Jakobinismus ſeiner frühern Jugend bis zu dem ſtarrſten Katholizismus äußerlich wie innerlich ſo mancherlei tiefe Töne anſchlug, er war eben beſchäftigt mit einer Zeitſchrift, die doch, wenn man ſich in die Zeit zurückdenkt, zu den merkwürdigſten gerechnet werden muß, die jemals erſchienen. Man kann mit vollem Rechte behaupten, daß vor und nach ihr niemals ein Blatt eine ähnliche Wirkung hervorgerufen hat. Es bildete zu ſeiner Zeit eine eigene ſelbſtändige Macht und wirkte, nachdem die Feinde aus dem Lande vertrieben waren, wie ein eigenes Heer. Ich brachte die wenigen Tage ganz mit ihm zu; verwandte Studien hatten uns miteinander verbunden, und ich geſtehe, ſeine Perſönlichkeit war mir auffallend. Ich erwartete nicht, den bis zum Extreme blonden Nordländer in ihm zu finden; er ſprach nicht ſo gewandt, wie ſeine flammende Feder vermuten ließ, und die wunderliche Welt der ſchnell entſtehenden, ſchnell verſchwindenden, ſich ſtets verwandelnden und ſich übereinander wälzenden Bilder, die ſich wie

im Traume drängten und mit einer wunderbaren Leichtigkeit seiner Feder entflossen, schien doch seine Zunge nicht beherrschen zu können.

Ich war überrascht, als er mich tadelte, daß ich den Krieg mitmachte. „Der Gelehrte", meinte er, „wäre verpflichtet, sich für sein geistiges Werk zu erhalten." Mir aber ward unsere Verschiedenheit eben durch diese Ansicht klar. Die Feder war seine Waffe, weniger die meinige; als Kind der Anschauung mußte ich redend und kämpfend mich unmittelbar darstellen und mit meiner Person zahlen.

Trier

Ich verließ Koblenz und ritt durch das Moseltal nach Trier. Hier fand ich den Befehl, vorrückende und zur Armee marschierende Truppen abzuwarten und an diese mich anzuschließen. Es war verboten, allein oder mit wenigen durch das feindliche Land zu ziehen; dem Volke, welches jetzt den eigenen Boden zu verteidigen hatte, war nicht zu trauen, und einzelne oder wenige vereinigt waren schon verschwunden. Ich hielt mich also einige Tage in Trier auf, und hatte mich Köln in die glänzendste Epoche des Mittelalters versetzt, so trat mir hier, wie nirgends in ganz Deutschland, die massenhaft große germanische Römerzeit entgegen. Die römischen Kasernen, noch mehr die Bäder in der Nähe der Stadt, vor allem die kolossale Porta zeigten mir auffallend den Gegensatz zwischen dem noch in seinem Hinsterben riesenhaften Rom und dem blühenden christlichen Mittelalter. Wenn in diesem letztern der Stein sich für ein buntes Leben eröffnete, daß eine eigene bewegte Welt aus den Massen hervorquoll, so begrub sich vielmehr in jenem eine riesenhafte geschichtliche Macht in die Massen, die Gestalten erstarrten in den Quadern, und keine mögliche Zukunft sprach sich aus diesen aus; das

vergangene Daſein war auf immer verſtummt; der unerbittliche Tod ſprach uns in ſeiner Erſtarrung an. Dort in Köln aber war es ein Scheintod, die Pulſe ſtockten, aber wir erwarteten immer, ſie wieder ſchlagen zu hören, wir lauſchten auf den erneuerten Atemzug und erwarteten den Augenblick, in welchem die tief ſchlummernde Geſtalt die Augen eröffnen würde.

So bedeutungsvoll angeregt brachte ich etwa eine Woche in Trier zu; bis an die Grenze Deutſchlands blieb ich in friedlicher innerer Beſchäftigung: da erſchien Graf Haak mit einem Regimente Küraſſiere, ich ſchloß mich ihm an, und der Winterfeldzug des Jahres 1814 in Frankreich nahm mich ganz in Anſpruch.

Bei Jean Paul

Bayreuth 1815

Man wird ſich erinnern, daß ich in früheren Jahren in Jena, aus einer einſeitigen Laune, die mich beherrſchte, Jean Paul, der damals ſich in Weimar aufhielt, abſichtlich vermied: jetzt beſchloß ich, ihn aufzuſuchen. Als er einen preußiſchen Offizier bei ſich eintreten ſah, ſchien er etwas überraſcht, als ich mich aber nannte, empfing er mich auf ſeine enthuſiaſtiſche Weiſe. In ſeinem Hauſe blieb ich einige Stunden, und dieſe waren kaum verfloſſen, als wir ſo vertraut waren, als hätten wir Jahre miteinander verlebt. Seine geiſtreiche Frau war ebenſo offen und mitteilſam wie er. Er trat mir völlig ſo entgegen, wie ich ihn mir dachte, nur ſeine Geſtalt überraſchte. Man hätte hier eher einen magern blaſſen Menſchen erwartet, als den wohlbeleibten Herrn, der doch einem Brauer oder Bäcker zu ähnlich ſah. Jean Paul iſt als eine vollkommen eigentümliche Natur, trotz ſeiner Bizarrerie, doch in der deutſchen Literatur unſterblich, und treffender iſt nichts über ihn geſagt, als was die Xenie enthielt, die man als das bleibende Motto ſeines literariſchen Lebens betrachten kann:

„Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate, wie jener
(der prosaische Reimer)
Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert."

Wir verließen die Frau, und er führte mich nach einem Kasino, wo wir die angeseheneren Männer der Stadt versammelt fanden. Die Rolle, die ich im Kriege spielte, hatte doch einige Aufmerksamkeit erregt; man drängte sich um mich. Ich war etwas ermüdet und zog mich aus dem Gedränge zurück. Aber damit war mir freilich wenig geholfen. Jean Paul war am wenigsten liebenswürdig, wenn er sich in einen philosophischen Streit einließ. Seine ganze Philosophie bestand aus einer Reihe von fixen Ideen, die er mit großer Hartnäckigkeit verteidigte. Er hatte sich Herder zum spekulativen Abgott ausersehen, und obgleich ich selbst die vielfachen Verdienste dieses Schriftstellers schätzte, so enthielt doch seine Philosophie eine so in die Quere gezogene Ansicht, daß sie, von einem Zweiten willkürlich aufgenommen und noch mehr verzerrt, völlig unausstehlich werden mußte. Da hier an ein Zurechtstellen gar nicht zu denken war, so verhielt ich mich völlig leidend. Der Monolog fing an, mich zu ergötzen. Wenn er erschöpft schien, reizte ich ihn durch irgendeinen Einwurf, und er sprach dann im unaufhaltsamen Fluß weiter; es war aber merkwürdig, wie aus dem zähen Strome, der sich fortwälzte, manchmal reizende Genien unerwartet auftauchten, sich leicht schwebend anmutig bewegten, dann plötzlich in den Strom untertauchten und unsichtbar fortgewälzt wurden. Wir verließen den Klub, und Jean Paul brachte den Abend mit mir in meinem Gasthofe zu und verließ mich erst, als ich nach Mitternacht meinen stoßenden Kurierwagen bestieg. Er hinterließ mir doch das Bild eines geistig bedeutenden Mannes. Ich begriff indessen wohl, daß er, worüber mehrere meiner Freunde, die mit ihm jahrelang zusammenlebten, klagten, beschwerlich werden

konnte. Ich hatte ihn, ich geſtehe es, lieb gewonnen und freute mich, ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Turnvater Jahn

1817

Neben der Sentimentalität der Deutſchen, die als ein Extrem eines liebevollen Gemüts ſich gebildet hatte, bildete ſich in dieſem Volke das biderbe Weſen aus, das Extrem der redlichen Offenheit, die ſich in formloſer Plumpheit gefiel. Solche Figuren kommen wohl allenthalben und unter allen Völkern vor. Shakeſpeare nennt und beſchreibt ſie, aber er hütet ſich wohl, ſie auftreten zu laſſen. Der alte Kent im König Lear hatte dieſe Biderbigkeit als eine Maske angenommen für einen tiefen ſittlichen Zweck, und die aufgetragene Roheit war bedeutungsvoll und tief, weil die edlere Natur überall durchblickte. Auf der deutſchen Bühne ſpielte aber dieſes biderbe Weſen einſt eine große Rolle und erſchien in mancherlei Modifikationen, von den bloßen plumpen Geſellen, dem Vetter Michel an, bis zu den alten brummenden Vätern. Der herrſchende Charakterzug ſolcher Menſchen, wo ſie erſcheinen, iſt: daß ſie ein reiner Ausdruck allgemeiner Grundſätze ſein wollen und eine jede innerliche lebendige Perſönlichkeit haſſen. Schon äußerlich lieben ſie es, ein phyſiſches Übergewicht zu zeigen, und wenn ſie uns zum Gruße die Hand entgegenreichen, ergreifen ſie dieſe auf eine derbe Art und quetſchen die Knöchel zuſammen, was ſie einen deutſchen Händedruck zu nennen pflegen. Daß auf dieſe Weiſe ſelbſt der Schwächere ſtark erſcheinen kann, weiß nicht jeder, und viel zartere, deswegen nicht ſchwächliche, Naturen treten ſchon vor einem ſolchem Händedruck ſcheu zurück. Die konventionelle Feinheit iſt jenen ein Greuel; ſie wollen, wie ſie es nennen, ſchlechthin wahr ſein, und die verletzendſte Form dieſer Wahrheit iſt ihnen die liebſte. Selbſt

die Teilnahme, die ſolche Menſchen zeigen, bietet dem Unglücklichen keinen Troſt; die Wohltat wird unter ihren Händen eine kränkende Beleidigung, und die Gewiſſenhaftigkeit erſcheint, wo ſie wirklich da iſt, peinlich; ja es gibt eine ebenſo wahre Geſinnung, die ſich aufgefordert fühlt, jener harten und geſetzlichen Form entgegenzutreten. Die Liebe ſelbſt, wo ſie aus dem eigenen Innerſten hervorbrechen möchte, wird als eine Schwachheit abgewieſen, und ihre Stärke iſt dieſen Leuten unbekannt geblieben. Es war natürlich, daß dieſe Art während des Druckes, im Kriege und nach demſelben, da ſie den ſtärkſten Gegenſatz zu der Verzerrung franzöſiſcher Sozialität bildete, in ihren vielfältigen Modifikationen ein beſtimmtes Übergewicht erhielt. Selbſt tiefſinnige und bedeutende Männer mochten in dem derben Weſen das gärende Chaos, aus welchem ſich eine friſche Regeneration des Volks wohl entwickeln konnte, erkennen. So lange ſolche Menſchen einzeln ſtehen, mögen ſie als moraliſche Renommiſten ihre Umgebung beherrſchen, als Hausväter ihre Familie tyranniſieren, als Pietiſten in der Gemeinde das Geſetz predigen: aber eine wirkliche, ja tiefere Bedeutung erhält dieſe Lebensform, wenn ſie national wird und durch beſtimmte Verhältniſſe der Zeit die Maſſe hinreißt. Sie hört dann auf, ein bloß karikaturartiges Extrem zu ſein, und zeigt eine Oſzillation des Volkslebens an, voll Bedeutung und Tiefe.

Jahn war in dieſer Rückſicht ein, ſelbſt dem kaltblütigen Beobachter, höchſt merkwürdiger Mann. Schon vor dem Kriege hatte er gewußt, in Berlin (und früher ſchon in Halle) Jünglinge zu gewinnen, immer mehr jüngere heranwachſende Knaben ſchloſſen ſich ihm an; die Eltern wurden nicht bloß beruhigt, wenn die Kinder ihm anhingen, ſie wurden ſelbſt für das hoffnungsvolle, von allen tändelnden Verſuchen pädagogiſcher Künſte, die ſie überlebt hatten, befreite, friſche Kinderleben gewonnen. Wie

heiter erſchien es ihnen, wenn ſie an die eignen Kinderjahre zurückdachten, die ſie in der engen Stube, von matten moraliſchen Kinderſchriften umgeben, die Bilderbücher durchblätternd, zugebracht hatten. Wer darf leugnen, daß dieſe Lebensäußerung, wie ſie zuerſt in Berlin hervortrat und mir freilich nur aus der Ferne bekannt ward, ein kühnes Element der Zeit war, welches das Volk durchdrang und im Kriege den Sieg errang. Wer wagt es, wenn wir jetzt ruhig die damalige Zeit überſchauen, Jahn ſein entſchiedenes Verdienſt abzuſprechen. Es war ein Moment des Volkslebens, welches notwendig hervortreten mußte, um den einengenden Formalismus der Schule, des Heeres, der Regierungsmaſchine in den innerſten Tiefen zu erſchüttern.

So wurde das Turnen, wie es ſich im Innern in immer größerm Umfange nach dem Kriege ausbildete, ohne allen Zweifel ſelbſt von den bedächtigſten Männern betrachtet. Jahn hatte etwas Wahres, Urſprüngliches in ſeiner Art; die innere Unendlichkeit einer entſchieden ergriffenen einſeitigen Richtung verlieh ihm, und durch ihn der Maſſe, nicht bloß den Jünglingen und Knaben, die ſich ihm anſchloſſen, auch den Familienvätern, die ſoviel von ihm hofften, eine, wie es ſchien, unüberwindliche Gewalt. Selbſt ſeine Sprache, die nicht durch mancherlei Erwägungen getrübt wurde, nur der eigenen Sache dienen wollte, hatte eine große Gewalt; und die Vorrede zur Turnkunſt wurde auch von geiſtreichen Männern als eine höchſt gelungene, ja meiſterhafte Darſtellung bewundert.

Ich lernte Jahn perſönlich kennen. Er intereſſierte mich, ich will es nicht leugnen; aber eben die Macht, die er ausübte, war mir grauenhaft. Es lag in der Art der damaligen Zeit und in meiner äußerlich unbefangenen, ſich hingebenden und mitteilenden Natur, daß wir ſchnell vertraut wurden. Ein Mann, der eine ſolche Macht ausübte, war mir ſchon als ein ſolcher, als ein

mächtig geſchichtlicher Naturgegenſtand anziehend und wichtig. Ich erinnere mich genau, was mich zuerſt, und zwar auf immer von ihm trennte und mir die Augen öffnete über die Gefahr, die eine ſolche geiſtige Plumpheit, wenn ſie als Erziehungsprinzip hervortritt, herbeizuziehen vermochte.

Ich brachte die Ferien in Berlin zu, im Jahre 1817. An einer Straßenecke blieb Jahn ſtehen, nachdem er eine lange Zeit hindurch ſich in Tiraden verloren hatte, die ich aufmerkſam verfolgte, um, wenngleich vergeblich, irgendeinen wirklichen Inhalt zu erkennen. Ein Kupfer von der Dresdner Madonna hing an der Ecke, und ſeine Rede fortſetzend, wies er auf dieſes hin. „Betrachte dieſe Figur," ſagte er, „iſt ſie nicht mit einer durchaus verwerflichen lockenden Sinnlichkeit entworfen?" Er verſuchte es, mich auf einige und eben die ſchönſten Formen der Geſtalt aufmerkſam zu machen, und ich ſchrak vor der ſinnlichen Roheit ſeiner Anſchauung zurück.

Die Betrachtungen, die von Jahn angeſtellt wurden über die zweckmäßigſte Folge körperlicher Übungen, die von ihm und ſpäter von anderen darauf begründete Turnkunſt hat gewiß viel Verdienſtliches; die Einführung derſelben in großen Umkreiſen iſt lobenswert. Daß mit dieſen ſich ein fröhlicher und friſcher Sinn aufſchließt, iſt gewiß, und es wäre töricht, ihn zu tadeln. Aber wenn Brüderſchaften entſtehen, die dasjenige, welches die eigentliche Weihe der ſtillen ſittlichen Bildung in der Mitte der Familien und Schulen iſt, aus dieſer herausreißen und einer inneren, ins Unbeſtimmte gehenden Unendlichkeit preisgeben, dann würde aus ſolchen Verbindungen eine maßloſe Einſeitigkeit entſtehen, die eben, weil ſie nicht naturgemäß aus der Familie hervorwuchs und ſich ebenſowenig an den geordneten Inhalt des Unterrichts knüpfte, in Ausſchweifungen ausarten muß. Die Aufregung, die gleich vom Anfange an unter meinen Augen entſtand und alles Höhere

und Heilige von der ſtillen geiſtigen Selbſtbildung losriß, erſchien mir grauenhaft. Ich hielt es für meine Pflicht, das Inhaltsleere und, geiſtig betrachtet, Geringe dieſer ganzen Unternehmung darzutun, und indem ich, wie vom Anfange meines Auftretens in Deutſchland an, alles Heilige und Große, Religion und Vaterland, Wiſſenſchaft und Kunſt, an das ſtille, aber unabläſſige und mächtige Bemühen der Selbſtbildung anzuknüpfen verſuchte, indem ich auf den reichen Geiſt hindeutete, der alle bedeutendere Jünglinge auf eine lebendige eigene Aufgabe hinwies, die das eigentümliche Talent wecken und von einer jeden gewonnenen Seele aus eine Menge ſchwellende Knoſpen eines lebenswarmen Daſeins entwickeln ſollte, hielt ich es zugleich für meine Pflicht, eine jede Gelegenheit zu ergreifen, um meine Zuhörer zu warnen.

Beſuch bei Schelling

München 1817

Wir beſuchten ſogleich Schelling. Ich hatte ihn ſeit vierzehn Jahren nicht geſehen. Von dem nämlichen Standpunkte ausgehend, hatten wir uns doch wiſſenſchaftlich in ſehr verſchiedenen Richtungen bewegt. Die Differenz unſeres ganzen Lebens hatte ſich entſchiedener ausgeſprochen; ſeine urſprünglich ſprachliche und urgeſchichtliche Richtung hatte der Fichtiſchen Abſtraktion gegenüber ſich der Natur zugewandt, aber je tiefer er ſie auffaßte, deſto klarer mußte es ihm doch werden, daß es in ihr Momente gab, die ſich nicht durchſchauen, nicht in der Klarheit, die er forderte, auffaſſen ließen. Die Natur ließ ſich zwar als ein für die durchdringende Vernunft Abgeſchloſſenes, in dieſer Abgeſchloſſenheit Vernünftiges begreifen, und er hat die großen ewigen Naturformen, die zugleich die vernünftigen ſind, für alle Zeiten beſtimmt. Er hat es ausgeſprochen; alles, was entdeckt iſt, oder zukünftig entdeckt wird, muß ſich dieſen Formen fügen, ſie offenbaren ſich

der Natur gegenüber als die geforderten des Bewußtſeins, ſie entwickeln ſich aus der Natur mit der inneren Sicherheit des ſich faſſenden Bewußtſeins, ſie beſtimmen den Inhalt alles deſſen, was als Entdeckung zum Vorſchein kömmt. Aber das Abgeſchloſſene der Natur ſollte, das hat er durch ſeine ferneren Forſchungen erkannt, Geſchichte des Bewußtſeins werden. Das vermochte es noch nicht. Das Meer der Vermutung, in welches er ſich hineinſtürzen mußte, die Extravaganzen der Naturphiloſophen, der Zuſtand der Naturwiſſenſchaft, indem ſie ſich nur mathematiſch mit Sicherheit abſchloß, ſchienen ihm noch für eine geſchichtliche Auffaſſung zu unreif, und jene unvermeidliche Dunkelheit ſtieß ihn zurück. Ganz anders mußten ihm diejenigen Momente des Daſeins erſcheinen, die urſprünglich ſchon, als geſchichtliche, gegeben waren. Ihm genügte die Natur in ihrer Abgeſchloſſenheit nie, ihre Notwendigkeit ſollte Freiheit des Bewußtſeins werden; dieſe ſuchte er und dieſe allein, und der jugendliche Mut ließ ihn hoffen, daß er ſie auch in der Natur finden werde. Er ſtürzte ſich mit Kühnheit und Sicherheit in die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen hinein, er beherrſchte die ihm fremde Naturwiſſenſchaft mit einer Energie, welche die bewunderungswürdige Tiefe ſeines Geiſtes auf eine überraſchende Weiſe dartat. Die in ſich ſicheren Naturforſcher ſtutzten; der Galvanismus hatte ein gärendes Element zukünftiger Entwickelung in die Naturwiſſenſchaft hineingeworfen. Alle vereinzelte Theorien ſchwankten, die Trennungen der vereinzelten Naturkräfte ließen ſich nicht mehr behaupten, die Theorien der Chemie, der Elektrizität, des Magnetismus, die voneinander abgeſondert, ſich in ſich abſchließen wollten, fingen an, alle Bedeutung zu verlieren. Die Naturforſcher ahneten wohl die große Wichtigkeit dieſes Moments.

Es wird eine Zeit kommen, wo eine Geſchichte der Naturwiſſenſchaft, ſeit Kepler für die Aſtronomie, ſeit Galilei und

Gilbert für die experimentierende und zugleich mathematisch bestimmende Physik, seit Jordanus Brunus für die Spekulation und Jakob Böhme für die Tiefe des Mystizismus auftraten, sich wird darstellen lassen. Ich habe es gewagt, die Momente einer solchen Geschichte (in den polemischen Blättern, 1. Heft) anzugeben, und ich bin überzeugt, sie richtig aufgefaßt zu haben. Wenn diese Zeit, in welcher die lebendige Metamorphose des in den Forschungen gebundenen Bewußtseins sich frei in allen Richtungen bewegen kann, da sein wird, dann wird die große Bedeutung der Schellingschen Naturphilosophie aus der forschenden Wissenschaft selbst sich hervorheben und eine Zeit anfangen, durch welche die Aufgabe, die seit dritthalbhundert Jahren das Bewußtsein leitete, einer höheren weichen muß. Aber je tiefer Schelling untersuchte, desto unreifer erschien ihm die Naturwissenschaft eben da, wo sie ihm am wichtigsten war, da, wo sie von dem Anorganischen zum Lebendigen überging, wo sie sich auf einen gleichen Standpunkt mit der Spekulation zu stellen schien, wo die anorganische Physik in Physiologie sich verwandeln wollte. Nannte sie doch Gilbert schon so, als er in dem Magnetismus ein alles durchdringendes und bewegendes Prinzip mehr wahrzunehmen, denn zu erkennen glaubte. Hier lag nun eine Tiefe der Gegenstände vor Schelling, die das bewegende Prinzip dem Erkennen unzugänglich zu machen schien, und so klar er auch den ewigen Urtypus des Totalorganismus erkannte, so vermochte er doch nicht, den Gegenstand durchsichtig zu machen und in allen Richtungen zu beherrschen. Schelling aber suchte einen Standpunkt, von welchem aus das Notwendige schon ursprünglich als ein Freies sich darbot, das in den bestimmten Formen Gegebene doch zugleich als ein geistig Bewegliches. Das pantheistische Element seiner Philosophie war allerdings mit der Selbständigkeit der Natur gegeben und, wenn diese als ein in sich Abgeschlossenes

betrachtet wurde, unvermeidlich: aber die Notwendigkeit der Natur ſollte nicht bloß als eine ſolche erſcheinen. Ihr gegenüber erkannte er die Freiheit des Geiſtes, die ſich als göttliche Vernunft offenbarte, die urſprüngliche Tat eines ſich ſelbſt beſtimmenden Bewußtſeins. Was er ſuchte, war nicht bloß ein in ſich abgeſchloſſenes Denken, vielmehr das Erkennen des freien Entſchluſſes, in deſſen Ausführung ein freier, lebendiger Gott ſich offenbarte. Die ewige Form, in welcher dieſer ſich darſtellte, war allerdings eine vernünftige; denn wie konnte Gott je ein unvernünftiger ſein? Aber was er wollte, war mit der Form dieſer Vernunft nicht gegeben, und ihn, wie er ſich durch ſeine Tat offenbarte, durch ſeinen Entſchluß zu erkennen, iſt das Ziel aller Philoſophie. Auch dieſes Erkennen wird durch die Vernunft geleitet, aber dieſe Vernunft haben wir nicht, ſie hat uns, die verborgene, notwendig vorausgeſetzte Möglichkeit aller wirklichen Tat.

Schelling ſteht auch dadurch unter allen in der Geſchichte der Philoſophie hervortretenden Meiſtern aller Zeiten einzig und mit keinem vergleichbar da, daß, wie er der erſte war, der die in der Zeit verlorene Kunſt der Philoſophie wieder belebte und den Standpunkt, von welchem aus ſie allein möglich war, verkündigte, er ſich auch unter unſeren Augen entwickelte. Die Momente dieſer Entwickelung zu verfolgen, in ihrem Weſen aufzufaſſen, in ihrer grandioſen Metamorphoſe zu betrachten, iſt allerdings eine Aufgabe, für welche die in ſich zerriſſene Philoſophie unſerer Tage noch nicht reif iſt. Es gehört dazu eine Hingebung, deren wenige fähig ſind, eine Hingebung, die mächtig, wie ſie ſein muß, dennoch nicht eine beſchränkte werden darf, die ihn vielmehr in der Mitte einer geiſtigen Umgebung, in dem harten Kampfe, in welchem er ſich bildete und aus welchem er ſich hervorhob, zu faſſen und zu begreifen vermag. Es war natürlich, ja notwendig, daß Schelling einen Standpunkt ſuchte, eine Welt, in welcher der

göttliche Entſchluß noch immer als Selbſtbeſtimmung ſich verwirklicht, die Notwendigkeit der Natur ihren freien Urſprung noch immer feſthält. Daher fand er ſich zur Mythologie hingedrängt, alle ſeine früheren Studien hatten dieſes Fundament vorbereitet, es war ſeine urſprüngliche Heimat. In ihr lag noch die Beſtimmtheit der Natur als aus einem freien Entſchluß entſprungen und dieſer als durch ein Naturdaſein verwirklicht. Nur hier entdecken wir die blühende Mannigfaltigkeit eines heiteren Lebens, welches aller ſpäteren Geſchichte zum Grunde liegt. Aber iſt die Geſchichte hier Natur geworden, ſo muß ſie notwendig, geiſtig aufgefaßt, geſchichtlich werden, ſie muß ſich als göttliche Tat zur wahren Religion ſteigern, die Natur und Geſchichte zugleich umfaßt und aus göttlicher Kauſalität alles Daſein erklärt.

Die Philoſophie kann ſich weder innerhalb der Beſchränkung der Kantiſchen, die ihre eigentliche Aufgabe zwar erkannt hat, aber zugleich als eine unauflösliche abweiſt, noch als ein ſich iſolierendes Fichtiſches Ich, welches ſich in ſeiner Bedingtheit faßt, um dieſe abzuweiſen, und doch zu gleicher Zeit aufhören würde, ein ſich ſelbſt beſtimmendes Ich zu ſein, wenn die Bedingtheit verſchwände; noch weniger als ein Hegelſcher abſtrakter Denkprozeß, der aus ſeiner Möglichkeit die Wirklichkeit erklären will, länger behaupten: ſie muß ſich verwirklicht haben, um ihre Wahrheit zu erkennen und mit gleicher Freiheit Natur und Geſchichte zu begreifen.

Was ich hier darzuſtellen geſucht habe, war mir freilich keineswegs klar, als ich nach vierzehnjähriger Entfernung Schelling wiederſah. Schon damals warf man ihm ſein mehrjähriges Stillſchweigen vor. Eine Schrift „die vier Weltalter" war ſchon in dem Entwurf fertig, Cotta hatte einige Bogen drucken laſſen, aber Schelling nahm ſie zurück. Man ſchien nicht zu begreifen, daß, wer eine ſo bedeutende geiſtige Stellung einnahm, wie

Schelling, wer für die Geſchichte des Geiſtes eine neue Epoche bilden ſollte, ſich nicht in ſeiner Gewalt habe. Es iſt der leitende Geiſt der Geſchichte ſelber, der ihm gebietet, und dem er ſich unterwerfen muß; daher liegt ihm ein anderer Maßſtab des Fertigen vor, als uns. Wir dürfen ſchon Verſuche wagen, mehr oder weniger gelungen, denn was einen bleibenden Wert erhält, iſt doch eine gemeinſchaftliche Tat.

Wer den Gang meiner Entwickelung mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt hat, wird einſehen, daß ich nach ſo langer Entfernung, indem ich mich immer mehr und mehr in meine eigene Aufgabe vertiefte, meinen Freund, mit welchem ich acht unruhige Tage, mehr dem Leben als dem Grübeln gewidmet, zubrachte, nicht zu faſſen vermochte. Er war ganz von der Welt entfernt; ich hatte die Aufgabe erhalten, mit ihr zu leben. Ich habe ſchon früher Beiſpiele ſeiner freundlichen Zuneigung erwähnt, und wie er in bedenklichen Momenten mir treu zur Seite ſtand. Er ſchien meine äußere, oft drohende Lage, die ich ſelbſt hervorgerufen hatte, nicht begreifen zu können. Er mußte Nachrichten erhalten haben, wahrſcheinlich durch reiſende Freunde, von meiner gefährlichen Stellung in Halle während der Zeit des Druckes. Sie konnte freilich ſelbſt den Nichteingeweihten kaum verborgen bleiben. Ich beſitze Briefe von ihm, die ſeine Sorge um mich mit freundlicher Wärme ausſprechen, und immer ſchloß er: „Wozu und warum ſollen wir uns in die Verirrungen der Welt hineinſtürzen, iſt doch unſer Reich nicht von dieſer Welt?“

Acht Tage brachte ich mit meinem freundlichen Reiſegefährten täglich in ſeinem Hauſe zu, ſeine junge ſchöne Frau (eine Tochter des Dichters von Gotter) trat uns milde und gaſtfreundlich entgegen. Lieblich und heiter erſchien ſie in der zierlichen Wohnung, von den erſten Kindern umgeben. Ich lebte ganz für ihn, lauerte auf eine jede Äußerung und begriff wohl, daß, wenn auch das

Fundament unſerer wechſelſeitigen Verſtändigung dasſelbe geblieben war, dennoch die fernere Ausbildung derſelben uns in verſchiedenen Richtungen äußerlich auseinander gebracht habe. Beide wollten wir das Leben aus einer Wirklichkeit erkennen, und doch nicht in derſelben. Er ſchöpfte aus ganz anderen, mir zum Teil unzugänglichen Quellen. Er wollte das Geſchlecht aus ſeinem Urſprung, aus ſeiner erſten, einer höhern Macht unterworfenen Tat begreifen, ich aus der mir vorliegenden verworrenen Gegenwart. Er faßte den göttlichen Entſchluß in ſeinem Urſprunge: mir mußte er aus den Verwickelungen des Daſeins als Religion, als der einzige lichte Punkt der in ſich zerriſſenen Geſchichte entgegentreten. Er ging von dem göttlichen Frieden aus, ich mußte ihn erringen; ihm war die Ruhe und Sicherheit des Erkennens alles, mir leuchtete ſie durch alle Finſterniſſe des Daſeins aus der Ferne entgegen. Ich begriff ſein ſchriftſtelleriſches Stillſchweigen, ſein Kampf war ein durchaus innerer. „Ach!“ ſagte einmal Schelling zu mir, „wenn wir die Zeit unſerer gemeinſchaftlichen Jugend miteinander verbunden noch einmal durchlebten, ich würde kühner auch öffentlich hervortreten.“ Seine Stellung war damals keine angenehme, beſonders Jacobi, dem damaligen Präſidenten der Akademie, gegenüber. Zwar waren ihre Geſchäfte voneinander getrennt, Schelling war Sekretär der Akademie der Künſte, und ſie kamen äußerlich in keine Berührung: aber Schelling war von Jacobi auf eine Weiſe angegriffen worden, die entſchieden bekämpft werden mußte. Jacobi, der nach ſeinem eigenen Geſtändnis als Philoſoph gegen eine Philoſophie kämpfte, die er gelten laſſen mußte und dennoch nicht anzuerkennen wagte, bewegte ſich ohnmächtig in ſpringenden „Geiſtreichigkeiten“ gegen das ſelbſt erſchaffene Geſpenſt, welches ihn immer von neuem, durch ſeinen Anlauf unerſchüttert, in drohender, ſicherer Ruhe anſtarrte. Ein jeder, der Philoſoph zu

ſein wagte, Schelling vor allen, verwandelte ſich vor ihm in das dunkle Geſpenſt, welches ihn unabläſſig verfolgte, und er hielt ſich für verpflichtet, ihn als ein ſolches vor aller Welt zu bezeichnen. In der Schrift „von den göttlichen Dingen" trat Jacobi als der vermeintliche philoſophiſche Unphiloſoph anklagend gegen den finſtern Geiſt, der ihn quälte, faſt fanatiſch hervor. Man wird es unbegreiflich finden, und doch war es ſo, in Schellings Schrift „über die menſchliche Freiheit" glaubte er den Atheismus zu erkennen. Schon äußere Verhältniſſe zwangen Schelling, gegen ihn aufzutreten. Aber ſo aufgefordert konnte dieſer Streit nicht mit fliegenden leichten Truppen, deren vereinzelte Siege nur eine vorübergehende Bedeutung haben, geführt werden; es war nicht Schelling, der Jacobi angriff, es war die Philoſophie, die ihren Doppelgänger bannte und die aufgehende Sonne mußte das Geſpenſt auf immer verjagen. Man hat ſich über Schelling beklagt, ſelbſt Freunde glaubten die Härte der Schrift nicht billigen zu dürfen. Alle Gegner ſchrien. Die geſelligen Kreiſe, in welchen Jacobi als ein Apoſtel erſchien, das Abweiſen einer beſtimmten ſtrengen Wiſſenſchaft, das Hinweiſen in die Ferne nach einer noch geſtaltloſen Religion, die fügſam ſich allen Gemütern anſchloß, waren dem herrſchenden Sinne der Zeit eben gemäß. Er erſchien den Frauen, wie den Männern, als der liebenswürdige Greis, der die Streitenden zum Stillſchweigen brachte, ohne den Streit zu ſchlichten. Daß die kapitulierende Zeit, die das Geſpenſt durch einen wiederholten ohnmächtigen Exorzismus zu entfernen ſuchte, verſchwinden ſollte, war den Menſchen ein Greuel. Und dennoch iſt Schellings Schrift (Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn F. H. Jacobi und der ihm in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, Lügen redenden Atheismus) eine der geiſtig gewaltigſten, die je erſchienen ſind. Sie

war vernichtend und ſollte es ſein. Schelling hat nie etwas zugleich Tieferes und Klareres geſchrieben. Die Schrift muß noch immer Gegenſtand eines ernſten Studiums ſein; auch wer jetzt Schelling faſſen will, muß ſie ganz begriffen haben. Es geht ein unerbittlicher Zorn durch das Buch hindurch, der das Kleid des Haſſes trägt, aber als reinigende Liebe erſcheinen würde, wenn Jacobi mit Schelling vereinigt den innern Kampf gegen den Dämon, der ihn verfolgte, gewagt hätte. Schelling iſt unter den Deutſchen der klaſſiſche Proſaiſt. Dieſe Schrift iſt ein Meiſterſtück des deutſchen Stils. Er hält den Zorn feſt, aber läßt ſich nie von ihm beherrſchen. Die großartige Ruhe iſt eben vernichtend. Von jetzt an war von einem Angriffe Jacobis gegen Schelling nicht mehr die Rede. Das Geſchrei über die Grauſamkeit, mit der er behandelt war, mußte wider ſeinen Willen den entſchiedenen Sieg verkünden.

Jacobi

München 1817

Mein Verhältnis zu Jacobi war ein ſehr eigentümliches. Er hatte, ſoviel ich mich erinnere, mich nie öffentlich genannt; ich war ja doch auch ungenannt als Naturphiloſoph gerichtet; ich hatte ihn nie geſehen, er kaum etwas von mir geleſen, und dennoch berührten ſich unſere geſelligen Kreiſe öfters; ſchon in Kiel durch den alten Hensler, viel ſpäter in Düſſeldorf, wo ich mit ſeinem Sohn in Berührung kam; und es muß auch in den engeren Kreiſen der Verehrer Jacobis manchmal von mir die Rede geweſen ſein. Meine jüngſte Schrift ward vielfältig beſprochen, Jacobi las ſie, und ſie erregte ſeine Teilnahme. Der alte Mann ſchrieb an ſeinen Verleger Fleiſcher in Leipzig einen Brief, in welchem er auf ſeine Weiſe den Wunſch äußerte, mich kennen zu lernen, und forderte Fleiſcher auf, mich mit ſeinem

Wunſche bekannt zu machen. Ich erhielt den Brief noch vor meiner Abreiſe aus Breslau, und das war nun das zweite Mal, daß meine Schrift eine mittelbare Annäherung zu bedeutenden Perſönlichkeiten veranlaßte. Das eine Mal zu Stolberg durch ſeine Frau und Möller, jetzt zu Jacobi. Mir war in beiden Fällen die Scheu einer unmittelbaren Annäherung zwar auffallend, aber nach einigem Nachdenken doch ſehr begreiflich.

Ich beſuchte alſo Jacobi, und zwar war es, was ich nicht leugnen kann, mein Wunſch, ihn perſönlich kennen zu lernen. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und bis zu Anfange des jetzigen hatte ſich, durch Claudius und Lavater im Hintergrunde eine geiſtige Prophezeiung, und am bedeutendſten, wenn auch dunkel, durch Haman, ein tieferer ſpekulativ-religiöſer Sinn in der gebildeten Welt gezeigt. Es entſtanden geſellige Kreiſe, die es liebten, ihren Geſprächen und Briefen einen platoniſchen Anſtrich zu geben. Auch Frauen nahmen an dieſer geiſtigen Beſchäftigung teil; ſie gehörten ſämtlich zu den höheren Klaſſen der Geſellſchaft. Frauen der verſchiedenſten Art waren unter ſich und mit den geiſtreichſten Männern verbunden. Sophie de Laroche, Goethes Schweſter, die Fürſtin Galizin, Jacobis Schweſter (Lene) waren die ausgezeichnetſten Mitglieder dieſes Kreiſes. Durch die Fürſtin Galizin ſtand Hemſterhuys mit ihnen in Verbindung. Aber den eigentlichſten, lebendigſten Mittelpunkt bildete Jacobi. Dieſer liebte es, geiſtreiche Frauen um ſich zu verſammeln und anzuregen; ſuchte er doch in ſeinem Roman Woldemar eine Art, ohne allen Zweifel höchſt unſchuldiger, Bigamie als annehmlich und von hoher geiſtiger Bedeutung darzuſtellen. Eine rein platoniſche Ehe neben der phyſiſchen erſchien hier und da als ein Zeichen höherer Bildung. Dieſe ſeltſame Grille trat in der Wirklichkeit hervor, ſelbſt in meiner Nähe. Doch beſaßen die eigentlichen Frauen ſelten Entſagung genug, um die doppelte ehe-

liche Verbindung der Männer — (eine für eine höhere Sphäre, die nicht aus dieſer Welt war, und eine zweite nur zur Fortpflanzung des Geſchlechts) gehörig zu ſchätzen, auch ſchienen ſie dem Dinge nicht recht zu trauen. Man kann in der Tat behaupten, daß hier ein, wenn auch mißlungener Verſuch ſich zeigte, eine platoniſche Akademie zu bilden, wie die frühere florentiniſche. Daß Goethe in dieſen Kreiſen mehr bewundert als verehrt wurde, war begreiflich; daß innerhalb derſelben ſich heftige Antagonismen entwickelten, war zu erwarten; Friedrich Stolbergs Übergang zum Katholizismus bildete ein Ereignis in dieſen Kreiſen, obgleich die Art, wie die Fürſtin Galizin ſich an Haman anſchloß, es wenigſtens begreiflich machen konnte. Der merkwürdige Brief der Gräfin Bernſtorf an Goethe gehörte dieſem Kreiſe zu. Man verſteht, glaube ich, die Darſtellungsweiſe Jacobis nicht ganz, wenn man ſie nicht geſprächsweiſe in den Zuſammenkünften entſtehen ſieht. So entſprang die Erzählung von Leſſings Spinozismus.

Betrachtet man dieſe Verbindung, wie ſie am Rhein und zum Teil um Goethe her entſtand, ſo ſieht man, wie ſie keineswegs durch eine Verabredung oder willkürlich ſich gebildet hat. Viele gehörten ihr zu, ohne jemals miteinander in Berührung zu kommen. Einige Frauen bewunderten, was andere mit Entſetzen erfüllte. Wie in den Geſprächen und Briefen, ſo fand man auch in den Schriften mancherlei Anſpielungen. Es war ein Hauch heiterer Anmut, der die Geſelligkeit belebte. In dieſen Kreiſen galt nun Jacobi beſonders als der Liebenswürdige. Goethe ſtand aus der Ferne bald mit dieſer, bald mit jener Perſönlichkeit in Verbindung. Er trat einmal in Düſſeldorf in die Mitte des Kreiſes, und es zeigte ſich bald, wie wenig er ihm zugehörte. Wie man in der anſtändigen Geſellſchaft nie bis zur zudringlichen Entſcheidung irgendeinen Gegenſtand hervorheben und verfolgen darf, ſo war ein jeder entſchiedene Mann, der eine beſtimmte

Aufgabe für das Leben hatte, wenn auch durch die feine Sitte, die das Geiſtreichſte nicht ausſchloß, vielmehr anerkennend und bewundernd in ſich aufnahm, angelockt, dennoch genötigt, ſich zurückzuziehen.

Ich kannte dieſen Kreis, den ich in früher Jugend ſchon vorfand, wie er ſich in den ſiebziger Jahren zu entwickeln angefangen hatte, der ſich gegen das Ende des Jahrhunderts vielleicht am dichteſten zuſammenzog und geſtaltete, ſich dann ſpäter wie ein leichtes Wolkengebilde ausdehnte und verzog, nur aus der Ferne. Einzelne bedeutende Frauen allerdings, die an jene Zeit und ihre Blüte zurückdachten, wurden mir ſpäter ſehr lieb. Es lag in dieſer Erinnerung eine keimende Sehnſucht nach Religioſität, eine dunkle Ahnung von Spekulation und eine Neigung zur Dichtung und Kunſt, die ſich nach dem Höchſten ſehnte, ohne jedoch zu ſeinem Beſitze zu gelangen. Einige geiſtig freiere Frauen behielten ihr ganzes Leben hindurch ein anmutiges Gleichmaß, eine gewiſſe ſelbſtändige Beweglichkeit, die ſelbſt dem höhern Alter eine große Liebenswürdigkeit mitteilte. Ich zähle zu dieſen beſonders die zwar kränkliche, aber durch ſtarken und reichen Geiſt noch immer tief bewegte Gräfin R., geb. v. D. Andere ſuchten ſich im Alter durch eine beſtimmt religiöſe Richtung zu beruhigen. Die treffliche Witwe Sieveking ſtand mit dieſen Kreiſen in mannigfaltiger Berührung, erſchien aber mit großer Selbſtändigkeit in ihrer Mitte. So viel iſt gewiß, ſie fanden den eigentlichen Boden ihrer Ausbildung im nordweſtlichen Deutſchland. Preußen war noch geiſtig zu wenig beweglich, zu ungeſchickt, der Nicolaismus beherrſchte die Hauptſtadt; Sachſen war zu pedantiſch, Gottſched ließ ſich nicht verdrängen.

Was ich hier habe darſtellen wollen, ſind die vielen leichten Anſpielungen auf Spekulation und Religioſität, welche die ganze Geſellſchaft als eine ſolche verbanden, eine wechſelſeitige Zu-

neigung, ja Anerkennung und Bewunderung auch da hervorriefen, wo die vereinzelten Mitglieder das Gleichmaß der Vereinigung keineswegs festzuhalten vermochten. Es lag in dieſen Verbindungen in der Tat mehr, als die ausgezeichnetſten weiblichen Mitglieder der Geſellſchaft ſich anzueignen, oder ihre Schriftſteller in irgendeiner Form darzuſtellen vermochten.

Jacobi nun bildete den eigentlichen allverehrten Herrſcher dieſer Kreiſe, er war gelehrt genug, um als ein gebildeter Philoſoph zu erſcheinen. Er beſtritt die alle Religioſität hart abweiſenden Franzoſen, in deren Mitte er erzogen war, mit liebenswürdiger Milde. Hume, der Engländer, war ihm wie Locke angenehm, eben weil ſie nicht genügten und daher ihm auf dem ſpekulativen Boden freies Spiel ließen. Kant war ihm unangenehm, weil ſein Ernſt, ſeine ſtrenge Schule, ſeine Klarheit, die immer Beſtimmtheit forderte, ihm ebenſo zuwider war, wie Spinozas Härte. Nur daß er glaubte, mit Kant einen Kampf wagen zu können; und es iſt nicht zu leugnen, daß es eine ferne Ahnung und wahre Spekulation war, die ihm die Waffen gegen Kant lieh und eine innere Berechtigung zum Widerſpruch gab; nur daß Kant durch eine klar ausgeſprochene Beſchränkung des Wiſſens der Philoſophie den Weg zeigte, wo durch die hüpfende Unklarheit Jacobis alles dunkler ward.

Jacobi war Dichter genug, um durch einen gefälligen Stil ſeinen Darſtellungen einen eigentümlichen Reiz zu geben, und der nicht zu verdrängende ſpekulative Hintergrund bildete eine anziehende, rein urſprüngliche Weiſe ſeiner Erzählungen. Allwills Briefwechſel ſowohl als ſein Woldemar ließen ſich mit keinem Dichterwerke ſeiner Zeit vergleichen; das Gepräge der Weiblichkeit, welches ſie trugen, bildete, geſchichtlich betrachtet, das Element ſeiner geiſtigen Erzeugniſſe, welches ſpäter ganz in die Gewalt der Frauen überging und unter anderen geiſtigen Verhält-

niſſen einer ſpätern Zeit ſich reicher, mannigfaltiger, aber auch milder ausbildete.

Ich fand Schelling durchaus zur Härte gegen Jacobi berechtigt. Seine Schrift gegen dieſen Philoſophen war mir eben durch die Härte und Strenge wichtig und entſcheidend, er durfte nicht milder ſein. Ich ſtellte Schelling mein Verhältnis zu Jacobi dar. „Du mußt den Jacobi beſuchen," antwortete er, „es wäre unrecht, wenn du die Gelegenheit verſäumteſt, einen Mann kennen zu lernen, der doch eine bedeutende Rolle in der Literatur geſpielt hat;" — ich beſuchte ihn und fand ihn mit ſeiner treuen Schweſter, die ſich ihm und ſeinem Geiſte ganz hingab und allein für ſeine Pflege lebte. So ſtreng ich den Philoſophen und Schriftſteller beurteilte, ſo wenig ich in irgendeiner Epoche meines Lebens mich zu ihm hingezogen fühlte, oder wie mit ſo vielen andern bedeutenden Geiſtern der Zeit mich entſchließen konnte, auf ſeinem Wege fortzuſchreiten, ſo blieb doch etwas rein Menſchliches, welches ich nicht abzuweiſen vermochte; ich konnte es nicht vergeſſen, daß er der erſte war, der mich für die Spekulation gewann, als er mich mit Spinoza bekannt machte. Glaubte ich doch, daß er, indem er auf Jordanus Brunus zuerſt aufmerkſam machte, indem er ſelbſt auf das Tiefere der Philoſophie des Leibniz hindeutete, einen poſitiven Einfluß auf die ſpäter ſich allgemein regende Zeit ausgeübt hatte. Zwar dieſe Zeit war ſchon in ihrem Anfange untergegangen, eine mächtigere, gegen die er vergebens ſich zu bewaffnen ſuchte, war gekommen: aber ich konnte dieſe Niederlage eines einſt nicht unbedeutenden Mannes in ſeinem hohen Alter nicht ohne eine gewiſſe Wehmut betrachten.

Jacobi war ein ſchlanker feiner Mann; er muß in ſeiner Jugend ſchön geweſen ſein. Er erſchien mir mehr als ein angenehmer Mann der höhern Geſellſchaft, denn als ein Gelehrter; ſein Anſtand hatte etwas Vornehmes, faſt Diplomatiſches, ſeine

Geſichtszüge waren höchſt bedeutend; eine Grazie, möchte man ſagen, begleitete alle ſeine Bewegungen. Sein Anzug war ſehr ſorgfältig und zierlich; es ſchien faſt, als widmete er ihm für ſein Alter und ſeine Beſchäftigung eine zu große Aufmerkſamkeit. Er empfing mich, als ich hineintrat, in der Tat mit Freuden, und ich näherte mich ihm mit einer wehmütigen Rührung, die ich nicht zu verdrängen vermochte. Es war, ich geſtehe es, Mitleid, aber doch auch Achtung, die ſie hervorriefen: ein edler Geiſt hat die Leiden der Zeit und ihre Krankheiten tragen müſſen, ſagte ich mir.

Jacobi hatte meine Schrift vor ſich liegen. Es iſt bekannt, daß er bei den Stellen, die ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, die er billigte oder tadelte, Zeichen zu machen pflegte, und er ſchien, indem er mir durch die ganze Schrift hindurch häufig vorkommende Zeichen vorlegte, dartun zu wollen, mit welcher Teilnahme er meine Schrift durchgeleſen hatte. Eben wie ich ihn als Schriftſteller kannte, ſah ich wohl ein, daß manches ſeinen Beifall finden mußte, beſonders durch die Art, wie er in meiner Schrift erwähnt wurde. Eine ſolche Anerkennung, von dem entſchiedenſten Freunde und Anhänger Schellings öffentlich ausgeſprochen, war ihm ohne Zweifel angenehm, je mehr er ſich durch den Angriff des letztern nicht allein verletzt — denn das überwindet man wohl —, ſondern auch hart geſtraft, ja innerlich vernichtet fühlte. Dieſes Gefühl war ihm nicht fremd. Wie ich ihn ſah, war es mir klar, daß es ihn in ſeinem Alter drückte. Was aber der ganzen Erſcheinung etwas Würdiges und auch zugleich Rührendes gab, war die Anhänglichkeit ſeiner Schweſter. Bedachte man, daß Lene in einer langen Reihe von Jahren alles innerlich mit ihm durchlebt hatte, daß ſie teilnahm an allen ſeinen Studien, an allen ſeinen Streitigkeiten, daß das ſtille Studium des einſamen Gelehrten ſich hier in ein fortdauerndes Geſpräch

verwandelt hatte, ſo ward Jacobi ſelbſt durch dieſe Treue gehoben, ja gereinigt, und das Geſchwiſterpaar erſchien bedeutend und liebenswürdig. Er ſchien mir vertraulich und milde; nichts was auf ſeine und meine Stellung ſich bezog, ward erwähnt, und ſelbſt wenn das leicht fortſchreitende Geſpräch Gegenſtände berührte, die an dieſe Streitigkeiten erinnern konnten, wurden ſie ſchnell mit andern vertauſcht. Bei meinen öfters wiederholten Beſuchen geſchah es doch einmal, daß dieſe Wunde ſeines Daſeins von ferne berührt wurde. Eine düſtere Wolke flog über ſein Geſicht; Lene ward ſichtbar unruhig, ich ängſtlich und verlegen, mir fiel glücklicherweiſe eine bedeutende Stelle in ſeiner Schrift über Spinoza ein, die in früheren Jahren mir einen plötzlichen Blick eröffnete, und die hierher paßte und dem Geſpräch eine andere Wendung gab. Der Alte ward wieder völlig heiter, Lene ruhig. Obgleich ich ihm Zartheit genug zutraute, ſo daß er ſich wohl bemühte, das am meiſten Verletzende ihr zu verbergen, ſo glaubte ich doch durch dieſen ſchnell vorübergehenden Auftritt hindurch leidenſchaftliche Stunden zu erblicken, die auf eine unfreundliche Weiſe das friedliche Zuſammenleben unterbrechen mochten.

Daß ich durch Schellings Freundſchaft bedeutende Männer in München kennen lernte, wird man vorausſetzen. Ich ſah hier öfters in Geſellſchaften Thierſch, Roth, Wiebeking: aber ſo bedeutend auch dieſe Männer durch ihre Werke mir erſchienen, ſo angenehm es mir war, ſie kennen zu lernen, ſo ging die Berührung nicht über die leichte geſellige hinaus. — Deſto wichtiger ward mir die Bekanntſchaft mit einigen jüngeren Männern. Durch dieſe ward ich mit einigen inneren Verhältniſſen Bayerns vertraut, die, wie ich ſie kennen lernte, meine Teilnahme in hohem Grade erregten. Einer von dieſen war der Arzt Ringseis, der vor nicht gar langer Zeit von Berlin zurückgekommen war, wo er ſich ein paar Jahr aufgehalten. Er hatte dort durch

Clemens Brentano die Bekanntſchaft meines Schwagers Piſtor gemacht, in deſſen Kreiſe er öfters erſchien. — Der zweite war Bayerhofer, ein fortdauernd enthuſiaſtiſcher junger Mann, von dem man viel erwartete, der wenige Jahre darauf ſtarb. Beide hingen mit Wärme an dem damaligen Kronprinzen von Bayern. Sie konnten nicht müde werden, ſeine Achtung für Wiſſenſchaft, ſeine warme Liebe zur Kunſt, ſeine echt deutſche Geſinnung zu preiſen; ſie hoben die Stellung, die Jacobi und Schelling einnahmen, die perſönliche Achtung, die der letztere bei dem Kronprinzen genoß, hervor. Durch ihn war ſchon die bedenkliche Macht, welche die Illuminaten ausgeübt hatten, gebrochen, und er ſah es ein, daß der Kampf gegen franzöſiſche Geſinnung noch nicht als geſchloſſen betrachtet werden konnte. Ringseis hatte ſchon damals das Glück, ſein Vertrauen erworben zu haben.

Baader

München 1817

Am Schluß muß ich noch, ehe ich München verlaſſe, einer ſehr intereſſanten Bekanntſchaft gedenken. Ich lernte hier Franz Baader zuerſt perſönlich kennen. Er ſtand ſo wunderbar von allen übrigen Einwohnern geſondert, ſo ſeltſam iſoliert, daß auch die Betrachtung über ihn ſich billig von den übrigen trennt. Im ſüdlichen Deutſchand hatte eine myſtiſche Schule ſich hier und da, wahrſcheinlich von alten Zeiten her, erhalten; ſie ſchloß ſich, ſeit Mesmer auftrat, dem Magnetismus an, und ihre Mitglieder reichten bis an den obern Rhein und in die nördliche Schweiz hinein. Wenn ich nicht irre, ſtanden ſie auch mit den Myſtikern des ſüdlichen Frankreichs, mit St. Martin uſw. in Verbindung, und Franz Baader war in ſeiner Jugend mit einem gewiſſen Eckartshauſen in Berührung geweſen. Unter allen jenen Myſtikern war er der genialſte und tiefſte; er gab immer nur kleine Schriften

von wenigen Bogen heraus, früher noch als die Schellingſchen naturphiloſophiſchen Schriften erſchienen die tiefſinnigen „Beiträge zur Elementarphiloſophie"; das ſpäter gedruckte „pythagoräiſche Weltquadrat" bewegte uns tief. Unter ſeinen bedeutendſten kleinern Piecen iſt eine „der Blitz, Vater des Lichts". Dieſer Titel könnte als Motto aller ſeiner Schriften gelten. Ich war ſchon, ehe ich nach München kam, mit ihm in Korreſpondenz und höchſt begierig, ihn perſönlich kennen zu lernen. Als ich mich in meiner Jugend in Freiberg aufhielt, lernte ich eine Dame kennen, die wegen ihrer großen Schönheit in ihrer Jugend berühmt war. Sie hatte eine warme Neigung für Baader während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt gefaßt und geſtand mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, daß ſie nie einen intereſſanteren Mann gekannt hätte! Sie behauptete, ich ſähe ihm, wie ſie ſich ſchmeichelhaft äußerte, ähnlich, und dieſe Ähnlichkeit, die demjenigen, der uns zuſammen ſah, gar nicht auffallen konnte, ward die Einleitung zu einer mir ſehr angenehmen Bekanntſchaft. Freilich zehn Jahre ſpäter.

Ich beſuchte Franz Baader. Er war eben im Begriff auszugehen; ſeine Geſtalt überraſchte mich, denn ich hatte ihn nicht ſo erwartet. Er war ziemlich ſchlank, höchſt beweglich, und ſein Geſicht hatte etwas Durchgearbeitetes, daß man beim erſten Anblick vermuten konnte, einen Weltmann vor ſich zu ſehen, der vieles durchlebt hatte. Dieſe Vermutung verſchwand freilich, wenn man ihn genauer betrachtete. Er empfing mich, als ich mich nannte, mit Freuden und ſchlug gleich vor, einen Spaziergang zu machen. Gegenſtände des Geſprächs waren bald gefunden. Tiefſinnige Äußerungen wechſelten ohne alle Übergänge mit ſprudelnden Witzen; er ſprach unaufhörlich, und wenn ein Gegenſtand ihn ergriff, blieb er mitten im Gewühl der Straße ſtehen und fing ziemlich laut einen mehr zuſammenhangenden Vortrag an.

Die Vorübergehenden ſchienen ihn zu kennen und ſein Betragen erregte gar keine Aufmerkſamkeit. Seine oft glänzenden Witze traten ſo überraſchend hervor, wurden ſo ſchnell von andern verdrängt, der Tiefſinn ſo plötzlich von ſpielenden Einfällen überwältigt, daß mich dieſes bunte Gewühl zuletzt völlig betäubte. Ein Einfall blieb mir, während die knallenden Raketen des geiſtigen Feuerwerks rund um mich her zerplatzten — es war die Rede von Goethe. „Ja," ſagte er, „dieſer Dichter iſt in der Tat die Gluckhenne der Zeit, aber ſie hat Enteneier ausgebrütet, die junge Brut ſchwimmt, und die Henne ſteht ängſtlich, ſcheltend und gackelnd am Ufer." Später, als ich ihn in München traf, ließ er Einfälle der Art in den Stadtblättern drucken. Dieſe ſchnitt er aus und trug ſie in der Weſtentaſche, um ſie Freunden vorzuleſen. Als ich 1837 in München war, war ich noch nicht dazu gekommen, ihn aufzuſuchen, er aber ſuchte mich auf. Wie er in meine Stube trat und meine Frau, Tochter und mich ſelbſt kaum begrüßt hatte, griff er ſogleich in die Taſche und brachte eine Menge Papierſtücke hervor, auf welche ſeine Witze gedruckt waren; nur einer davon iſt mir erinnerlich. Die Cholera hatte Rom in Schrecken geſetzt und der Papſt ſich in die Engelsburg eingeſchloſſen. „Was wird aus der katholiſchen Kirche werden," ſo lautete der Witz, „der Papſt hat ſich ſelbſt exkommuniziert." Überhaupt war in ſeinen ſpätern Jahren ſein Verhältnis zur Kirche ein ſeltſam verändertes.

Als ich ihn 1817 in München traf, dachte er an nichts, als an eine große kirchliche Union. Die ultramagnetiſche Kriſe ſeines Lebens hatte, irre ich nicht, ſich überlebt. Während derſelben war er mit den Heerſcharen der böſen Geiſter bekannt geworden und hatte ihre Namen kennen gelernt durch magnetiſche Experimente, die mir ſchauderhaft erſchienen; jetzt war er ganz mit der Union der drei Kirchen (der katholiſchen, proteſtantiſchen und griechiſchen)

beſchäftigt. Die katholiſche und proteſtantiſche Kirche, behauptete er, bildeten einen ſtarren Gegenſatz, der ſich immer ſteigere. Das myſtiſche Dreieck, die Formel einer Vereinigung, entſtünde nur durch das Hinzutreten der griechiſchen Kirche. Er glaubte den Kaiſer Alexander dafür zu intereſſieren. Franz Baader verband ſich mit dem Herrn v. Sturdza und beſchloß, eine Reiſe nach Rußland zu machen und für die Sache zu wirken. Wie wenig er aber die äußeren Verhältniſſe dort kannte, tat dieſe Reiſe recht auffallend dar. Er hätte in der Tat ebenſogut nach einem ihm völlig fremden, mächtigen Lande, ohne mit irgendeinem Menſchen dort in Verbindung zu ſtehen, hinreiſen können, um dort den Thron zu ſtürzen, wie nach Rußland, um die Chriſten griechiſchen Glaubens zu bewegen, ſich mit Proteſtanten und Katholiken zu verbinden. Zum Glück beſchloß er, ohne allen Zweifel gewarnt, in Riga umzukehren. Er war ſpäter ein heftiger Gegner der Katholiken, und ſtellte ſo die Wahrheit ſeiner Behauptung, daß, wenn die Union aller drei Kirchen nicht gelänge, die gegneriſche Spannung der weſtlichen gegeneinander ſich notwendig ſteigern müſſe, durch ſeine eigene Perſon dar. Es war ſeltſam genug, daß der Vorſchlag zu einer Union, welche die tiefſte und bedeutendſte Einheit aller Völker, ja wäre ſie echter Art, nicht allein den äußeren, wohl früher von den Philoſophen gepredigten, ſondern auch den inneren ewigen Frieden in ſich ſchließen würde, von einem Manne ausgehen ſollte, deſſen innere Zerriſſenheit ihn ſelbſt in ſeinen letzten Tagen an die jüngſte deutſche Literatur anſchloß, die nichts weniger als einen ſolchen Frieden ſuchte, erwartete oder nur wünſchte. Franz Baader, unfertig, wie er in jeder Rückſicht war, gehörte doch in der Tat zu den merkwürdigen Männern ſeiner Zeit und ward wohl von den wenigſten begriffen. In den Briefen, die ich von ihm beſitze, ſchrieb er einſt: „Ich finde mich berufen, das deutſche Volk auf ihren größten und tief-

ſten Mann aufmerkſam zu machen; ich lebe, um die Herrlichkeit des großen Görlitzer Schuſters Jakob Böhme zu verkündigen." Ohne allen Zweifel gab es wenige Menſchen, die Jakob Böhmes Schriften, ſowie die der Myſtiker, genauer kannten, als er, und dennoch iſt er im hohen Alter geſtorben, ohne irgendein bedeutendes Wort über die erſteren geſagt zu haben.

Der Nürnberger Myſtiker

1817

In Nürnberg beſuchte ich einen Mann von ganz anderer Art, einen Nürnberger Bürger, der unter den Myſtikern Süddeutſchlands wohl bekannt war. Auch die ausgezeichneteren Geiſter der neueſten Zeit, inſofern ſie ſich zum Myſtizismus neigten, kannten und ſchätzten ihn. So war er mit Franz Baader, Clemens Brentano, Ringseis uſw. in Verbindung, und der Beſitzer einer der ausgezeichnetſten Bibliotheken der myſtiſchen Literatur, mit einem großen Reichtum der ſeltenſten Werke. Ich traf ihn in ſeiner Bibliothek; ein kleiner, lebhafter, ſehr mitteilſamer, doch in ſich gekehrter Mann. Er war, wie die meiſten ſpekulativen Myſtiker auf eigene Hand, der unter den Frommen ſo verrufenen Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, mit andern Worten, von der endlichen Bekehrung des Teufels, zugetan. Er war in der Tat mit der myſtiſchen Literatur ſehr genau bekannt, und ich will nach allem, was ich durch Freunde, die ihn genauer kannten und ſehr hoch ſchätzten, von ihm geſagt haben, zwar keineswegs an der innern lebendigen Wahrheit ſeines Chriſtentums zweifeln, aber in ſeinen Studien herrſchte doch mehr ein unruhiger doktrinärer Dilettantismus, als das Erbauliche vor. Ein größerer Kontraſt durch urſprüngliche Natur, Stellung, Studium und Geſinnung, als derjenige zwiſchen dem Katholiken Sailer und dem Nürnberger Bürger war kaum denkbar, und dennoch hatten beide

auf die entſchiedenſte Weiſe ihr ganzes Leben dem Chriſtentum und der chriſtlichen Lehre geweiht.

Graf York

Breslau 1825/32

Schon vor der Reiſe nach Norwegen war ich mit dem Feldmarſchall Grafen York in ein für mich intereſſantes Verhältnis getreten. Ich habe mein vorübergehendes Zuſammentreffen mit ihm im Kriege ſchon erwähnt. Einſt beehrte er mich mit ſeinem Beſuche, und der Grund desſelben überraſchte mich ſehr. Graf York hatte in ſeinem ganzen Leben etwas ſeine glänzende Laufbahn Begleitendes, Verhängnisvolles, obgleich er bis zu der höchſten militäriſchen Stufe im Staate ſtieg und den größten militäriſchen Ruf erwarb, den ein Krieger überhaupt in unſern Tagen zu erlangen vermag.

Das frühe Jugendleben des Grafen York iſt ſehr dunkel. Daß er in ſeinem 13ten bis 14ten Jahre als Fähnrich in den Dienſt trat und nach einiger Zeit denſelben wieder verlaſſen mußte, iſt der ganzen Armee und auch in weitern Kreiſen bekannt. Der Grund dieſer unglücklichen Kataſtrophe liegt aber völlig im Dunkeln, und da die Lebensereigniſſe eines Mannes, der eine ſo große Rolle in der Geſchichte geſpielt hat, ſo weit als möglich aufgehellt zu werden verdienen, ſo glaube ich, was ich durch günſtige Verhältniſſe auf ſichere Weiſe erfahren habe, mitteilen zu dürfen. Ich erhielt dieſe Nachrichten durch einen mir günſtig geſinnten, hochgeſtellten Offizier; ihre Wahrheit kann auf jede Weiſe verbürgt und einer geſchichtlichen Quelle gleichgeſtellt werden. Die plötzliche Entfernung des jungen Fähnrichs aus dem Kriegsdienſte war bis jetzt für die Armee ein völliges Rätſel, ſie ſchien einen Schatten auf das frühe Jugendleben des berühmten Helden zu werfen, um deſto weniger trage ich Bedenken, den Grund dieſer

harten Strafe bekannt zu machen, da ſie ſowohl auf den Charakter des jungen Mannes, wie auf den des alten Königs, Friedrichs des Großen, ein helles Licht wirft. Die Tat, die ihm den heftigſten Zorn des Königs zuzog, war zwar eine höchſt unbeſonnene, aber keine ſolche, deren Veröffentlichung nach dem, was bekannt geworden iſt, ſeinem Rufe zu ſchaden vermag. Der junge Graf v. York war in Bromberg als Fähnrich angeſtellt, als eben der bayriſche Krieg beendet war. Ein Offizier des Regiments ward beſchuldigt, in dieſem Kriege geplündert zu haben, und das in der Armee herrſchende ſtrenge Ehrgefühl forderte ſeine Beſtrafung. Man war moraliſch von der Tatſache überzeugt, die ſich juridiſch ſchwer beweiſen ließ; ein Verein von Offizieren des Regiments erklärte daher den Beſchuldigten in Verruf, und Graf York wohnte der Verſammlung bei, in welcher der Beſchluß gefaßt wurde. Kurze Zeit nachher ſollte v. York mit dieſem ältern Offizier die Wache beziehen und in ſeiner Begleitung ſich dahin verfügen. Er weigerte ſich; und als er ſich ihm gegenüber ſtellen ſollte, kehrte er den damals gebräuchlichen Sponton um und ſteckte die Spitze in die Erde, ein Zeichen des erklärten Verrufs. Der ältere Offizier ließ den Fähnrich dieſes ſubordinationswidrigen Verfahrens wegen ſogleich entwaffnen und verhaften; die Offiziere, die den Verruf erklärt hatten, mochten die unbeſonnene Tat des jungen Mannes nicht vertreten, ſie ward dem alten Könige angezeigt, und York mußte aus dem Dienſte treten. — Man muß doch ſchon in ſeiner Jugend vieles von ihm erwartet haben. Ein auf ſeinem Gute lebender Herr v. Korf nahm ſich des verlaſſenen Jünglings an, und dieſer hielt ſich eine Zeitlang bei ihm auf. Der Herr, dem ich dieſe Nachricht verdanke, lebte damals als Knabe in der Familie und ſah den jungen Fähnrich oft. Er zog natürlich durch ſeine, wenn auch tadelnswerte, doch äußerſt kühne und aus einem ſtrengen militäriſchen Ehr-

gefühle hervorgehende Tat die Aufmerkſamkeit auf ſich, und der Eindruck, den er machte, iſt dem alten Herrn klar und beſtimmt geblieben. Jener erſchien ihm als ein ſchöner und angenehmer Jüngling, der den Beifall der Geſellſchaft leicht gewann. Doch trat er, ſelbſt nach einer ſo harten, ſeine ganze Zukunft, wie es ſchien, vernichtenden Kataſtrophe, ſehr entſchieden, ja trotzig auf. Auch Graf Yorks Kleidung zog die Aufmerkſamkeit des Knaben auf ſich. Er durfte freilich keine Uniform tragen, behielt aber den blauen Rock, trennte jedoch die roten, zurückgeklappten Rabatten von dem Kleide und knöpfte die Klappen übereinander. Herr v. Korf ſuchte jedermann für ihn zu gewinnen; er wandte ſich an einen Offizier höherer Stellung in Königsberg, den Grafen v. Kaiſerling, der, wie man erzählt, mit dem Kronprinzen, dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II., in einem ſehr vertrauten Verhältniſſe lebte. Auch dieſer intereſſierte ſich ſehr lebhaft für York, aber alles war vergebens. Der alte König wollte ihn durchaus nicht nennen hören. Es blieb kein anderer Ausweg als ein auswärtiger Kriegsdienſt. Der Kronprinz, der nicht aufhörte, ſich für ihn zu bemühen, wandte ſich an ſeine Schweſter, die Erbſtatthalterin in Holland, und dieſe verſchaffte ihm eine Anſtellung in holländiſchen Dienſten. Er ging mit Truppen nach dem Kap. Hier blieb er einige Jahre und kam noch vor dem Tode des Königs zurück. Er wagte ſich nun nach Preußen, in der Hoffnung, daß der Zorn des Königs verſchwunden wäre. Es wird erzählt, doch läßt es ſich nicht ſo ſicher geſchichtlich begründen, daß bei einem Manöver York nach einer Verabredung ſich dem Kronprinzen näherte und nun an ſeiner Seite fortritt. Der König, ſagt man, ritt auf ſie zu, blickte beide ſehr ſcharf an, ohne ſich zu äußern, und gleich nach dem Manöver erhielt der Kronprinz den ſtrengen Befehl, für Yorks ſchnelle Entfernung Sorge zu tragen.

Als Graf York die holländiſchen Dienſte verlaſſen hatte und wieder zurückgekehrt war, wandte er ſich in einer Bittſchrift an den König und erhielt folgende Antwort:

„Veſter, lieber, beſonderer. Nach ſeiner eigenen Anzeige von Geſtern, hat er auf der Flotte unter dem Befehl des Franzöſiſchen Generals Suffren gedient. Wenn er alſo den Seedienſt wohl verſtehen mag, ſo iſt doch nicht zu vermuthen, daß er ſich zum Landdienſt ſchicket und dazu ſind doch einzig und allein beſtimmt, die neu errichtet werdenden Frei-Regimenter, ſeines wohl affectionirten

Friedrich.

Potsdam am 3. Febr. 1786."

Auf dieſe Kabinetts-Ordre kam York von neuem ein und erhielt nachſtehende zweite Antwort:

„Veſter, lieber, beſonderer. Ich muß nach ſeinen letzten Seedienſten billig Bedenken tragen, ihn bei der Infanterie wieder anzuſtellen, und würde es eben ſo viel ſein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeiſter werden. Von ſeiner erſten Antwort kann demnach, auf ſeine Bitte von Geſtern, nicht abgehen, ſein ſonſt ſeinwollender affectionirter

Friedrich.

Potsdam den 4. Februar 1786."

Man kann nicht leugnen, daß dieſe Antworten ganz dem Geiſte des alten Königs entſprechen.

Merkwürdig ſcheint es mir nun, daß Friedrich II. einen Offizier mit ſo großer Hartnäckigkeit von ſeinem Heer entfernt hielt, der beſtimmt war, in dieſem eine ſo glänzende Rolle zu ſpielen; denn daß der junge York gleich nach dem Tode Friedrichs wieder in das preußiſche Heer eintrat, verſteht ſich von ſelbſt. Bemerkenswert iſt es aber auch, daß die erſte Jünglingstat des Helden weisſagend die glänzende Tat verkündigte, die auf das

Schickſal Europas einen ſo großen Einfluß gehabt hat, und die doch auch nicht ſo ganz den ſtrengen Formen des Dienſtes entſprach.

York ſprach gern von ſeinem Aufenthalt am Kap und erzählte öfter Anekdoten von dem dortigen, mit dem preußiſchen wenig übereinſtimmenden Kriegsdienſte und von der Eigentümlichkeit der dienenden Hottentotten.

Hier iſt nicht der Ort, eine Lebensbeſchreibung des Grafen zu liefern, ſelbſt wenn ich es vermöchte. Seine nicht ſeltenen Mitteilungen waren zu kurz abgebrochen und wenig zuſammenhängend, und meine Berührungen mit ihm betrafen faſt ausſchließlich ſeine Familie. Als ſeine Stellung im Leben immer glänzender ward, war es natürlich, daß auch ſein Name ihm als ein Bedeutendes erſchien; ein Geſchlecht in der Geſchichte für alle Zeiten zu begründen, deſſen Stifter er war, erſchien ihm wichtig, ja bildete die ihn ganz beherrſchende Abſicht ſeiner letzten Jahre. Aber in dieſer Rückſicht hatte er in ſeiner Familie ein wunderbares Unglück. In ſeiner Ehe hatte er eine Menge Kinder erhalten, wenn ich nicht irre, neun; ſechs waren geſtorben. Der jetzt gealterte Held hatte ſich aus dem Kriegsdienſte zurückgezogen und machte bekanntlich den Feldzug von 1815 nicht mit. Er hatte noch zwei Söhne und eine Tochter; der älteſte Sohn hatte eben das Alter erreicht, um in den Kriegsdienſt treten zu können. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der alte General, ſo wichtig es ihm auch war, ein Geſchlecht zu begründen, doch beide Söhne dem Vaterlande geopfert hätte. Der zweite hatte die Jahre noch nicht erreicht.

Als die ſiegreichen Preußen nach der Schlacht bei Belle Alliance Paris beſetzten, fanden einige Gefechte in der Umgegend ſtatt; der junge Graf York ſtand bei den Huſaren, und bei einem kleinen Gefechte zwiſchen Paris und Verſailles ward er mit einer

geringen Mannſchaft von einer weit überlegenen angefallen, ſeine Mannſchaft auseinander gejagt, und der junge Offizier fiel in feindliche Gewalt; er aber glaubte, wie erzählt wird, daß ein Sohn des großen Grafen York nicht als franzöſiſcher Gefangener leben dürfe; er wehrte ſich verzweiflungsvoll bis zu dem letzten Augenblick und fiel. Jetzt ruhte nun die ganze Hoffnung des zu begründenden Geſchlechts auf dem zweiten Sohne, und die Sorge des Vaters brachte dieſen zu mir. Der Graf übertrug mir die unbedingte Aufſicht über ſeinen Sohn. Ich ſollte ihm zwar nicht Unterricht geben, wohl aber dieſen leiten und die Lehrer beſtimmen, bis er zur Univerſität reif ſei. Ich geſtehe, daß, ſo ehrenvoll das Vertrauen mir war, ein ſo wichtiges Geſchäft mir doch bedenklich ſchien. Ich hatte nie gern die Aufſicht über Knaben und mein ganzes Leben hindurch, ſelbſt als Jüngling unter andern nur auf ſolche junge Männer anregend gewirkt, die der Selbſtbeſtimmung fähig waren. Doch fand ich mich durch das Vertrauen eines ſo großen Mannes ſo geehrt, daß ich mich verpflichtet glaubte, der Aufforderung zu genügen. Mehrere Jahre hindurch ſah ich nun den jungen Grafen täglich in meinem Hauſe, und der beſorgte Vater erſchien oft bei mir, ſo wie ich wiederholt aufgefordert wurde, ihn auf ſeinem Gute Klein-Oels zu beſuchen.

Wenn von irgendeinem Manne, kann man wohl mit Recht vom Grafen York ſagen, er ſei durch das Leben gebildet. Das einzige, was er einer Schule verdankte, war die praktiſch-militäriſche Ausbildung; daher behielt auch dieſe eine Herrſchaft über ſein Urteil als Krieger, und er ließ nur hier und innerhalb der Grenzen der praktiſchen Ausübung eine Schule gelten. Alles, was ihm außerhalb dieſer zu liegen ſchien, hatte in ſeinen Augen nur geringen Wert, und der umſichtig gebildete Generalſtab, wie er ſich während des Krieges und nach dem Kriege geſtaltete, hatte manchen harten Angriff von ihm zu dulden. Alles, was einen

Entſchluß im Kriege erſt herbeiführen ſollte, fand ihn gewöhnlich unentſchloſſen und beſorgt; alle Beratſchlagungen des Generalſtabes waren ihm bedenklich, und er gehörte fortdauernd zu den Unzufriedenen. Aber dieſen ſchwankenden Zuſtand trug er allein oder mit wenigen Freunden. Die Armee erblickte ihn nie ſo. Denn war der Entſchluß gefaßt, war die beſtimmte Kriegstat unvermeidlich, dann ſtanden ihm alle Mittel zu Gebote, er beherrſchte alle ihm gegebenen Verhältniſſe und war bei einem jeden Schritte feſt und unerſchütterlich. So erſchien er unter den Truppen. Daher hat nicht leicht ein preußiſcher Feldherr der neuern Zeit eine größere Gewalt über ſeine Umgebung ausgeübt, als er. Er war unerbittlich ſtreng und hart; wenn er einen Entſchluß gefaßt hatte, nie zu beugen. Aber eben die unabweichbare Notwendigkeit, die ſeine Befehle einer Naturgewalt gleichſtellte, erweckte das feſte Vertrauen. Wo man weiß, daß man ſich fügen muß, da ſcheint dasjenige, was geboten wird, wie das Naturgeſetz zu unſerem Weſen zu gehören. Wir unterwerfen uns dieſem und fühlen uns dennoch durch die Unterwerfung frei. So bildet ſich jene tiefe, innige Einheit des Gehorſams und der ſtolzen Freiheit, ſo entſteht nicht knechtiſche Schwäche, ſondern feſte, ſtarke Selbſtändigkeit — eine Einheit, die freilich den zuchtloſen Schwätzern unſerer Tage völlig unbegreiflich iſt.

Es iſt bekannt, wie entſchieden und ſtark dieſe ſtolze, kriegeriſche Geſinnung bei den Yorkſchen Truppen vorherrſchte; ſo ward die große Tat möglich, die dem ganzen Kriege ſeinen Urſprung gab, wie das Gepräge, welches er trug. Seit Friedrich II. hat kein deutſcher General einen größern Einfluß auf ſeine Truppen gehabt, er konnte ihnen alles bieten, ſie gehörten ihm unbedingt.

Seine Geſichtszüge ſprachen die eiſerne Geſinnung aus und hatten etwas Finſteres und Gebietendes. Dieſes machte bei dem erſten Empfange beſonders einen imponierenden Eindruck, umſo-

mehr, da er die Gewohnheit hatte, bei einem zwar äußerlich höflichen, aber doch zugleich zurückhaltenden Benehmen mit einem durchbohrenden Blick, den er durchaus in ſeiner Gewalt hatte, einen jeden jungen Mann, der ihm zuerſt nahe trat, zu prüfen. Ich habe es geſehen, wie er jüngere Offiziere auf dieſe Weiſe in eine große Verlegenheit ſetzte. Es war ſchwer, ihm zu gefallen, und ich habe Männer geſehen, die, wie mutig ſie ſonſt ſein mochten, durch ſeinen Empfang in eine unangenehme Lage verſetzt wurden. Wer ſich aber zu benehmen wußte, der konnte ſchnell ſeine Gunſt erwerben. Wenn er in die Stadt kam, erſchien er öfter in meinen Abendgeſellſchaften und ließ ſich dann vollkommen unbefangen gehen; ſelbſt die Studenten, die dort nicht ſelten erſchienen, überwanden dann ſchnell die Scheu vor dem grauen Helden, obgleich ſeine Äußerungen meiſt hart und tadelnd waren, und er ſelten ſeine Zufriedenheit mit den Zuſtänden des Staats oder der Wiſſenſchaft äußerte; aber die Urteile waren gewöhnlich ſo allgemein, daß ſie die Anweſenden nicht trafen, und eine ſcherzhafte Ironie ſtumpfte die Spitze ab; er konnte dann, obgleich ſeinem Charakter nie entſagend, höchſt liebenswürdig ſein. Wer ihn zu behandeln wußte, konnte ihn, und zwar deſto leichter, je entſchiedener man ihm entgegentrat, gewiſſermaßen beherrſchen, und meine Stellung war glücklicherweiſe ſo völlig unabhängig, daß ich mich nicht erinnere, perſönlich irgendeine mir unangenehme Berührung mit ihm erlebt zu haben.

Theater

Alte Liebe roſtet nicht! Im Hintergrunde meiner Seele lag doch noch immer eine gewiſſe Neigung zum Theater.

Wenn einſt die Schauſpielkunſt, die gegenwärtig immer mehr ſinkt, wieder aufleben ſoll, wenn ſie, ſo wie andere Künſte, mit dem alten Ernſt, aber nicht um bloß enge Moralien ſich drehend,

recht eigentlich das Große und Richtige der Zeit, des Volks, wie Shakeſpeare, jenes zu preiſen, dieſes zu ſtrafen vermöchte, dann würde man einſehen, welch ein wichtiges Moment geiſtiger Bildung, in ſeiner Richtung mit keinem andern zu vergleichen, das Drama in ſich faßt. Aber es kann nicht allein, etwa durch Verfertigung von Dramen, hervorgerufen werden; der Dichter, die Schauſpieler, die entſtehende Art der Darſtellung und das Publikum müſſen zugleich in- nnd miteinander tätig ſein. Gewiß, es iſt dieſe Überzeugung, die den größten Dichter unſerer Zeit, die Tieck davon abgehalten hat, als dramatiſcher Dichter hervorzutreten. Ein ſolches Theater würde die eigentliche Grundlage einer wahren Poeſie bilden, würde von ſelbſt ſeine geiſtige Macht ausüben und die ganze Maſſe des Volks ſtärken und heben, daß die Gewalt der Gemeinheit weichen müßte, und der erwachte heitere Sinn zugleich als der beſſere erſchiene. Zu allen Zeiten lag die Neigung in den Staaten, die ſich zu bilden anfingen, daß ſie die Freudigkeit des Lebens als ein Ganzes faſſen, alle Adern des Daſeins davon durchſtrömen laſſen und an das Höchſte anknüpfen wollten. Zwar ſoll dieſes ſich in göttlicher Reinheit und Freiheit halten, wo das Volk ein chriſtliches heißt, und nicht in ſinnlicher Form aufgehen, wie bei den Griechen. Aber ſelbſt der Katholizismus hatte ſeine große dramatiſche Kunſt dicht an das Heiligtum hingedrängt. Jene war nirgends ganz ohne Bedeutung, und wie herrlich und großartig erſchien ſie als eine Blüte der ſpaniſchen Poeſie. Der katholiſche Calderon, dem Shakeſpeare gegenüber.

Es iſt mir wahrhaft rührend geweſen, wenn ich ſah, wie die zwei größten Dichter unſeres Volks, die eine Ahnung von der Bedeutung des Theaters hatten, ihr ganzes Leben vergebens damit zubrachten, das Drama zu heben.

Nehmen wir mit Schmerz den Verfall des Theaters wahr,

dann ſcheint es nicht ohne Bedeutung, daß es dem Tieck in ſeinem hohen Alter gelungen iſt, ermuntert und dazu bewogen durch einen geiſtreichen König, die Morgendämmerung ſeiner Hoffnung zu erblicken, die er ſein ganzes Leben hindurch genährt und faſt aufgegeben hatte, indem das Publikum als ſolches in Bewegung geſetzt wird durch das alte griechiſche Drama und durch die freieſte Phantaſie des großen Shakeſpeare. Daß bei dieſem mächtigen Verſuche die Zuſchauer, wie die Schauſpieler, ſich noch ungelenk benehmen, daß beide die Aufgabe, die ſie zu löſen haben, noch nicht ganz zu faſſen vermögen, iſt natürlich. Die tadelnde Kritik, die freilich zuweilen nahe genug liegt, wo die Ausführung hinkt, verſteht das Großartige der Unternehmung und ſelbſt das Erſtaunenswürdige des möglich gewordenen Anfanges gar nicht. Die Schauſpieler faſſen ſich. Bei einigen drängt ſich das höhere Verſtändnis hervor und verſpricht die dicke Kruſte der unbedeutenden Vergangenheit zu durchbrechen. Daß auch dem Publikum der Sinn nicht fehlt, ſehen wir mit Erſtaunen. In vielen in der jetzigen Zeit ganz befangenen Gemütern entſteht ein innerer Kampf, eine ſeltſame Unruhe, die ſich nicht abweiſen läßt, Publikum und Schauſpieler haben eine Ahnung erhalten von der geiſtigen Vornehmheit des Dramas. Der tiefſinnige Felix Mendelsſohn ſchrieb zu dieſem Text die wahren Noten, und nur dem beſchränkten Fanatiker, der in finſterer Einſamkeit die Geſchichte in ihrem Gange abſchließen möchte, der da meint, ſie ſei reif und habe keine Zukunft mehr, iſt es erlaubt, die große Bedeutung dieſer Erſcheinung abzuleugnen. Sie iſt keine vereinzelte, ſie iſt innig verbunden mit vielen andern, die freilich ernſthafter, gravitätiſcher, möchte ich ſagen, hervortreten und noch beſchränkt genug ſind, um ſich der Nachbarſchaft zu ſchämen. Aber ich höre durch das verworrene Stimmen der Inſtrumente die Melodie durch und begrüße ſie mit heiterer Freude.

Goethes Fauſt ſteht allerdings einzig da, am vorzüglichſten und reinſten, am klarſten in allen Momenten, am einfachſten und zugleich tiefſten in dem erſten Fragment, wie es friſch und in jeder Zeile geſund aus ſeiner jugendlichen Seele quoll. Hier beherrſchte er ſeinen großen Gegenſtand, und wo die Verwirrung am größten iſt, bleibt der Verfaſſer und mit ihm der Leſer vollkommen klar. Zu lange war dieſes Fragment ein teures Eigentum meines ganzen Daſeins geworden, die höchſten Probleme hatten ihren dichteriſchen Mittelpunkt, die bedenklichſten innern Kämpfe ihren von neuem immer erſchütternden Ausdruck gefunden. Ich erſchrak, als dieſes Gedicht ſich nach allen Seiten eröffnete, um die ganze geiſtig bewegte Welt in ſich aufzunehmen; was in dem früheren Fragment ausgeſprochen wurde, ſchien mir bei weitem größer, dichteriſcher, herrlicher. Immer bleibt es Goethe, der auch in den ſpätern Fortſetzungen erſchien, und er kann nie unbedeutend erſcheinen. Aber was der angeregte Geiſt in das Fragment hineingebracht hatte, ſollte nun eine Geſtalt annehmen, die nur mit Zwang ſich feſthalten ließ, und ich konnte nicht ohne Schmerzen mich von der frühern Welt, in der ich heimiſch geworden war, losreißen, um mich neuen Vorſtellungen hinzugeben, die mir aufgedrungen wurden und mir willkürlich dünkten. Daß Fauſt gerettet war, ſprach ſich in ſeinem Monolog in der Felſenhöhle, wo er zuletzt erſcheint, entſchieden aus; daß Margarethe nur durch den Tod von dem Grauen des Daſeins, welches ſie ergriffen hatte, befreit werden konnte, iſt nach der Szene im Dome völlig einleuchtend, und es gibt nicht leicht einen tragiſcheren Schluß eines Trauerſpiels, als die Bitte des hinſinkenden Mädchens: Nachbarin, Euer Fläſchchen!

Ich weiß freilich nicht, inwiefern meine Anſicht von dem neuen

Fauſt mit ſeinen ſpäter hinzugefügten Fortſetzungen ſich ſelbſtändig ausgebildet hat, denn Tieck war ganz meiner Anſicht, und daß ſeine Mitteilungen vielem einen ſchärfern Ausdruck gegeben haben, iſt unleugbar.

Es iſt, glaube ich, einem Dichter nicht erlaubt, denjenigen Leſern, die ihm am innigſten zugehören, eine bedeutende poetiſche Welt zu eröffnen, ſie mit einem bis dahin nie gekannten Zauber der Sprache, mit einer nie geſehenen Macht der Darſtellung in dieſe zu verſetzen, durch das Tiefſte ſeines großen Geiſtes das Innerſte anzuregen, ſie jahrelang ſich ſelbſt zu überlaſſen und ihnen dann, nachdem ſie ſelbſtändig ſich einen reichen Schatz erworben, einen Tauſch anzubieten, der unmöglich iſt.

Dieſes Gefühl beſchlich mich, als ich, von Tieck getrennt, zuerſt den fortgeſetzten Fauſt in Breslau kennen lernte. Es war ein grenzenloſer Schmerz, der mich ergriff, den ich auch ſpäter nie habe überwinden können.

Ganz anders verhält es ſich freilich mit der jüngeren Generation, die Fauſt nur in ſeiner erweiterten Geſtalt kennen gelernt hat. Das erſte Fragment iſt ſo wenig gekannt, daß es mich oft in Erſtaunen geſetzt hat. Wie das Gefühl, wie die Eigentümlichkeit unſeres jugendlichen Lebens aus der gegenwärtigen Welt verſchwunden iſt, drängt ſich uns bei einer ſo tiefgreifenden Erfahrung heimlich auf, und wir müſſen es wohl geſtehen, daß, je mehr wir mit den inneren Tiefen der Vergangenheit verbündet waren, deſto fremder müſſen wir in der Gegenwart erſcheinen. Goethe wollte Fauſt in eine Konfeſſion ſeines geheimnisvollſten Daſeins verwandeln: aber die friſche Quelle ſeines jugendlichen Lebens ward in ihrem Strome immer weniger kräftig; die Anſichten der Zeit fingen an, ihm wenigſtens äußerlich zu imponieren, und da ſeine künſtleriſche Behandlung des Stoffes ihre Virtuoſität nicht verlor, ſo fand die fortſchreitende Zeit die Deutung ihres

eigenen Weſens in ihm, und ſchloß ſich immer mehr an den alten als an den jungen, friſchen, durchaus ſelbſtändigen, die Umgebung beherrſchenden kühnen und reichen Jüngling an. Wenn ich nun auch nie meine tiefe Bewunderung für Goethe verlor, ſo blieb mir doch der Weg, den er ſpäter verfolgt hatte, notwendig ein fremder.

War nun die dichteriſche Fortſetzung des Fauſt nur etwas, was mich vielleicht äußerlich ergötzen, aber nie innerlich beſchäftigen konnte, ſo mußte mich der bloße Gedanke einer ſzeniſchen Darſtellung des Dramas in der Tat erſchrecken; der Schatz, der mir geſchenkt war, mit dem ich gewuchert hatte, deſſen unter wechſelnden Schmerzen und Freuden errungenen Beſitz ich keineswegs aufzugeben gedachte, ſchien mir ſchon ernſthaft bedroht, als er in Worte gefaßt, in Umlauf geſetzt wurde. Nun aber ſollte er der Mimik ungeſchickter Schauſpieler, dem bunten Tande ſzeniſcher Illuſionen preisgegeben werden. Die wirklich erſcheinenden Dämonen zogen die rein geiſtige Welt in ihre ſzeniſche Dürftigkeit hinein, und der vorzüglichſte Schauſpieler mußte fühlen, daß, wenn er die Rolle des Mephiſtopheles übernahm, er die möglichen Grenzen ſeiner Kunſt überſchritt.

Rahel von Varnhagen

Ich erhielt nun ein mir bis dahin völlig fremdes Publikum. Ich war auch in Beziehung auf meine geiſtige Beſchäftigung und durch die ganze Art meines Lebens, durch die Neigung zur Geſelligkeit von jeher mit geiſtreichen Frauen in Verbindung, und eine große Menge der ausgezeichnetſten Schriftſtellerinnen ſind mir näher getreten. Freilich fielen mir auch viele der geringern Sorte nicht wenig beſchwerlich. Obgleich ich nun nicht zu denen gehöre, die es wünſchenswert finden, wenn der Einfluß der Frauen

in der Kirche und in der Literatur noch mehr wachſen ſollte, als ſchon geſchehen iſt: ſo darf ich doch ebenſowenig verſchweigen, daß der Umgang mit ausgezeichneten Frauen mir ein weſentliches Bildungsmittel geweſen iſt: daß ich dieſen vieles verdanke. Ich glaube nicht, daß ein Gelehrter, der von Frauenumgang ausgeſchloſſen bleibt, Menſchen und Leben auf eine richtige Weiſe aufzufaſſen vermag. Selbſt die Art, wie geiſtreiche Frauen das Leben und manche wiſſenſchaftliche Richtung in ſich aufnehmen, iſt wichtig, ihre Anſichten in ihrer Eigentümlichkeit ſind oft lehrreich und anregend, und ſo darf auch ich nicht vergeſſen, was ich den Stunden, die ich mit den beiden ſo berühmt gewordenen Frauen Rahel v. Varnhagen und Bettina v. Arnim verlebte, zu verdanken habe. Mit der erſten war ich auf eine Weiſe bekannt geworden, die ich ſchon früher erwähnt habe. Meine ausgezeichnetſten Zuhörer, die im Jahre 1806 Halle verließen und nach Berlin gingen, verſammelten ſich um Rahel, und ſie ward die Frau des einen. Sie iſt als Schriftſtellerin durchaus ſententiös, und ſie liebte es, auch im Umgange ſich ſo vernehmen zu laſſen. Sie war fortdauernd mit den höchſten Gegenſtänden beſchäftigt, und obgleich Schriftſtellerin, doch durchaus Weib; ſie war nie die Schülerin irgendeines Mannes, obgleich eine Zuhörerin Fichtes; unausgeſprochene Ideen beherrſchten ſie, aber obgleich dieſe nie in klarem Zuſammenhange laut wurden, durchdrangen ſie doch alle ihre Äußerungen in der Geſellſchaft wie in Schriften. Was nun keine Darſtellung finden konnte, perſonifizierte ſie auf wahrhaft weibliche Weiſe in zwei männlichen Geſtalten, und ſie trug alles, was die innern Lebensanſichten betraf, auf Goethe, alles, was das höhere Wiſſen berührte, auf Fichte über. Ihre unbedingte Verehrung dieſer Heroen der Zeit entſprang aber nicht etwa aus einem objektiven Studium ihrer Bedeutung in der Zeit, ſie ſchloß ſich und ihr ganzes Leben an dieſe Perſonen an; ſie

erkannte ſich in beiden, wie die treue Frau ſich in dem Gatten erkennt; ſie hat Goethe nicht mit andern Dichtern verglichen, ebenſowenig Fichte mit andern Philoſophen; und wenn es geſchah, ſo wurden jederzeit beide dadurch nur mehr gehoben. Daher war ihre Auffaſſung der Schriften beider Männer durchaus ſelbſtändig, ſo wie die Frau immer entſchiedener eine ſichere Stellung im Leben annimmt, wenn ſie ſich dem Gatten ganz hingibt. Sie gehörte, ſeit ich in Berlin lebe, in den letzten Jahren ihres Lebens zu meinem und meiner Familie anziehendſten Umgange. Man fand in ihrem Hauſe die bedeutendſten Männer, und ihr geſelliger Kreis war jederzeit lebhaft und intereſſant.

Bettina von Arnim

Mit Bettina von Arnim war mein Umgang ganz anderer Art. Clemens Brentano, ihr Bruder, war einer meiner erſten Bekannten in Deutſchland; Achim v. Arnim lernte ich mehrere Jahre vor meiner Verheiratung bei meinem Schwiegervater kennen, und als eben verheiratet erſchien er mit ſeiner Frau 1811 in Halle. Es gab vorübergehende Epochen in meinem Leben, in denen mein Umgang mit ihr nicht ohne geiſtige Bedeutung war. Ihre reiche, höchſt eigentümliche, ſeltſame, aber zügelloſe Phantaſie riß mich hin, ich konnte mich ihr dann völlig hingeben, wir gelangten gemeinſchaftlich in wunderbare Regionen, und ich erwachte aus einem ſolchen Geſpräche, wie aus einem leichten anmutigen Traume. Blitzähnliche Gedanken fuhren während des Traumes durch meine Seele, wanden ſich aus den mancherlei wechſelnden bunten Geſtalten hervor und erhielten ſich wohl auch in der permanenten Form des Begriffs nach dem Erwachen. Seit ſie Schriftſtellerin geworden, haben dieſe geiſtigen Mitteilungen aufgehört, unſere Lebensanſichten ſind zu abweichend. Was als Traum einen Reiz für mich hatte, vermochte ich als ein geſchichtliches Erwachen nicht

feſtzuhalten; aber wie genußreich mir jene früheren Stunden geweſen ſind, habe ich nicht vergeſſen.

Fouqué

Unter den Schriftſtellerinnen, die mir ſonſt bekannt wurden, nenne ich die Frau des de la Motte Fouqué. Den Mann hatte ich kurz nach dem Kriege kennen gelernt. Er hatte die Gewohnheit, ſchnell eine vertraute Stellung einzunehmen, und als ich ihn einſt in einer größern Geſellſchaft bei meinem Freunde H. Meyer zum erſten Male ſah, zog er mich während eines Geſprächs über allerlei Gegenſtände nach einem Fenſter hin. Eine meiner Äußerungen gefiel ihm, und ich ward nicht wenig überraſcht, als ich ihn ausrufen hörte: „Steffens, dies iſt wie aus meiner Seele geſprochen, wir müſſen näher miteinander bekannt werden"; er umarmte mich und begrüßte mich mit einem vertraulichen Du. Und ſo hatte ich ſchon tief in den fünfziger Jahren auf alte jugendliche Weiſe plötzlich einen vertrauten Freund erhalten. Ich habe nie ohne Wehmut an die letzte traurige Lebenszeit dieſes Dichters, der doch einſt einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, denken können. Seine erſte Frau ſchenkte mir das Vertrauen, in ſchriftſtelleriſchen Angelegenheiten ſich an mich zu wenden. Unglücklicherweiſe blieb ich mit ihrer Tätigkeit in dieſer Richtung völlig unbekannt und habe mir in der Tat hierin eine Rückſichtsloſigkeit vorzuwerfen, die ich kaum zu verteidigen vermag.

Charlotte Stieglitz

In den erſten Jahren in Berlin lebte ich in näherem geſelligen Umgange nicht allein mit Rahel und Bettina, ſondern auch mit der unglücklichen Stieglitz. Sie war öfter in meinem Hauſe und ſchien geneigt, mir ein immer größeres Vertrauen zu ſchenken. Sie war anmutig und höchſt liebenswürdig; meiner Überzeugung

nach war ſie geboren, eine ſchlichte häusliche Frau zu ſein, und hätte ſie ihre übrigen Talente auf eine naturgemäße und unbefangene Weiſe mit der anmutigen Erſcheinung verbunden, ſo würde ſie zu den lieblichſten, ja innerhalb ihrer naturgemäßen Grenzen zu den bedeutenderen Frauen gehört haben; eine verſchwimmende dichteriſche Richtung der Zeit hatte ſie völlig fanatiſch irre geleitet. Sie wollte nicht einen Poeten, ſondern die Poeſie heiraten, und bis dieſe ihr perſönlich erſchien, blieb ſie unglücklich und fühlte ſich von aller Welt verlaſſen. Kurz vor der ſchrecklichen Kataſtrophe war es, als wenn ihr eine Beichte, die ſie zu drücken ſchien, auf den Lippen ſchwebte. Wie bedauerte ich, daß ſie nicht abgelegt wurde! Eine Badereiſe, von der ſie mit getäuſchten Hoffnungen zurückkam, ſchien ſie zur Verzweiflung gebracht zu haben. Ich habe es, wie früher öfter auch hier, auf die traurigſte Weiſe erlebt, wie Gedanken und Vorſtellungen, mit welchen Männer ein mehr oder weniger gefährliches Spiel treiben, in den weiblichen Seelen ſich nur zu ernſthaft fixieren und in einer verzehrenden Geſtalt ihr ganzes Weſen verſchlingen. So werden Frauen am leichteſten religiös-fanatiſch und die grauenhafteſten Ausſchweifungen des religiöſen Wahnſinnes zeigten ſich öfters bei dieſen.

Allerdings war der Selbſtmord von merkwürdigen Umſtänden begleitet. Die unglückliche Frau hatte ſich des Abends in der Abweſenheit des Mannes erdolcht. Sie hatte die Dienſtmagd zu entfernen gewußt, und alle Anſtalten, um dem Tode einen heitern, ja ſchönen Anſtrich zu erteilen, waren mit vieler Beſonnenheit getroffen. Sie hatte mit eigenen Händen ihr Bett reinlich zubereitet; in weißem feſtlichem Gewande legte ſie ſich hin, ein Dolch, der zum tragiſchen Spiel von den verirrten Eheleuten oft gebraucht wurde, endete ihr Leben; der Stoß war offenbar mit feſter Hand geführt, er war tief und ſicher tötend; ſie hatte nach

dem Stoß alles getan, um die Verblutung völlig nach innen zu leiten, hatte den Dolch aus der Wunde gezogen und den unglaublichen Mut gehabt, dieſe, ſo lange ihr die Kraft übrig blieb, zu verſtopfen. Nur wenige Blutstropfen fanden ſich vor. So lag die junge ſchöne Leiche feſtlich geſchmückt im reinlichen Bette; ſo ſah ich ſie früh am andern Morgen. Das Bild wird nie aus meinem Gedächtnis verſchwinden.

Ich erſchrak aber nicht wenig, als ich die Äußerung der hinzuſtrömenden Freunde um mich her laut werden hörte. Der traurige Selbſtmord ward als eine weibliche Römertat bewundert. — Kann eine Tat, die wohl begreiflich iſt, aus dem ganzen Leben einer frühern geſchichtlichen Epoche willkürlich in eine ſpätere, ganz anders geſtaltete, verſetzt werden? und muß, was von allen Lebensverhältniſſen getragen wird und ſeine Bedeutung erhält, in einer chriſtlichen Zeit nicht völlig bedeutungslos, krankhaft, ja wahnſinnig erſcheinen? Es iſt bekannt, daß der Wahnſinn die Beſonnenheit nicht ausſchließt, nicht ſelten ſind die Beiſpiele von verſtändiger Vorbereitung zu einer wahnſinnigen Tat; ja der Seelenkranke zeigt oft Beweiſe von bewunderungswürdigem Scharfſinn; der Verſtand verſchwindet nicht, er wird dann mit allen ſeinen Kräften von der ſtarren Richtung des Wahnſinnes in Anſpruch genommen.

Frauenfrage

Es iſt oft die Frage geweſen, inwiefern die höchſte geiſtige Entwickelung des Geſchlechts dem weiblichen Teil desſelben zugänglich ſein ſolle oder nicht. Dieſe Frage zu beantworten iſt nicht ſchwierig. Die Frauen auszuſchließen von dem, wozu nicht ſelten die Eigentümlichkeit ihrer Perſon ſie drängt, und gewaltiger oft als die Männer, wäre höchſt tadelnswert, wie eine jede aus abſtrakter Reflektion entſtandene Ausſchließung. Wenn man frägt,

ob die Frauen einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Geſellſchaft gehabt haben, ſo wäre es höchſt töricht, es leugnen zu wollen: aber dieſer wichtige Einfluß beſchränkt ſich auf die Familie und den geſelligen Umgang. Durch den letztern wird der Familienkreis erweitert und Männer wie Frauen in dieſen hineingezogen. Die ſtille Gewalt der weiblichen Perſönlichkeit wird dann ihrer Natur gemäß entwickelt, das Geheimnis der Weiblichkeit, das Höchſte, Tiefſte und Unergründlichſte, erſcheint, ohne verraten zu werden. Eine andere Frage iſt, ob die Frauen unbedingt öffentlich, ob ſie als Schauſpielerinnen und als Schriftſtellerinnen hervortreten dürfen. Dieſe Frage iſt oft genug bald ſo, bald anders behandelt. Alle allgemeinen Fragen der Art, wenn ſie in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt und beantwortet werden, führen zu einem ſchiefen Reſultat. — Freilich, wenn unterſucht wird, ob in dem ganzen Gange der Geſchichte die Schriften der Frauen ein weſentliches Moment für die Entwickelung des Geſchlechts gebildet haben, dürfte die Antwort ſelbſt etwas zweifelhaft ausfallen. Frauen ſind, wenn von geiſtiger Auffaſſung die Rede iſt, reflektionslos, und ohne Reflektion findet keine geordnete geſchichtliche Entwickelung ſtatt. Daher iſt ihr Einfluß auf die Literatur zwar zuweilen groß, aber vorübergehend, und in unſern Tagen, wo alles ſich berührt und erweitert, darf man wohl behaupten, daß die Schriftſtellerei der Frauen dem geſelligen Geſpräche immer verwandter wird. Ich beſinne mich vergebens auf eine Schriftſtellerin, die durch ihre Schriften (und es waren immer nur dichteriſche) einen bleibenden Ruf für alle Zeit erworben hätte. Mir ſchwebt nur die einzige Sappho vor. Die ſogenannten gelehrten Frauen ſpielten immer eine untergeordnete Rolle. Daß die überhandnehmende Schriftſtellerei der Frauen in unſern Tagen keineswegs wünſchenswert ſei, wird ein jeder geſtehen. Einige freilich zeigen ein ſchönes Talent, beſonders wo es darauf an-

kömmt, Szenen, die durch Verwickelung hervorgerufen ſind, einfach darzuſtellen; häusliche Begebenheiten, wie ſie erſcheinen, klar aufzufaſſen, die Umgebung der Natur und der Menſchen zu gruppieren. Wir möchten Schriften der Art, wie die der Friederike Bremer, der Memoiren ſchreibenden Franzöſinnen, und vor allen die Schriften der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle, ſelbſt bei dieſer geſchichtlichen Betrachtung nicht entbehren, wenngleich die Verſuche höherer geiſtiger Auffaſſung weniger gelungen genannt werden müſſen.

Naturwiſſenſchaft und Myſtik

Die Naturwiſſenſchaft iſt recht eigentlich ein neues Organ der Geſchichte geworden, mit ihr erhielt das Geſchlecht eine eigene Aufgabe, die es ſelbſtändig zu löſen berufen war. Alle Wiſſenſchaft war, wie ſie früher erſchien, mehr oder weniger Reminiszenz, ſie lebte in der großen alten klaſſiſchen Zeit und hatte noch keine mächtige, alle Geiſter durchdringende eigene Gegenwart erhalten. Ja dasjenige, durch welches der Menſch ſeine innere geiſtige Selbſtändigkeit äußert und Perſon wird, die Sprache, gehörte der alten Zeit zu; die eigene blieb eine geiſtig untergeordnete. Aber ſelbſt dieſe neue Aufgabe der Zeit, obgleich eine eigene, mußte ſich erſt in der ſtrengen Zucht ausbilden. Der erwachte Geiſt bewegte ſich, aber mit ſeiner Erde, die er bewohnte, in all ſeinem Erkennen, inſofern dieſes eine Zukunft entwickeln ſollte, nur mit ihr. Aus einer naturwiſſenſchaftlichen Beobachtung entſprang durch Kopernikus dieſe neue Richtung. Sie war durch die inneren Widerſprüche, die den Tod einer überlieferten Lehre herbeiführten, vorbereitet, eingeleitet, und das Alte ſtarb nur durch die Gewalt des Neuen, welches ſich immer mächtiger und herrſchender ausſprach. Newton hätte ohne Kepler, dieſer ohne Kopernikus ſich nicht entwickeln können. Drei Jahrhunderte fan-

den durch Kopernikus eine neue geiſtige Beſchäftigung, die noch immer alle Geiſter bewegt. Faſt hundert Jahre waren ſeit der erſten großen Beobachtung verfloſſen, ehe ſie in die allgemeine Geſchichte hineintrat und eine neue Zeit ſchuf. Dann aber zeigte ſie ihre Gewalt nach allen Richtungen. Kepler verfolgte die kosmiſche, Galiläi ward, von dieſer Beobachtung ausgehend, der erſte beobachtende experimentale Phyſiker, mit ihm Gilbert, deſſen experimentierende Richtung nicht zur Reife kam, weil er der tieferen, inneren Bewegung der Dinge, durch welche ſie ſich anziehen und abſtoßen, nachſpürte, die klarer aufzufaſſen und in ihrem bis in das Innerſte dringenden allſeitigen Umfang feſter zu beſtimmen die Aufgabe einer ſpätern Zeit ward. Dunkler noch, aber dennoch auf eine geiſtig lebendige Zukunft hindeutend, drang die Anſicht des Kopernikus in die tiefſte Philoſophie hinein durch Jordanus Brunus, und dieſer ward der erſte Märtyrer eines Erkennens, welches in ſeinem myſtiſch-religiöſen Kleide ſelbſt das tiefſte Chriſtentum bewegte, durch Jakob Böhme.

Das herrſchende Prinzip, das innerſte, blieb aber das kosmiſche. Wir werden bei einer jeden Betrachtung rein aus uns ſelber hinaus verwieſen, der Maſſe und ihren Geſetzen unterworfen, einer äußern Unendlichkeit preisgegeben. Dieſe offenbart nur eine Geſetzmäßigkeit, deren Geſetz fortdauernd verborgen bleibt. Wenn wir von einer uns fremden Unendlichkeit abhängig ſind, ja in ihr untergehen, werden alle Dinge nicht in ſich, ſondern nur in ihren äußeren Verhältniſſen gegeneinander erkannt, und die ſcharfe Auffaſſung dieſer Verhältniſſe, die exakte Phyſik, bildete die ſtrenge mathematiſche Logik; die einzig mögliche wiſſenſchaftliche Konſequenz für die Naturbetrachtung war die Mathematik.

Aber dieſer mathematiſchen Richtung der Phyſik gegenüber erhielt die Betrachtung der Organiſation, die alle Mathematik ausſchließt, in der Geſchichte einen immer größern Umfang; der Be-

griff organiſcher Einheit aller lebendigen Formen wird immer mächtiger und verſpricht neben der Gravitationslehre die ihr gebührende geſchichtliche Stelle einzunehmen. Dieſe Anſicht des allumfaſſenden Lebens war es, die meine Jugend, ja meine Kindheit beherrſchte. Was ein nicht zu durchdringendes Gefühl ahnungs- und ſehnſuchtsvoll ſuchte, war nicht irgendeine bloß äußerliche Beziehung der Natur, ſondern jene innere geiſtige Einheit in allem, daher war mir das Geringſte ſo lieb, daher war mir das kleinſte Gras eben in ſeiner beſtimmten Form ſo viel wert und trat mit dem unbedeutendſten Inſekte in ein inneres, ich möchte ſagen perſönliches Verhältnis. Dunkel ſchwebte mir dieſes bei allen meinen Studien vor, und indem ich fremde Anſichten aufnahm und teilte, kehrte ich dennoch immer von neuem zu dem zurück, was freilich lange nur freie Phantaſie, eine mehr dichteriſche als wiſſenſchaftliche Bedeutung hatte. Was Schelling mir ward, iſt bekannt, ja ein Hauptthema meiner Lebenserinnerungen iſt eben dieſer Trieb, der mich zu Schelling führte und meinem Leben ſeine eigene Bedeutung gab. Mir aber iſt das, was ich Naturphiloſophie nenne, nichts anderes als die Überzeugung, daß eine organiſche Konſequenz ſich in der Geſchichte ausbilden will, eine ſolche, die in allem, was Gegenſtand der Forſchung iſt, ein Eigenes, ſich aus ſich ſelbſt Entwickelndes anerkennt und durch dieſe Anerkennung erſt ſeine Bedeutung für das Ganze zu faſſen vermag.

Sektierer

Als ich in Kopenhagen 1803—1804 meine Vorträge hielt, erfuhr ich nun zu meinem Erſtaunen, daß eine Klaſſe von Menſchen auch dort lebte, deren Daſein mir vollkommen unbekannt war. Es waren die Roſenkreuzer, entſchiedene Swedenborgianer und ſolche, die an den Verbindungen beider teilnahmen. Einige

waren wohl auch myſtiſche Freimaurer; es waren Männer aus allen Ständen, doch meiſt ſolche, die in untergeordneten Verhältniſſen lebten: einige ohne alle gelehrte Bildung; viele, durch fortdauernde Beſchäftigung mit einem hohen Gegenſtande entwickelt, zeichneten ſich durch eine edlere Sprache, ja ſelbſt durch klare Darſtellung und einfache Auffaſſung einzelner Ideen auf eine Weiſe aus, die mich nicht ſelten in Erſtaunen ſetzte, aber ihre ganze Anſicht war mir doch durchaus fremd. Aus der klaren Darſtellung vereinzelter Verhältniſſe, die mich anzogen, fielen ſie plötzlich in ein grundloſes myſtiſches Dunkel, in welchem ich mich durchaus nicht zurechtfinden konnte. Überhaupt haben alle in geheimen Geſellſchaften vereinigte myſtiſche Sekten von jeher für mich etwas Zurückſtoßendes, Unheimliches, Geſpenſterhaftes gehabt, ſo wie alles verborgene Abſchließen meiner Natur entſchieden zuwider war. Wer meine Schriften kennt, weiß, wie ſelbſt diejenige Geſellſchaft, die ſich entſchieden an die Denkweiſe der Zeit anſchloß, die Freimaurerei, von mir bekämpft wurde. Fanden es doch ſogar vier ausgezeichnete Freimaurer, als Repräſentanten verſchiedener Logen, von vier verſchiedenen Geſichtspunkten aus notwendig, vereinigt mich zu widerlegen. Die Roſenkreuzer nun, die mich in Kopenhagen aufſuchten, erkannten bald, wie unverſtändlich ſie mir waren, wenngleich einige durch einzelne Äußerungen mich anzogen und einen poſitiveren Grund ahnen ließen. Mehrere kamen nach dem erſten Beſuche nicht wieder; einige wollten die Hoffnung, mich zu gewinnen, nicht ſobald aufgeben. Nach und nach verſchwanden ſie aber alle. Mein Umgang mit dieſen Männern hat gar keine Spur eines geiſtigen Einfluſſes auf mich hinterlaſſen.

Als ich aber nach Halle kam, fand ſich unter meinen Zuhörern ein ſeltſamer Menſch, der in der Tat eine Rolle in meinem Leben geſpielt hat. In den glücklichen Jahren 1805 und 1806,

vor dem Kriege, ſtudierte in Halle ein gewiſſer J., der Sohn eines Grobſchmiedes. Er hatte ſchon im höhern Alter angefangen zu ſtudieren und zeichnete ſich durch eine entſchiedene myſtiſch religiöſe Richtung aus. Jakob Böhme und Paracelſus, früher ſo unbedingt verworfen und verachtet, wurden wieder aufgeſucht, geſchätzt. Die Jugend erfuhr, daß der Myſtizismus eine bedeutende und tiefe Rolle in der Geſchichte der geiſtigen Entwickelung des Geſchlechts geſpielt habe. Es waren eben die tiefſinnigſten Philoſophen, die ihre geheime Verwandtſchaft mit den Myſtikern nicht zu verleugnen vermochten. Leibniz, wie ſpäter Leſſing, hatte, wie jetzt die Jünglinge vernahmen, mit Achtung von dem Schuſter Jakob Böhme geſprochen. In der geiſtig aufgeregten Stimmung, in welcher man damals lebte, war es wohl zu erwarten, daß eben die bedeutendſten jungen Männer ſich freuten, mit einem aus ſich ſelbſt herausgebildeten urſprünglichen Exemplar eines Myſtikers in nähere Berührung zu treten. Irre ich nicht, ſo war Marwitz derjenige, der zuerſt auf ihn aufmerkſam machte; er hatte ihn ſchon in Berlin als Schüler auf dem Gymnaſium kennen gelernt.

J. war in der Tat ein ſeltſamer Menſch, er lebte in der tiefſten Armut und wurde von ſeinen Freunden erhalten. Auf die Art ſeines Myſtizismus, die doch zum Teil aus den Anſichten der Naturphiloſophie, verbunden mit einigen Lehren früherer Myſtiker, entſtanden war und ſich fortbildete durch eigene Grübeleien, tiefer einzugehen, halte ich für überflüſſig; auch würde ich kaum fähig ſein, eine ausführliche Darſtellung zu geben. Manches, was ich von ihm hörte, ſtimmte mit dem, was mir von Kopenhagen aus bekannt war, überein; ich ſelbſt war von dem eigenen Denken zu gewaltſam ergriffen, um mit Aufmerkſamkeit ein fremdes Grübeln zu verfolgen. Aber der Einfluß, den er auf meine beſten Zuhörer ausübte, zog doch meine Auf-

merkſamkeit auf ihn. Daß er ſich ſo unbefangen ernähren ließ, ſchien mir allerdings etwas verdächtig, aber ich wagte kein hartes Urteil über ihn zu fällen, und etwas Urſprüngliches, welches ihn in geiſtige Bewegung ſetzte, glaubte ich anerkennen und achten zu müſſen. Als die Studierenden durch den Krieg zerſprengt wurden, verlor er die Unterſtützung der abgegangenen Freunde, aber einen hatte er ganz für ſich gewonnen. Es war ein in der Tat merkwürdiger junger Mann, der Sohn eines reichen Schulzen aus Schleſien. Dieſer hatte, von ſeiner frühen Jugend an, aus beſonderer Neigung ſich mit der Geographie beſchäftigt, zeichnete ſich beſonders durch ſeine Kartenkenntnis aus und beſaß eine ſehr ſchätzbare Sammlung. Seine treue Anhänglichkeit an J. bewunderte ich. J. lebte während der franzöſiſchen Herrſchaft in Halle von ſeinem Freunde unterſtützt; aber dieſe Unterſtützung reichte keineswegs hin; wirklich verſchwand eine jede Summe, die man ihm ſchenkte, mit unglaublicher Schnelligkeit. Ich hörte lange nichts von ihm.

Während der ſchönen Zeit, als er in der Mitte meiner Zuhörer lebte, ſah ich ihn kaum. Ich hatte eine natürliche Abneigung gegen alle Fanatiker; auch nachdem ich unter der weſtfäliſchen Herrſchaft nach Halle zurückgekehrt war, blieb er mir lange unſichtbar; endlich erſchien er, im hohen Grade aufgeregt. „Ich werde verfolgt," ſagte er, „mein Leben iſt in Gefahr, ich bitte um Ihren Schutz." Ich konnte dieſe Gefahr nicht begreifen; man war damals in Halle völlig tolerant, die franzöſiſche Herrſchaft würde einen jeden, wie abſonderlich ſeine religiöſen Anſichten auch ſein mochten, beſchützt haben. „Wenden Sie ſich an die Obrigkeit," antwortete ich ihm, „einer ernſthaften Gefahr können Sie kaum unterworfen ſein." Nun erfuhr ich folgende Geſchichte, die freilich beweiſt, bis zu welchem Grade ſein Fanatismus geſtiegen war. Er war in Verhältniſſe geraten, die von

Rechts wegen in ſeiner nächſten Umgebung zu einem großen Ärgernis Veranlaſſung geben mußten. Er wohnte bei einem armen Bürger, der ſich in der blühenden Zeit der Univerſität als Studentenaufwärter ernährt hatte, jetzt aber, da wenige Studenten da waren, und unter dieſen eine große Armut herrſchte, in Not war. Die Frau dieſes Mannes war nicht mehr jung — ſie hatte einige Kinder —, ſie war höchſt gemein, ja, wie ich ſie ſpäter leider kennen lernte, widerwärtig. Nun hatte ſich ein, freilich ſehr kleiner Kreis geringer Bürger um J. verſammelt. Es entſtand eine Art Gemeinde, deſſen Mittelpunkt und Oberhaupt er war. Von welcher Art dieſe Gemeinde war, weiß ich nicht, denn ich hütete mich wohl, ihr nahezutreten. Er hatte ſich indeſſen eine große Gewalt über dieſelbe zu erwerben gewußt, ſeinen armen Wirt beherrſchte er ganz. Dieſem wußte er nun das Verhältnis zu ſeiner Frau als ein höchſt ſündhaftes, ja verdammliches darzuſtellen; zur Rettung ſeiner Seele müſſe er die Ehe trennen. Der Mann ſchied ſich daher von ſeiner Frau, und J. heiratete ſie, indem er in einer Verſammlung ſeiner Anhänger ſelbſt die Trauung verrichtete. „Du warſt", ſo redete er das Weib an, „bis jetzt eine Frau für die Welt, aber eine H... für Gott, von jetzt an ſollſt du in der Welt für eine H... gelten, aber in Gottes Augen eine rechte Frau ſein." — Daß ein ſolches widerwärtiges Verhältnis, wenigſtens in ſeiner nächſten Umgebung, nicht verborgen bleiben konnte, war zu erwarten. Viele zogen ſich zurück, wohl auch einige Mitglieder ſeiner Gemeinde. J. ſelbſt war völlig unfähig, irgend etwas für den Erwerb zu unternehmen. Armut, Schmutz und Gemeinheit herrſchten nun in dem Kreiſe, mancher verachtete, einige haßten ihn wohl, und es war nicht unwahrſcheinlich, daß er körperlichen Mißhandlungen ausgeſetzt war. Die derbe unverdorbene Denkweiſe greift bei ſolchen Gelegenheiten zu fühlbaren Argumenten, die man kaum zu tadeln wagt.

Indeſſen hatte J. gewußt, einen jungen Mann, einen Theologen, ebenfalls zu gewinnen. Welche wunderbar anſteckende Gewalt in krankhaften religiöſen Anſichten herrſchen kann, zeigte ſich nun auch hier. Der junge Mann hatte eine Braut in Berlin, er wanderte mit ihr von da nach Halle, um ſich von J. trauen zu laſſen.

Ein furchtbar widerſtrebendes Gefühl durchdrang mich, als ich dieſen aus wahnſinniger Theologie, mißverſtandenen Philoſophemen, aus ſittlicher Gemeinheit, Schmutz und Armut zuſammengewobenen Fanatismus entdeckte; es war ein Ekel, der mich auch phyſiſch angriff, und es ſchien mir völlig unbegreiflich, wie ein ſolcher Menſch jemals irgendeinen Einfluß auf edlere Geiſter hatte ausüben können. Ja ſelbſt auf meine eigene Tätigkeit, wie ſie in der glücklichen Zeit ſo heiter und lichtvoll erſchien, warf ſich durch dieſe Nachbarſchaft ein finſtrer Schatten, der mich mit Angſt erfüllte.

Berlin

Berlin war von jeher eine kritiſche Stadt, eine jede höhere Bildung befolgte dieſe Richtung. Das nihil admirari iſt nirgends ſo entſchieden ausgebildet, wie hier; eine jede geiſtvolle Produktivität, ein jeder geiſtig anziehende Genuß wird vorläufig abgewieſen; man findet in der Hingebung etwas Knechtiſches, der Selbſtändigkeit des Mannes Unwürdiges; und ſelbſt eine beſchränkende Religioſität, wo ſie erwacht, wird ausſchließend doktrinär, richtend. Hegel konnte vielleicht in ganz Deutſchland keine Stadt finden, die ihm für die Ausbildung ſeines Syſtems günſtiger war. Ein allgemein kritiſcher Sinn hebt die ſelbſtändige Stellung vor allen hervor; der Genuß, der aus einer mittelbar bewundernden Hingebung entſpringt, ſtumpft ſie dahingegen ab, und der Gegenſatz zwiſchen Wien und Berlin iſt eben, indem

man beide Städte in dieſer Beziehung miteinander verglich, ſprichwörtlich geworden. Die Herrſchaft über die Geiſter, die Berlin ſeit Friedrich des Zweiten Regierung zu erringen anfing, die allerdings während einer traurigen Mittelepoche nach dem Tode des großen Königs erſchlaffte, ja ganz unterzugehen ſchien, gründet ſich auf dieſe Eigentümlichkeit. So ſehr dieſes geiſtige Übergewicht Berlins beſonders im ſüdlichen Deutſchland angefeindet wird, ſo liegt doch in der Art dieſer Anfeindung ſelbſt die unwillige Anerkennung verborgen; aber eben daher findet eine Duldung untergeordneter Art hier in einem höhern Grade ſtatt, als in irgendeiner andern größern Stadt Europas. Das ſtark hervortretende Bewußtſein des eigenen Wertes gibt den ſichern Maßſtab des Urteils in jeder Richtung. Nicht allein bei der Univerſität, ebenſo bei den verſchiedenen Behörden hat ſich dieſe ſchlechthin richtende Geſinnung hart ausgebildet, und wie die preußiſchen Beamten in den der Monarchie in neueren Zeiten hinzugefügten Provinzen erſchienen ſind, iſt allgemein bekannt. Eine ſolche entſchiedene Sicherheit des Urteils iſt weit von einer eigentlichen Anerkennung entfernt. Sie ſieht auf eine fremde Eigentümlichkeit, die jenſeit des richtenden Maßſtabes liegt, mit einer Art Mitleid herab; ihre Ohnmacht iſt evident, und ſo läßt man ſie in ihrer Schwäche gewähren.

Aber ein ſolches Übergewicht des Kritiſchen, eine ſolche nationale Zentraliſation des Geiſtes iſt in der tiefern geſchichtlichen Entwickelung dennoch nur relativ. In dem Fortgange des Geſchlechts liegen die Quellen der fortdauernden Produktion, und die Kritik würde allen Sinn verlieren, wenn ſie verſiegten. Das eben macht Berlin ſo intereſſant. Wie ſtille Gemeinden bilden ſich hier enge geiſtige Kreiſe ganz eigentümlicher Art, der, wie es ſcheint, alles verſchlingenden Kritik gegenüber. Sie ſind in ſich geſichert, denn der Feind glaubt gar nicht an ihre eigentliche poſitive Exiſtenz.

Die Gründe, aus welchen ſie hervorquellen, ſind ihm unbekannt, und er ahndet nicht, wie ſtark bewaffnet und mächtig ſie werden können. Es iſt in der Tat auffallend, in welcher beſtändigen fruchtbaren geiſtigen Gärung Berlin dadurch erhalten wird. Während Paris ſich ein halbes Jahrhundert hindurch von wenigen politiſchen Begriffen, bald ſo, bald anders modifiziert, bewegen ließ, und alle vorübergehende Ordnung aus einem praktiſchen Geſchick, mit welchem ein Gegebenes mit Präziſion aufgenommen und exakt beſtimmt ward, entſprang, regte ſich bei uns die innerſte geiſtige Mannigfaltigkeit in großer Freiheit und Bedeutung, unter einer, wie es ſchien, alles unterdrückenden Zucht eines ſtarren, anſcheinend unüberwindlichen Formalismus. Die militäriſche Disziplin der Hegelſchen Philoſophie vermochte dieſe Freiheit des Geiſtes ebenſowenig zu unterdrücken, wie die Wachtparade den lebendigen freien kriegeriſchen Sinn. Dadurch erhält Berlin für denjenigen, der ſich in dieſe Stadt innerlich hineingelebt hat, einen ſo großen, ja unwiderſtehlichen Reiz. Die Natur der Umgebung hat nichts Lockendes, die mannigfaltigen Quellen äußerer Beluſtigungen und die leichte Zugänglichkeit zu mancherlei zerſtreuenden Genüſſen bieten ſich nirgends dürftiger dar, als in Berlin. Erſt in der neueſten Zeit ſcheint ein äußerlich bewegteres Leben ſich geſtalten zu wollen: aber die Stadt hat ihren lacedämoniſchen Charakter unter den europäiſchen Hauptſtädten nie ganz verloren. Nur dadurch iſt ſie auf eine bedeutende Weiſe davon verſchieden, daß ſie bei ihrer ſtrengen äußern Kälte eine innere athenienſiſche Glut bewahrt.

Ein Fremder, der nach Berlin kommt, begreift nicht, wie man, ohne durch zwingende Verhältniſſe gebunden zu ſein, ſich zu einem längeren Aufenthalte in Berlin entſchließen kann: und dennoch leben hier ſo viele, die auf immer gefeſſelt ſind von Berlin, wie die Künſtler von Rom und der Weltmann von Paris. Ich ge-

ſtehe, daß ich mich höchſt unglücklich fühlen würde, wenn ich auf meine alten Tage genötigt ſein ſollte, meinem Aufenthalte in Berlin ganz zu entſagen, obgleich das Bedürfnis, mich jährlich auf eine längere Zeit in ſtiller Einſamkeit in eine liebliche Gegend zurückzuziehen, immer heftiger, ja unwiderſtehlicher wird.

Was mir am meiſten gefällt, ja was ich bewundere, iſt die Ruhe, mit welcher die Stadt im allgemeinen alle Angriffe erduldet. In keiner Hauptſtadt bilden ſich ſo unangefochten Kreiſe, die es unbefangen geſtehen, daß es ein Unglück ſei, in dieſer kalten und von Gott und Menſchen verlaſſenen Natur zu leben. Dichter verſchmähen es nicht, ſich alle Mittel eines bequemen Lebens von hier aus zu verſchaffen, mit der Beute davonzueilen und in leichten Verſen Menſchen und Gegend zu ſchmähen. Was anderswo einen heftigen Zorn erzeugen würde, wird hier belächelt. Man vergleiche nur die leidenſchaftliche Erbitterung gegen Berlin, die ſich nicht ſelten in Süddeutſchland auch öffentlich Luft macht, mit der ſtolzen Gleichgültigkeit der Berliner, die etwas Verletzendes hat und die Erbitterung begreiflich machen würde, wenn nicht aus der Mitte der Einwohner ſelbſt ſich nicht ſelten eine Zuſtimmung hören ließe, ſo daß es als etwas geiſtig Vornehmes gilt, mit allen ſeinen Wünſchen in ſüdlichern Gegenden zu leben und Klagen laut werden zu laſſen, die den Ovidiſchen aus dem Lande der Geten nur zu ähnlich ſind.

Königtum

Ein geſchichtlich grübelnder Menſch, deſſen Anſichten der Gegenwart und Hoffnungen für die Zukunft ihm Religion geworden ſind, wird, wenn er das ſeltene Glück hat, einem zukünftigen Herrſcher nahezutreten, tief ergriffen; ein königliches Daſein iſt jederzeit mit der Geſchichte der Gegenwart nicht bloß äußerlich verflochten, ſondern innerlich identifiziert. Es gibt kein allgemeines

Verhältnis des Volkes, welches uns erlaubte, von der Persönlichkeit des Herrschers zu abstrahieren; und welche eigentümliche Richtung diese auch ausdrücken mag, immer bewegt sich in ihr ein Größeres, Allgemeineres, so daß derjenige Herrscher, von dem man imstande wäre, dieses zu leugnen, bis zu einem bedauerlichen Grade geistiger Schwäche herabgesunken sein müßte. Selbst in solchen Staaten, wie in Frankreich, wo man einen König gewählt zu haben scheint, um etwas zu haben, woran man sich mit Bequemlichkeit reiben könne, um auf die lustigste Weise eine Tugend zeigen zu können, die man Freimütigkeit nennt, nur daß ihr das eine notwendige Element, um eine solche zu sein, völlig entgeht, nämlich die mit ihren Äußerungen verbundene Gefahr. In einem Staate, in welchem der umgekehrte Fetischismus der modernen Barbarei die lebendige Persönlichkeit des Königs in einen toten steinernen Götzen verwandelt, wie die rohen Neger ihre Puppen in eine lebendige Persönlichkeit; die sie aber dann auch, je nachdem sie mit ihr zufrieden sind oder nicht, wie die Franzosen ihren König, anbeten oder mißhandeln; wo man einen König hat, der herrschen soll, ohne zu regieren, und damit er in einen bloßen Götzen verwandelt werde, da sein soll, ohne tätig zu sein — selbst in einem solchen Staate drängt sich das Einzelne und Zerstreute in der Form einer das Ganze umfassenden Allgemeinheit an die beschränkte Persönlichkeit und lenkt unsichtbar die Bewegungen aller Organe des Staats, selbst der nächsten, wider ihren Willen.

Man behauptet, eine reine Monarchie sei deswegen eine geringere Regierungsform, weil sie in Despotie ausarten könne. Ist denn wirklich eine orientalische Tyrannei, ausgeübt durch einen europäischen Herrscher, als die Tat eines einzelnen denkbar? Stirbt nicht der despotische Gedanke einem starken, Gerechtigkeit und Ordnung liebenden Volke gegenüber in seiner Geburt, und beweist nicht dieses die Geschichte aller neuern Zeiten? Allerdings

ſind auch die Revolutionen nicht bloß aus der Willkür zu deuten, die Macht einer ſinnlichen Majorität und die Ohnmacht der königlichen Gewalt ſind Symptome derſelben Krankheit eines unglücklichen Volks. Gibt es irgend etwas geiſtig Unſichtbares, ſo iſt es die Volksmacht, die in der Einheit der königlichen Perſon ihren wahren Repräſentanten findet. Sie ſtellt die ſchlanke Perſönlichkeit dar, die frei den Blick zum Himmel wendet, in fröhlicher Geſundheit jedem Gliede, ja jeder Faſer ihre naturgemäße Bildung und Bewegung gönnt. Ein ſolches Königtum, ſagt ihr, ſei ein Traum, eine ſolche Perſönlichkeit keine menſchliche, ſondern eine göttliche. Aber wie das, was wir Gewiſſen nennen, hat es nur irgendeine Bedeutung, nicht an unſeren ſinnlichen Handlungen einen Maßſtab findet, ſondern nur an der Idee der Sittlichkeit, die nie in ihrer Reinheit zu erſcheinen vermag; wie das Edle und Hohe in der Kunſt nur erreicht werden kann, wo der Künſtler durchdrungen iſt und in einem Höheren lebt, als er je durch Wort oder Geſtalt darzuſtellen vermag: ſo gibt es kein chriſtliches Volk, welches jemals zu Macht und geiſtiger Größe gelangen kann, wenn es nicht das Heiligſte und Höchſte hervorzuheben und perſönlich zu geſtalten ſucht. Wird der König euer Knecht ſtatt Gottes, ſo iſt notwendig eure Freiheit mit ſeiner, der königlichen, verſchwunden.

Verhältnis zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm

Es war ein Glück für mich, daß mein Verhältnis zum Kronprinzen einen poſitiven und beſtimmten Inhalt hatte, in welchem ich, meiner Eigentümlichkeit nach, ihm gegenüber tätig hervorzutreten vermochte. Denn in der Tat, der Inhalt war eine Angelegenheit, die, obgleich innerhalb eines ſehr engen, ja wie es ſchien, geiſtig beſchränkten Kreiſes, dennoch als geſchichtliche Zukunft eine große und wichtige genannt werden mußte; eine An-

gelegenheit, die zugleich das Recht hatte, ſich als die allerperſönlichſte zu äußern, und eben dadurch in der reinſten Geſtalt erſchien. Wenn ſonſt ein perſönliches Verhältnis ſich in der Nähe eines hohen Herrn geltend machen will, ſo wird dadurch die Zuneigung gefährlich berührt und nicht ſelten getrübt: hier durfte die allerinnerſte Perſönlichkeit ſich unbefangen äußern, ohne dieſes zu befürchten. Ich trat eben in der hoffnungsloſeſten Zeit als der Repräſentant der verfolgten Lutheraner dem Kronprinzen gegenüber. Er iſt ernſthaft religiös erzogen. Wie der tiefe religiöſe Sinn eine chriſtliche Umgebung in ſeine Nähe zog, iſt allgemein bekannt und erregte nicht ſelten Furcht und Tadel. Daß ein beweglicher, lebhafter Prinz, ein Jüngling, der zu den Geiſtreichſten ſeiner Zeit und ſeines Landes gerechnet werden mußte, eine ſolche Richtung durch das bunte Hofleben hindurch nicht als ein Mittel zur Erreichung äußerer Zwecke, vielmehr als innere Geſinnung feſthielt, iſt in der Tat erſtaunenswert; denn dieſe Geſinnung hat das lebhafte Intereſſe für die mannigfaltigſten geiſtigen Richtungen nicht geſchwächt, vielmehr geſtärkt. Die Neigung für Wiſſenſchaft und Kunſt in allen Richtungen zeichnet ihn aus. Wo eine ſtarke, entſchiedene, geiſtige Eigentümlichkeit ſich in ſicherer Form ausſpricht, ſei ſie wiſſenſchaftlicher oder künſtlicher Art, da wird ſie von ihm nicht bloß anerkannt, nicht bloß geſchätzt, ihr wird zugleich gehuldigt, und ſie fühlt ſich in ihrem innerſten Weſen geehrt. So iſt er wie wenige andere Fürſten berufen, einem jeden Talente die Zuverſicht zu ſich ſelber zu ſchenken und es in ſeinem weiten Staate, ja in ganz Deutſchland fruchtbringend hervorzurufen. Er lebt im innern, verborgenen, geheimen Bunde mit allen keimenden Geiſtern der Zeit, und wo eine lebendige Produktion keimt, die eine reiche Zukunft verſpricht, da tritt die lichtvolle Atmoſphäre, in welcher ſie wachſen und gedeihen ſoll, als ſchützender Lebenshauch ihr entgegen. Dieſes

geiſtige Anerkennen, dieſe Achtung für eine jede wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Eigentümlichkeit war es beſonders, die mir für die Zukunft ſo vielverſprechend entgegentrat, und ſelbſt die überwiegende Neigung, ſowie das urſprüngliche ausgezeichnete Talent für die Kunſt ward mir ſehr bedeutungsvoll. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit wurden alle künſtleriſchen Gegenſtände aufgefaßt und in ihrer Eigentümlichkeit feſtgehalten. Ein hoher Herr muß oft in kurzer Zeit eine Maſſe von Gegenſtänden flüchtig, wie es ſcheint, überſehen. Nun waren eben künſtleriſche Gegenſtände ſolche, die ich in ſeiner Begleitung öfters zu betrachten Gelegenheit hatte, und ich war nicht wenig erſtaunt, wenn der Prinz nach langer Zeit mit der größten Genauigkeit uns darſtellte, was er, wie es ſchien, nur in einem ſchnell vorübergehenden Momente flüchtig geſehen hatte. Ein ſolches ſicheres Auffaſſen, welches den Inhalt mit Klarheit behält, ein Gedächtnis der Anſchauung, die in jedem Augenblick zur lebendigen Erinnerung wird, iſt aber für einen Herrſcher eine außerordentliche, erfolgreiche und wichtige Gabe; ſie iſt bei unſerm König keineswegs auf die Kunſt beſchränkt. Lokalitäten, die er auf ſeinen vielen Reiſen in großer Menge ſah, ſchweben ihm zu jeder Zeit mit außerordentlicher Klarheit vor; was ihm bei ſeinen Studien eine ſichere Geſtaltung gewann, verſchwindet nie: und wer kann leugnen, daß eine ſolche Gabe für den Herrſcher eines mächtigen Reichs eine überaus günſtige genannt werden muß? Was nicht mit der verſchwindenden ſinnlichen Gegenwart ſich verliert, was in der Permanenz des innern Lebens als Anſchauung feſtgehalten und in ſeiner eigenſten Weiſe behalten wird, das erhält notwendig einen innern Wert, eine Schätzung, die nicht bloß mit dem vorübergehenden Eindruck verknüpft iſt. Ich erwähne dieſe Gabe, die mir ein Gegenſtand mannigfaltiger Betrachtung ward und die Grundlage einer zukünftigen reichen

Tätigkeit ſchien, hier, weil ſie ſich mir beſonders aufgedrungen hat.

Was mich mit dem zukünftigen Herrſcher verband, waren nun aber vorzüglich die kirchlichen Angelegenheiten. Es iſt bekannt, wie wichtig dieſe ihm erſchienen, nicht allein als ſolche, die von einem beſonnenen Regenten, wo ſie im Volke laut werden, nie überſehen oder mit Gleichgültigkeit und Geringſchätzung behandelt werden dürfen, ſondern auch als ſolche, die ihn ſelbſt durch eine tiefe chriſtliche Geſinnung innerlich bewegten. Wenn es für einen jeden Menſchen in unſern Tagen eine bedenkliche Sache iſt, ſich als einen Chriſten zu bekennen; wenn ein ſolches Bekenntnis das einzige iſt, welches in allen Ständen und in den allerengſten Lebensverhältniſſen, wie in den mächtigſten und größten, auf den nämlichen Widerſtand ſtößt: ſo iſt dieſer doch am bedenklichſten da, wo er den Herrſcher trifft. Die Maſſe, wenn ſie zu der Überzeugung gekommen, daß der Regent ernſthaft chriſtlich geſinnt iſt, wird in unſern Tagen alle jene Vorurteile gegen das Chriſtentum, auf welche ſie eben ihren beſchränkten Stolz gründet, den ſie wohl ſogar als ein Zeichen ihrer höhern Bildung ſchätzt und hochhält, dem Regenten gegenüber geltend machen: und dennoch iſt das offene Bekenntnis des Chriſtentums eine unbedingte Forderung, wenn es dem Menſchen Religion geworden iſt. Dieſe muß die Trägerin aller Lebensverhältniſſe ſein und wird unbedingt und rückſichtslos als eine ſolche erſcheinen. Aber das muß dem Könige einleuchten, daß diejenigen, die, von äußeren Verhältniſſen gedrängt, in ihrer religiöſen Überzeugung ſchwankend werden, nicht die treueſten Untertanen ſein können.

Der Kronprinz war, ſeinem religiöſen Bekenntniſſe nach, nicht in der ſtrengen lutheriſchen Orthodoxie erzogen, er war ein Calviniſt, d. h. er gehörte einer Kirche zu, die ſich in der Abendmahlslehre zwar der lutheriſchen Anſicht näherte, ohne doch in dieſe

überzugehen. Er wünſchte, wie ſein Vater, ein brüderliches, chriſtliches, ja kirchliches Zuſammenleben beider Konfeſſionen: aber dies ſollte nicht, wie die Behörden wollten, durch irgend eine Spur von Zwang herbeigeführt werden.

Die Zeit war höchſt bedenklich. Die Juli-Revolution bedrohte nicht allein Frankreich, ſondern mehrere Orte Deutſchlands. In einer ſolchen Zeit, in welcher die innere Ordnung des Staats aufrecht zu erhalten, ſeine Würde zu befeſtigen, das gebotene, ja heilige Geſchäft des Regenten iſt, darf die Regierung ſich nicht in ſpitzfindige Religionsſtreitigkeiten einlaſſen. Wenn das Haus brennt, muß man das Feuer löſchen, nicht grübeln und die Zeit mit untätigen Erbaulichkeiten verſchwenden. Der Kronprinz dachte, als er die Verirrung der geiſtlichen Behörden ſah, an die unglückliche byzantiniſche Zeit.

Aber eben weil der Staat als ſolcher ſich nicht in Streitigkeiten der Art zu miſchen hatte, mußte er eine jede Konfeſſion, die ſchon ſeit Jahrhunderten ein geſchichtliches Recht des Daſeins erworben hatte, in ihrer Art gewähren laſſen, ſo lange ſie aufrichtige und eifrige Bekenner zählte. Ja dem Kronpinzen erſchienen, den mächtigen Behörden gegenüber, jene, die ihr ganzes Daſein für ihre Religion einſetzten, achtungswert und jeder Teilnahme würdig. Er ſah es ein, daß für eine kirchliche Ordnung im Staate, wie in den Familien, eine Sicherheit der Lehre, nicht wie ſie durch Anordnungen und Verfügungen von außen, ebenſowenig durch immer erneuerte ſpitzfindige theologiſche Streitigkeiten, die nur die Gemüter verwirren, ſondern, wie ſie als religiöſe Grundlage des ſittlichen Familienlebens ſich ruhig entwickelnd fortpflanzte, etwas durchaus Wünſchenswertes ſei und auf jede Weiſe geſchützt und erhalten werden müßte. Ja ich erkannte in ihm die wahre Toleranz, wie ſie in unſern Tagen immer ſeltener wird; jetzt, da man für alles, was man ſchützen ſoll, nur ab-

ſtrakte Ausdrücke ſucht und findet, nur Servile, Liberale, Legitime, Radikale, Frömmler, Aufgeklärte kennt und nennt, eine ſo oder ſo konſtruierte Menſchheit, aber keinen Menſchen; jetzt, da man allen Sinn und alle Freude an einer reichen Mannigfaltigkeit des menſchlichen Daſeins immer mehr und mehr zu verlieren ſcheint. Der Kronprinz freute ſich, ſeiner tief lebendigen Natur nach, als er eine geſchichtliche Wurzel in ihrer entſchiedenen Eigentümlichkeit wieder grünen ſah, etwas aus dem Innern, Friſches, was ihn durch die geſunde Urſprünglichkeit von der flachen formloſen Allgemeinheit der ſich in widerſprechenden Meinungen immer mehr verlierenden Zeit ablenkte. Hier war keine bedenkliche Beimiſchung, keine vergangene irdiſche Gewalt, die man wiedererlangen, kein verlorner Beſitz, den man wieder erhalten wollte, wie da, wo die katholiſche Kirche ſich zu bewegen begann: die Macht vielmehr, die bis jetzt von dem Staate geſetzmäßig geſchützt wurde, ging entſchieden verloren; den Beſitz, welchen die Lutheraner mit der Kirche des Staats teilten, mußten ſie völlig opfern, um dasjenige, was ihnen das Heiligſte war, zu retten. Keiner ſchätzte dieſe Geſinnung höher als der Kronprinz. Von dem erſten Augenblick der gewaltſamen Kriſe in Breslau an durfte ich mich völlig unbefangen über das zweckloſe Verfahren der Behörden ſchriftlich wie mündlich äußern. Als ich in Berlin angeſtellt ward, genoß ich als Berichterſtatter der Lage der jetzt wachſenden Gemeinden das volle Vertrauen des Kronprinzen; ich ward durch Berichte aus Breslau nicht allein, ſondern auch durch Beſuche der hier ankommenden Prediger der verfolgten Gemeinden von der unglücklichen Lage derſelben in Kenntnis geſetzt. Dieſe Prediger, die die zerſtreuten Gemeinden in allen Gegenden beſuchten, ſtärkten und ermunterten, mußten ſich, um nicht von der Polizei eingeſperrt zu werden, verborgen halten. Ein jeder Beſuch ſetzte ſie der Gefahr der Entdeckung

aus, obgleich man hier gelinder als in den Provinzen verfuhr, wenigſtens wurden die Gemeinden mehr geſchont, und man ſuchte ein jedes Ereignis, wodurch die Aufmerkſamkeit der Einwohner auf die Lage der Lutheraner hingezogen werden konnte, ſorgfältig zu vermeiden. Wirklich gelang dieſes auf eine merkwürdige Weiſe, und der größte Teil der Berliner wußte kaum, daß in ihrer Mitte eine ſtreng lutheriſche Gemeinde hier und da durch verborgene Prediger, mit Gefahr polizeilicher Störung, ihren ſtillen Gottesdienſt hielt, daß diejenigen Prediger, die von der Polizei entdeckt waren, wie Verbrecher in der Hausvogtei eingeſperrt wurden. Wäre dieſe Verfolgung nicht eine ſo tadelnswerte geweſen, ſo würde man Gelegenheit genug gefunden haben, die Virtuoſität der nachſpürenden Polizei zu bewundern: freilich fand hier nicht die inſtinktartige Vorſicht ſtatt, welche ſich bei Verbindungen zeigt, die ſich ihrer verbrecheriſchen Abſicht bewußt ſind.

Der Kronprinz verfolgte das Schickſal der Gemeinden mit der größten Aufmerkſamkeit und wachſender Teilnahme. Wenn ich glaubte, der einzige zu ſein, der ihm über die Lage der Gemeinde Bericht erſtattete, ſo erfuhr ich manchmal mit Erſtaunen, ja mit wahrer Freude, daß ich mich irrte. Nicht bloß, was ich ihm mitteilen zu müſſen glaubte, war ihm nicht ſelten ſchon bekannt, oft erfuhr ich auch durch ihn mir völlig Unbekanntes. Da ich ihn auf ſolche Männer aufmerkſam machen durfte, die vorzüglich, und zwar nicht Prediger allein, in eine höchſt dürftige Lage gerieten, ſo war ich nicht ſelten der Austeiler ſeiner Wohltaten. Ich war Zeuge der bedeutenden Opfer, die er brachte. In dem tadelnswerten Gange des einmal eingeleiteten Verfahrens vermochte er freilich nichts zu ändern, wo aber die Gewalttätigkeit zu auffallend ward, trat er nicht ſelten entſchieden hervor.

Wenn nun das Intereſſe des Fürſten für die bedrängte Kirche, die nicht ſeine religiöſe Überzeugung teilte, zunächſt mich mit

freudiger Hoffnung erfüllte, ſo mußte doch dieſe ſich weiter erſtrecken. Ich mußte einſehen, daß der zukünftige Herrſcher geneigt war, nicht den Formalismus des Staats, der ſich mit großer Sicherheit und geſchichtlich ausgebildet hatte, zu erſchüttern, wohl aber innerlich zu beleben, daß er lebendige Eigentümlichkeiten in ſich aufnähme und gelten ließe; Eigentümlichkeiten, die, ſich von innen heraus entwickelnd und anerkannt, durch ihren poſitiven Inhalt ein eigenes Daſein und durch dieſes, je kräftiger es in ſich ward, eine Berechtigung erhielten, aus welcher Rechte entſprangen, die das Gepräge der leeren Allgemeinheit und Abſtraktion verloren. Zwar die Richtung, in welcher dieſe Geſinnung ſich äußerte, war nicht geeignet, eine große Popularität zu gewinnen; denn leider in der herrſchenden öffentlichen Meinung war die Religion ſelber ein allgemeines Abſtraktum geworden, und eine Form derſelben erſchien nur als eine untergeordnete Modifikation des unbeſtimmt Allgemeinen, welches ſich ſo oder anders behandeln ließ. Aber wohl erkannte ich es, daß der Kronprinz in allem, was auf Rechte Anſpruch machte, eine beſtimmte Berechtigung forderte. Man fing ſchon an, ihn als einen Begünſtiger des Adels zu betrachten, weil er die Vernichtung desſelben, wie ſie in der Konſequenz des franzöſiſchen revolutionären Prinzips lag, zu hemmen ſuchte. Daß er auch hier nur vor allem eine Berechtigung vorausſetzte, ein tüchtiges Daſein, welches durch eine lebendige Bedeutung ſich geltend zu machen wußte, bewies eine jede Äußerung. Daher ſeine Neigung für England, wo die großen bedeutenden Fragen der Zeit zwiſchen den Intereſſen der Agrikultur und der Induſtrie einen ſo großartigen, für die Zukunft inhaltsreichen Kampf erzeugt hatten; nicht die revolutionären, abſtrakten, alle Verſchiedenartigkeit des Daſeins vernichtenden Rechte eines unruhigen Bürgerſtandes und eines in ſich leer gewordenen Adels, vielmehr die höher ſtehende, auf ein

eigenes Daſein begründete, Achtung gebietende Berechtigung beider ſchwebte ihm als das geſchichtlich zu erreichende Ziel vor.

Berlins Formalismus

Zwar herrſcht in Berlin, als der Stadt im innerſten Weſen zugehörig, manches, was mir immer fremd bleiben wird; aber in keiner großen Stadt in Europa iſt dieſes Urſprüngliche geiſtig reicher in Bewegung geſetzt als hier, und die Herrſchaft einer geiſtigen Einſeitigkeit, wie ſie aus London und Paris nie zu verdrängen iſt, kann hier nur vorübergehend zum Vorſchein kommen. Ich bin nämlich ſchon zu alt, um eine zehn- bis fünfzehnjährige Dauer als eine permanente anzuſehen, oder eine lärmende Herrſchaft als eine mächtige zu betrachten. Berlin iſt im Grunde eine proſaiſche Stadt, aber mit einer überſchwenglichen Rezeptivität für alles, was ſich mit einigem Geſchick für Poeſie ausgibt, nicht allein, ſondern auch für das, was wirklich Poeſie iſt. Daß der Formalismus des Staats ſich hier ſo mächtig ausbildete, liegt in der Natur der Einwohner; denn da das beſtimmte Objektive, wie es ihnen entgegentritt, entweder alles gilt oder nichts, ſo fordern ſie für das, was ſie achten ſollen, eine abſolute Form und ſehen dieſe mehr oder weniger konſequent als das Weſen an; daher die merkwürdige Zuverſicht, mit welcher die Rechtsverhältniſſe, die Richter, die adminiſtrativen Behörden, wie die Profeſſoren hervortreten. Dieſe Zuverſicht teilt ſich den Provinzen mit, ja imponiert gewiſſermaßen ganz Deutſchland. Dieſer herrſchende Formalismus entſpringt aus dem kritiſchen Sinne, der nicht leicht etwas gelten läßt, was ſich als ein Poſitives, aber eben daher lebendig Geſtaltetes gibt und zu behaupten ſucht. Wäre Deutſchland wie Frankreich, könnte, was Gott verhüte, Berlin ein Paris werden, dann würde eine Tyrannei der Hauptſtadt entſtehen, die gefährlicher wäre, als ſelbſt in Paris: aber

die mannigfaltig geſtaltete Oppoſition bewahrt nicht allein vor Erſtarrung, ſie ruft auch einen innern heilſamen Kampf hervor, der eben Berlin für mich geiſtig ſo intereſſant, ja unentbehrlich macht.

Wien

1837

Ich ſah Wien zum erſten Male, und die Stadt machte durch die weitläufigen Vorſtädte, als wir, durch das Glacis fahrend, uns dem Burgtore näherten, einen ſehr impoſanten Eindruck. Die gebietende und ſtolze Phyſiognomie der Stadt überraſchte mich; die Feſtung mit ihren engen Straßen bildet eine Kaiſer- und Adelsburg, die ſich von der bürgerlichen Stadt vornehm abſcheidet und wie von einem Mittelpunkte aus ſie unter Zucht hält und beherrſcht. Wie ganz anders erſcheint Berlin, wo alle Elemente bunter und gleichförmiger untereinander gemiſcht ſind. Dieſe Phyſiognomie von Wien ſteht in einem ſtarken Kontraſte mit der dortigen gutmütigen und unbefangenen Lebensweiſe der Einwohner. In Berlin verhält ſich alles umgekehrt. Ich vergeſſe nie die militäriſche Strenge, den kalten Ernſt, der mir faſt drohend entgegentrat, als ich zum erſten Male in die offene, wie es ſchien, argloſe Stadt hineintrat und ihre Straßen durchwanderte.

1840. Friedrich Wilhem IV.

Es iſt bekannt und wird in der Geſchichte nicht vergeſſen werden, welch eine bedeutende und reiche Epoche mit dem Jahre 1840 hervortrat; reich, nicht ſowohl an Ereigniſſen, wie an Andeutungen einer viel bedeutenden Zukunft. In den langen Friedensjahren war die lebendige Nationalität, die ſich in mächtiger Geſinnung ausdrückt, zurückgedrängt worden, und ein zerſtörender, abſtrakter Kosmopolitismus, der ſich in neuen Staatsſchöpfungen

doktrinärer Art gefiel, war an die Stelle getreten. Eine gefahrdrohende Kriſe, eben aus dieſer die lebendige Geſchichte ermüdenden und erſchlaffenden Richtung, trat mit der Juli-Revolution in Frankreich hervor; nicht ohne Schuld einer unglücklichen Dynaſtie, die durch eine dreißigjährige Erfahrung noch nicht gelernt hatte, die Zeit zu verſtehen, die ſie zu beherrſchen beſtimmt war. Alle Keime einer doktrinären, ſogenannten konſtitutionellen Anarchie, die in Deutſchland ſchlummerten, regten ſich drohend; ein Erzeugnis allſeitiger Verirrungen, allſeitiger Schuld. Fünfzehn Jahre waren verfloſſen, ſeit der große Kampf völlig ausgekämpft war. Wer wahrhaft an Deutſchland hing, der hatte gehofft, daß nach einer ſo tiefen Erſchütterung es ſich in ſich, d. h. in ſeiner eigentümlichen geſchichtlichen Entwickelung, zuſammenfaſſen und geſtalten würde; daß es begreifen würde, wie es eine eigene tiefe Aufgabe zu löſen hatte, nicht eine fremde. Aber eben als ich erwartete, daß das Deutſchland, welches ſeine Vergangenheit begriff, welches mich von meiner frühen Jugend an angezogen, für welches ich gelebt, gedacht, geſtritten hatte, wieder aufleben ſollte, ſah ich mit tiefem Kummer, wie es nicht der inhaltsſchweren Vergangenheit und den Keimen der feſten Treue des wechſelſeitigen Vertrauens, der religiöſen Liebe ſich zuwandte, vielmehr den ſchwankenden Meinungen der Zeit und den leeren Verirrungen eines feindlichen Volkes, welches, wie es früher mit ſeinen Waffen, ſo jetzt mit ſeinen Meinungen uns zu unterdrücken ſtrebte. Zehn Jahre vergingen in dieſer ſtets wachſenden Furcht. Alles, was durch den herrſchenden Ton in der Literatur, und dieſe unterſtützend, in den Gemütern drohend ſchlummerte, regte ſich immer mehr; meine ganze Hoffnung ruhte in dem, was ich von einem Fürſten erwartete, dem nahezutreten mir vergönnt war. Ich ſah es ein, daß der rechte Krieg gegen Frankreich — derjenige, durch welchen es innerlich überwunden werden ſollte,

damit Deutſchland in friſcher Eigentümlichkeit innerlich aus einer Vergangenheit, nicht bloß äußerlich aus fliegenden Gedanken des Tages, ſich erhebe und die Stellung als leitendes Prinzip für das Feſtland einnehme, die ihm gebühre — an die fürſtliche Perſönlichkeit geknüpft war, der ich Treue geſchworen hatte. Deutſchland iſt — das war meine durch ein langes Leben tief begründete Überzeugung — berufen, alle kultivierten Völker des Feſtlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es ſeine Eigentümlichkeit fremden Völkern aufzudringen ſuchte, vielmehr dadurch, daß es ein jedes Volk nach ſich ſelbſt und nach ſeiner beſonderen Geſchichte hinwies. Nur ſo konnte ein tieferes Verſtändnis möglich werden und Völker, zu eigener Perſönlichkeit heranwachſend, jenes wechſelſeitige Geſpräch anfangen, welches die Mißverſtändniſſe der Zeit löſen wird, und auf deſſen Herannahen alle tieferen Geiſter der Zeit warten. So wie in Europa Deutſchland, ſo trat in Deutſchland mir Preußen entgegen, als dasjenige Land, welches als der befreiende Mittelpunkt hervortreten ſollte. In der ganzen Geſchichte dieſes Staates ruheten alle Keime einer neuen Entwickelung. Der große Kurfürſt, der recht eigentlich die preußiſche Monarchie begründete, war berufen, dieſe zu beleben; er blieb dem deutſchen Sinne treu, als jene bedeutende chaotiſche Miſchung von Anarchie einer Volksmaſſe, Abſolutismus des Hofes, Unglaube und verfolgender barbariſcher Fanatismus, betrügeriſche Diplomatik und von dieſer unterſtützte zerſtörende Waffentat ſich in Paris erhob, das ganze Feſtland betäubte, durch die Fronde ihren gärenden Mittelpunkt erreichte und ſchwankend zwiſchen Anarchie und Deſpotismus die giftige Blüte durch die Epoche Ludwigs XIV. zuerſt, dann in tief erſchütternder Form durch die Revolution und Napoleon aufſchloß. Es war die Epoche, die an die Stelle eines Papſtes einen chriſtlichen Kalifen ſetzen ſollte, damit man einſehe, wie ſelbſt eine nichtige Aftergeburt der Ge-

ſchichte doch nur durch einen tiefern, der Sinnlichkeit unterliegenden Grund einen vorübergehenden Glanz erhalten konnte. Dieſer Abſolutismus, der Paris an die Stelle des in ſich geſunkenen Roms verſetzte, erzeugte die Revolution und mit dieſer ſeinen eigenen Untergang. Aber die innere, betäubende Herrſchaft, die in der auflöſenden Gärung ruhete, hatte eine peſtartige Krankheit über das ganze Feſtland erzeugt; die Religion, die ſittliche Geſinnung, die Sprache war angeſteckt, und dieſe Peſt herrſcht in Europa noch. Frankreich ſoll nicht bloß äußerlich, ſondern innerlich überwunden werden. Nur wenn wir geheilt ſind, wird das Deutſchland entſtehen, dem ich mich geweiht habe, und was mir Schelling war in meiner Jugend in wiſſenſchaftlicher, das ward mir in geſchichtlicher Rückſicht die fürſtliche Perſon, an welche ich mich anſchloß in meinem Alter. Er beſtieg den Thron; im Lager erzogen, mußte er als Kind noch mit ſeinem Vater nach den äußerſten Grenzen des Reiches fliehen; er erlebte in früher Jugend den großen, ſiegreichen Kampf in der Mitte der Kämpfenden; ſein ganzes Kindesleben und ſeine jugendlichen Jahre haben es ihn gelehrt, wie die rettungsloſeſte Lage eine Verheißung in ſich einſchließt, wenn ſie ein göttliches Recht feſthält. Er trat jetzt hervor. Wie er öffentlich erſchien, in der alten Hauptſtadt des Königreichs, wie er aus der Mitte des erwachten bürgerlichen Bewußtſeins emporſtieg, Preußen als das eigene, ihm von Gott angewieſene Reich zu beherrſchen, iſt uns allen in friſchem Andenken. Eben in dieſer Zeit zeigten ſich politiſche Verhältniſſe, die uns mit dem wichtigſten Kampfe, den wir noch zu beſtehen haben, bedrohten. Wer war es, der damals das deutſche nationale Bewußtſein im innern, mächtigen Mittelpunkte vereinigte, daß es laut ward und die lange vermißte Sprache ſich wiederfand? Er war es. Welche bedeutende Stellung Preußen damals einnahm, iſt einem jeden bekannt.

Am Rhein ruhte ein altes Denkmal deutſcher Größe, in ſeiner Art das koloſſalſte und zugleich das kunſtreichſte, welches die ganze Geſchichte des Geſchlechts jemals ſah. Als Deutſchland ſeine eigentliche geſchichtliche Bedeutung zu verkennen anfing, erlahmten die Hände, verſtummte der kunſtreiche Geiſt, und unvollendet liegt das große Werk da. Aber es hat ſeinen kühnen, die Zeit beherrſchenden Sinn für alle Zeiten ausgeſprochen. Wir ſollen den Bau aufnehmen und erneuern, nicht ſo, wie er durch die Erlahmung der Zeit ſtockte, aber im friſch erneuerten Sinne. Was ein erkranktes Leben erfriſchen will, muß ſelbſt lebendig ſein; es ſoll nicht bloß ſich paſſiv hingeben, es ſoll die alte, in ſich erkrankte Zeit über ſich ſelbſt aufklären, daß ſie neu erſtehe. Das wirklich Belebende einer neuen Zeit iſt nur konſervativ, indem es zugleich progreſſiv iſt.

Hier nun an dieſem Gebäude, als an dem unvergänglichen Symbole für ganz Deutſchland, trat der Fürſt hervor; nicht bloß von den vielen Tauſenden, die, hingeriſſen, ſeine Worte hörten, ward er vernommen; was von geſchichtlich deutlicher Erinnerung tief ſchlummernd in völliger Bewußtloſigkeit verſunken, von den herumirrenden Begriffen des Tages betäubt, in den Millionen Gemütern des deutſchen Volkes ruhte, vernahm den Ruf. Seit der Zeit der Kreuzzüge war keine ähnliche Stimme, welche die Geſchichte in ſich erbeben machte, und an der nämlichen Stelle, vernommen. Verwöhnt, weil ich das Glück hatte, ſoviel Großes unmittelbar zu erleben, beweinte ich meine Abweſenheit, wie die von Belle-Alliance.

Die Rede verſtummte, die große Erhebung der Gemüter mit ihnen, alles verbarg ſich in die Wolken der verwirrenden Gegenwart. Aber wir wiſſen, daß der Tag nahe iſt; und die düſtern verdunkelnden Wolken machen uns nicht irre.

Als der König Deutſchlands Einheit verkündigte, jubelte das ganze Volk; als er ſich mit dem chriſtlichen Vereine öffentlich verband, ward mancher zweifelhaft, wenige ſchienen die Bedeutung eines ſolchen Bündniſſes anzuerkennen. Als er ſich dem Bündniſſe der freien menſchlichen Liebe anſchloß, verſtummten alle; mich aber durchdrang eine unſägliche Freude; jetzt wußte ich, daß die Zukunft, die ich ahnete, meine war; ich hatte ſie jahrelang kommen ſehen; das Dunkel, welches mich noch umgab, täuſchte mich nicht, und als eine unſelige Tatſache mein ganzes Innere erſchütterte und die nächtliche Gewalt durch eine wunderbare Fügung, dem königlichen Paare gegenüber, ohnmächtig erſchien, gewann mein Glaube an eine heitere göttliche Leitung, die den König erhalten wird, eine neue Stärke. Auch bei dieſem furchtbaren Ereigniſſe gewann die heitere Anſicht, die ſich ſeit Jahren ausgebildet hatte, eine überraſchende Beſtätigung. Als das drohende Gewitter verſchwunden war, trat der ſchöne Tag der Geſchichte wieder hervor; der König fühlte ſich ein Verbündeter der in Gott geſicherten Geſchichte; geſchützt durch dieſe, nicht durch äußere Vorkehrungen. „Er ruht noch, wie früher, vertrauensvoll in dem Schoße eines jeden ſeiner Untertanen", und in mir befeſtigt ſich die Zuverſicht, daß Gott ſein Leben lange erhalten wird, damit, was er zu begründen berufen iſt, Wurzel faſſe, die keine Zeit zu zerſtören vermag.

So bin ich bereit, das Leben zu verlaſſen, wie ich früher mein Vaterland verließ. Die um mich herrſchende Verwirrung ſtört mich nicht, und meine jugendliche Hoffnung liegt vor mir; ſie iſt nicht eine abſtrakte, von mir getrennte; ſie iſt im vollſten Sinne Meine.

Anmerkungen

(Im Text ist die oft ungenaue und unregelmäßige Namensschreibung Steffens' beibehalten)

Seite

1. Roeskilde: Stadt auf Seeland, wo Steffens seine Kinderjahre zubrachte.
2. Gellerts Briefe: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig 1751.
11. Ossian in der Übersetzung von Rhode: Ossians Gedichte. Rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. Berlin 1800.
14. Buch des Liefländers Schulz: „Geschichte der großen Revolution in Frankreich" (Braunschweig 1790) von Friedrich Schulz 1762—1798, damals Professor in Mitau.
17. Oehlenschlägers Übersetzung von Holbergs Lustspielen erschien in vier Bänden, Leipzig 1822/23.
18. Niels Kliims unterirdische Reise: humoristisch satirischer Roman 1741.
19. Peter Paars: heroisch-komisches Epos 1719/20.
23. Peter Andreas Heiberg 1748—1841: dänischer Dramatiker. Ole Johann Samsoe 1759—1796: dänischer Dramatiker.
24. Jakob Peter Mynster 1775—1854: dänischer Theolog und Geistlicher.
26. Knud Lyne Rahbeck 1760—1830: vielseitiger dänischer Literator und Ästhetiker.
30. Lavaters Versuch, Mendelsohn zu bekehren: Zueignungsschreiben des Herrn Lavater in Zürich an Herrn Moses Mendelsohn in Berlin. 1770.
33. Niebuhr bemerkt ...: vgl. „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr". Hamburg 1838. Bd. I, 525.
37. Philipp Gabriel Hensler 1733—1805. Erst Theolog, dann Mediziner, Professor in Kiel.

Seite

37. Friedrich Chriſtian Calliſen 1777—1861: vgl. Allgemeine Deutſche Biographie III, 709.

38. B. Sohn eines ſehr berühmten däniſchen Kanzelredners: vielleicht Nikolai Edinger Balles 1744—1816?

39. Geheimes Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt. Leipzig 1771/73: von Lavater.

40. Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft 1793.

41. Wilhelm Friedrich Auguſt Mackenſen 1768—1798: „Beiträge zur Kritik der Sprache, insbeſondere der deutſchen" 1794. „Unterſuchungen über den Nationalcharakter in Beziehung auf die Frage: Warum gibt es kein deutſches Nationaltheater?" 1794. „Über den Urſprung der Sprache" 1797.

43. Karl Leonhard Reinhold 1758—1825: philoſophiſcher Schriftſteller, Populariſator Kants. „Briefe über Kantiſche Philoſophie" 1786—1790. „Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens" 1789. Vgl. ADB. XXVIII, 82.

47. Johann Gottſkalk Wallerius: ſchwediſcher Chemiker und Mineraloge. Sein mineralogiſches Syſtem erſchien 1772.

50. Adelheid Amalia Gallitzin 1748—1806. Th. Katerkamp, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürſtin Amalie Gallitzin. München 1828.
Franz Hemſterhuys 1721—1790: philoſophiſcher und kunſtwiſſenſchaftlicher Schriftſteller.

51. Fr. H. Jacobi: „Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moſes Mendelſohn." Breslau 1785.

54. Vicar of Wakefield: von Oliver Goldſmith.
Sentimental Journey und Tristram Shandy: von Laurence Sterne.

Seite

55. Edward Young 1681—1765: englischer Elegiker; „Night-Thoughts" 1742.

61. Das Zitat aus Kant: „Kritik der praktischen Vernunft", Beschluß.

71. Johann Georg Rist 1775—1847, vgl. ADB. XXVIII, 651.
Der Liederdichter Johann Rist 1607—1667.
Johann Erich von Berger 1772—1833: vgl. ADB. II, 376.
Thaden: Gutsbesitzer bei Flensburg, königl. Hausvogt, Schüler Fichtes.
August Ludwig Hülsen 1765—1810.
Johann Diederich Gries 1775—1842.

81. Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" erschienen 1797, „Die Weltseele" 1798.

83. Christian Heinrich Boie 1744—1806, Peter Wilhelm Hensler 1742—1779: Mitglieder des Hainbundes.
Carsten Niebuhr 1733—1815: Orientreisender, Vater des Historikers Barthold Georg Niebuhr.

85. Der Blaue Engel: bekannt aus Knigges „Reise nach Braunschweig", Hannover 1792.

86. Johann August Ephraim Goetze 1731—1793: jüngerer Bruder von Pastor Goetze, dem Gegner Lessings, Naturforscher: „Nützliches Allerlei aus der Natur und dem Leben" 1785/88. „Europäische Fauna" 1791—1793.
August Johann Rösel von Rosenhof 1705—1759: Naturforscher. „Insektenbelustigungen" 1746 ff.
Wilhelm Friedrich von Gleichen, genannt Russworm 1717 bis 1783, Botaniker und Zoolog: „Das Neueste aus dem Reiche der Pflanzen" 1764. „Auserlesene mikroskopische Entdeckungen" 1777—1781; vgl. ADB. IX, 226.
Jakob Christian Schäffer 1780—1790: Botaniker und Natur-

Seite

forſcher; oder deſſen Bruder Johann Gottlieb Schäffer 1720 bis 1795: Arzt und Naturforſcher; vgl. ADB. XXX, 531 und 533.

Charles Bonnet 1720—1793: Genfer Philoſoph und Naturforſcher.

Pierre Lyonnet 1707—1789: Arzt und Naturforſcher.

René Antoine Ferchault de Reaumur 1683—1757: berühmter franzöſiſcher Phyſiker.

88. Heims Schrift: Johann Ludwig Heim, Geologiſche Beſchreibung des Thüringer Waldgebirgs, 1796—1806.

96. Athenäum: die Hauptzeitſchrift der Frühromantiker.

102. Carl Per Thunberg 1743—1828; ſchwediſcher Naturforſcher.

Johann Albert Heinrich Reimarus 1729—1814, Naturforſcher, Sohn des Wolfenbüttelers.

Auguſt Johann Georg Karl Batſch 1761—1802.

105. Franz Benedikt Baader 1765—1841: Religions- und Naturphiloſoph.

Adam Chriſtoph Auguſt Eſchenmayer 1770—1852: naturphiloſophiſcher Mediziner, Freund Schellings.

Johann Andreas Röſchlaub 1768—1835: Arzt, Naturphiloſoph.

107. Gottlieb Hufeland: 1760—1817.

Schlegels Frau: Caroline. Schlegels Stieftochter: Auguſte Böhmer.

109. Alexander Nikolaus Scherer 1771—1824: Mediziner.

110. Mad. Fulharne: Verſuch über die Wiederherſtellung der Metalle durch Waſſerſtoffgas. A. d. Engl. Göttingen 1798.

114. Otto Magnus Freiherr von Stackelberg 1787—1837: Maler und Archäolog.

Seite

115. Oehlenſchlägers Auftritt mit Goethe: in Oehlenſchlägers Lebenserinnerungen. Leipzig 1850. II, 230 ff.
Juſtus Chriſtian Loder: 1753—1832.

116. Borups Geſellſchaft: eine von Rahbeck geleitete dramatiſche Geſellſchaft in Kopenhagen (Borups Selſkab), deren Mitglied Steffens ſeinerzeit war.
Der Schauſpieler wider Willen: von Kotzebue.

129. Heinrich Eberhard Gottlieb Paulus 1761—1851; rationaliſtiſcher Theolog.
Johann Jakob Griesbach 1745—1812: Theolog.
Chriſtoph Friedrich Hufeland 1762—1836: Mediziner, Verfaſſer der Makrobiotik.
Gottfried Chriſtian Gruner: 1744—1815.
Johann Chriſtian Stark 1753—1811 oder ſein Neffe gleichen Namens, Goethes Leibarzt, 1769—1837, beide in Jena.
Auguſt Johann Georg Karl Batſch 1761—1802.
Gottfried Chriſtian Schütz 1747—1832.
Heinrich Karl Abraham Eichſtädt 1772—1848, auch bekannt durch ſeinen Briefwechſel mit Goethe.

130. Johann Auguſt Heinrich Ulrich 1746—1813: Philoſophieprofeſſor.

132. Johann Erhard Bieſter 1749—1816: Berliner Aufklärer.

133. Schlegel über Romeo und Julia: Horen 1797, X. Proben aus Dante: ebenda 1795, I. II. III.

136. Karl Auguſt Boettiger 1760—1835: Philolog und Literat.

137. Chriſtian Friedrich Schlenkert 1757—1826. „Friedrich mit der gebiſſenen Wange, eine dialogiſierte Geſchichte", Leipzig 1785/88.
Franz Volkmar Reinhard 1753—1812: ſächſiſcher Oberhofprediger; vgl. ADB. XXVIII, 32.

Seite

137. „Robert oder der Mann, wie er ſein ſollte, ein Gegenſtück zur Eliſa" Leipzig 1800ff. von dem damaligen Pfarrer zu Tharandt, Chriſtian Friedrich Traugott Voigt.
„Eliſa oder das Weib, wie es ſein ſollte, allen deutſchen Mädchen und Weibern gewidmet" 1795 u. ö.: von Wilhelmine Caroline von Wobeſer.

144. Johann (Israel) Stieglitz 1767—1840.
John Brown 1735—1788: Begründer der Erregungstheorie.
Schellings „Ideen zu einer Philoſophie der Natur" 1797.

145. „Verſuch einer Kritik aller Offenbarung," Königsberg 1797.

149. Friedrich Karl Forbergs 1770—1848 Aufſatz in Niethammers Philoſophiſchem Journal, Bd. 8 (1798): „Entwicklung des Begriffs der Religion", mit Fichtes Einleitung „Über den Grund unſres Glaubens an eine göttliche Weltordnung"; vgl. „Fichtes Leben und literariſcher Briefwechſel" von J. H. Fichte, Sulzbach 1830.

159. Johann Friedrich Reichardt 1751—1814: Komponiſt und Literat.

161. „Brenno, Drama für Muſik in drei Akten" 1789.

162. Johann Gottlieb Graun 1698—1771: Konzertmeiſter Friedrichs des Großen.
Chriſtian Günther Graf von Bernſtorff 1769—1835 und Ernſt Heinrich Graf von Schimmelmann 1747—1831: ſchöngeiſtige Diplomaten und Politiker.

164. Julie Charpentier, Tochter des Bergrats Johann Friedrich Wilhelm Charpentier 1728—1805.

166. „Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer" 1798.

169. „Friedrich Nikolais Leben und ſonderbare Meinungen," Tübingen 1801.
Garlieb Helvig Merkel 1769—1850: Pamphletiſt.

Seite

171. „Der hyperboräiſche Eſel" erſchien 1799.
„Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräſidenten Kotzebue bei ſeiner gehofften Rückkehr ins Vaterland" 1800.

172. Julius Wilhelm Eberhard von Maſſow 1750—1816.

173. Karl Joſeph Hieronymus Windiſchmann 1775—1839: Katholiſcher Philoſoph.
Adalbert Friedrich Marcus 1753—1816: Mediziner, Brownianer. ADB. X, 307.
Joſeph Frank 1771—1842: Arzt. ADB. VII, 258.
„Woldemar" 1794. „Eduard Allwills Briefſammlung" 1792.

183. Nicolas Chamfort 1740—1794: großer franzöſiſcher Aphoriſtiker.

189. George Forſters „Sakontala oder der entſcheidende Ring, ein indiſches Schauſpiel, aus den Urſprachen Sanskrit und Prakrit ins Engliſche und aus dieſem ins Deutſche überſetzt". 1791.
Sir William Jones 1746—1794: ein Begründer der Indologie, überſetzte „Sakontala" ins Engliſche.
Wolf in Halle: der Philologe Friedrich Auguſt Wolf.

196. Novalis' Verteidigung der Jeſuiten: der Aufſatz „die Chriſtenheit oder Europa".
Charlotte Ernſt, Schlegels Schweſter.

198. Braniß' Aufſatz: Anhang zu „Vittoria Accorombona". 2. Aufl. Breslau 1841, II. Bd.

200. Pieter Camper 1722—1789: holländiſcher Anatom, ſchrieb eine Abhandlung über den Orang-Utan.

205. Wilhelm Heinrich Wackenroder 1773—1798: „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders", erſchienen 1797.

Seite

208. „Wenn alte Zeiten jung werden." Anſpielung auf Novalis' Verſe. Vgl. Minors Ausgabe. Jena 1907, I, 64.

211. Schellings Terzinen: „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" erſchienen im Schlegel-Tieckſchen Muſenalmanach 1802 unter dem Namen Bonaventura.

213. Jean Joſeph Mounier 1758—1806: politiſcher Schriftſteller, errichtete als Emigrant eine Erziehungsanſtalt in Belvedere bei Weimar.
Meine Beiträge: zur inneren Naturgeſchichte der Erde. 1801.

216. Gottlieb Ernſt Auguſt Mehmel 1761—1840: philoſophiſcher Schriftſteller.

219. Adam Oehlenſchläger 1779—1850: Haupt der däniſchen Romantik. Über ſein Verhältnis zu Steffens vgl. ſeine Lebenserinnerungen III, 56.
Ole Hieronymus Mynſter 1772—1818: Arzt und Naturforſcher.
Rahbecks Zuſchauer: die Zeitſchrift „Danske Tilskuer" 1791—1808.

222. Jens Immanuel Baggeſen 1764—1826.
Johann Chriſtian Reil 1759—1813: Arzt und Naturphiloſoph. Steffens gab über ihn 1815 eine Denkſchrift heraus

225. Auguſt Detlev Chriſtian Tweſten 1789—1876: Theolog, ſpäter Schleiermachers Nachfolger in Berlin.

226. Caſpar Bartholin, geweſener Offizier, Kunſtliebhaber, Freund Oehlenſchlägers und Steffens'; vgl. Oehlenſchlägers Lebenserinnerungen I, 233.

229. In Giebichenſtein hatte Reichardt ſein Gut.

231. Jacob Salomon Bartholdy 1779—1825: Kunſtfreund und Diplomat.

Seite

236. Georg Ludwig Spalding 1762—1811: Philolog und Schulmann; und Karl Auguſt Wilhelm Spalding: Juriſt.
Karl Guſtav Brinkmann 1764—1847: Schöngeiſt und Diplomat.
Johann Friedrich Meckel 1781—1833: Anatom in Halle.

248. Runge 1777—1808.

252. „Farbenkugel" Hamburg 1810.

256. Görres in den Heidelberger Jahrbüchern über Runge 1808, I. Jahrg., 2. Heft. Vgl. ferner Runges hinterlaſſene Schriften, 1841, II, 515.

260. Chriſtian Gottlob Heyne 1729—1812: Philolog und Hiſtoriker.

261. Auguſt Hermann Niemeyer 1754—1828: Theolog und Pädagog.

268. Franz Joſeph Gall 1758—1828.

274. Lorenz Oken 1779—1851; Naturphiloſoph.
Johann Jacob Wagner 1775—1832: philoſophiſcher Schriftſteller.
Karl Chriſtian Friedrich Krauſe 1781—1832: Philoſoph.
Friedrich Bouterweck 1766—1828: philoſophiſcher Schriftſteller.
Jakob Friedrich Fries 1773—1843: Philoſoph.
Schellings Schrift gegen Jacobi: „Denkmal der Schrift Jacobis von den Göttlichen Dingen und der ihm in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, Lüge redenden Atheismus." Tübingen 1812.

276. Sir Humphrey Davy 1778—1829: Phyſiker, Entdecker der Alkalimetalle.
Thomas Johann Seebeck 1770—1831: Entdecker der Thermoelektrizität.

Seite

279. Louiſe: Reichardts Tochter 1780—1826.

In den von Ludwig Wilhelm Gilbert, Profeſſor zu Halle, herausgegebenen Annalen der Phyſik erſchienen von Arnim u. a. folgende Beiträge:

1799. Vorſchläge zur Vervollkommnung der Aerometer. Anweiſung zum Gebrauch des Aerometers von Say, ohne Barometerbeobachtungen. Allgemeiner Beweis des Mariottiſchen Geſetzes und Bemerkungen über dieſes Geſetz.

Beſchreibung eines Thermometrographen.

1800. Ideen zu einer Theorie des Magneten.

Über einige bisher nicht beachtete Urſachen des Irrtums bei Verſuchen mit dem Eudiometer.

Beobachtungen über ſcheinbare Verdoppelung der Gegenſtände für das Auge.

Geſetze für die Stärke der Schallfortpflanzung uſw.

Beiträge zur Berichtigung des Streits über die erſten Gründe der Hygrologie und Hygrometrie. Elektriſche Verſuche.

Überſicht der magnetiſchen nicht-metalliſchen Stoffe.

Anmerkungen zur Lichttheorie.

1801. Ideen zu einer Theorie des Magneten.

Bemerkungen über Voltas Säule.

1803. Über Muskelzuſammenziehung uſw.

1806. Steinregen.

1807. Eine Berichtigung, die Haarröhrchen betreffend.

290. Johann Friedrich Guſtav Gottlieb Büſching 1783—1829: einer der erſten Germaniſten.

Nibelungen durch Myller gedruckt: Berlin 1782.

Friedrich Heinrich von der Hagen 1780—1856.

Seite

292. Karl Friedrich Graf v. Reinhard 1761—1831: franzöſiſch-deutſcher Diplomat, Freund Goethes.
Wilhelm Caſpar Ferdinand Freiherr von Dörnberg 1768 bis 1850: organiſierte 1809 im Königreich Weſtfalen einen voreiligen Aufſtand.

298. Jean Charles Leonard Simonde de Sismondi 1773—1843: Histoire des Français, Histoire des Républiques Italiennes.

299. Johann Georg Lenz 1748—1832: Mineralog.

302. Johanna Schopenhauer 1770—1838: Mutter Arthur Schopenhauers.

304. Heinrich Friedrich Link 1769—1851.
Abraham Gottlob Werner 1750—1817: Geologe, Hauptvertreter des Neptunismus.

312. Kaſpar Friedrich v. Schuckmann 1755—1834: preußiſcher Unterrichtsminiſter.

341. William Gilbert 1540—1603: engliſcher Arzt und Naturforſcher, begründete durch ſein Werk „De magnete magneticisque corporibus et de magno magnete Tellure Physiologia nova" (1600) die Lehre vom Erdmagnetismus.
„Ich habe es gewagt . . .": „Polemiſche Blätter zur Beförderung der ſpekulativen Phyſik", I. Heft, Zur Geſchichte der heutigen Phyſik. Breslau 1829.

344. Schellings Frau: geb. Pauline Gotter.

347. „Meine jüngſte Schrift": „Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden." 1817.

349. Brief der Gräfin Bernſtorf vom Oktober 1822: ſiehe „Goethes Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernſtorf" (Leipz. 1839) S. 173ff. „... ſo ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie ſich ſelbſt ... ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe! abzulaſſen von allem,

was die Welt Kleines, Eitles, Irdiſches und nicht Gutes hat — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden ... Ich will, ſo lang ich lebe, noch recht für Sie beten ..."

350. Gräfin R.: wahrſcheinlich doch Juliane von Reventlow, zwar eine geborne Schimmelmann, doch iſt Irrtum oder Druckfehler möglich.

Johanna Margarethe Sieveking; geborne Reimarus.

354. Friedrich Thierſch 1784—1860: Philolog.

Karl Johann Friedrich Roth 1780—1852: Theolog und Kirchenmann. ADB. XXIX, 317.

Karl Friedrich Wiebeking 1762—1842: Architekt und Ingenieur.

Johann Nepomuk Ringseis 1785—1880: Arzt.

355. Louis Claude St. Martin 1743—1803: franz. Theoſoph.

Karl von Eckartshauſen 1752—1803: Alchymiſtiſcher und myſtiſcher Schriftſteller.

356. Baaders Beiträge zur Elementarphiloſophie: 1797.

Das Pythagoräiſche Quadrat der Natur: Tübingen 1798.

Der Blitz uſw.: 1816.

359. Johann Michael Sailer 1751—1832: Katholiſcher Theolog, Biſchof von Regensburg. ADB. XXX, 178.

375. Karoline de la Motte Fouqué, geb. von Briest, Fouqués zweite Frau 1773—1831, ſchriftſtellerte gleichfalls.

379. Friederike Bremer 1801—1865: ſchwediſche Romanſchriftſtellerin.

Verfaſſerin von „Godwie Caſtle": Henriette Paalzow, geb. Wach 1788—1847, Romanſchriftſtellerin. Ihr vielgeleſener Roman „Godwie Caſtle" erſchien 1826.

383. Marwitz, Bekannter Steffens' und Schleiermachers aus der Hallenſer Zeit. Vgl. „Was ich erlebte" V, 155f.

Alberti 163.
Alexander I. 358.
Ariſtoteles 178.
Arndt 231. 318.
Arnim 278. 279—285. 286. 288. 374. S. auch Bettina.

Baader 105. 355—359.
Bach 128.
Baggeſen 222.
Bartholdy 231. 232. 236.
Bartholin 226.
Batſch 102. 129.
Bayerhofer 355.
v. Berg 236.
Berger 71. 240. 248.
Bernſtorff 163.
Bernſtorf, Gräfin 349.
Bettina 373. 374f.
Beyme 222.
Bieſter 132. 148.
Blücher 320—326. 327f.
Bodmer 179. 290.
Böhme 341. 359. 380f.
Böhmer, Auguſte 107.
Boie 83.
Boltenſtern 313. 329.
Bonnet 86.
Böttiger 135.
Bouterweck 274.
Braniß 198.
Bremer 379.
Brentano 278. 285—289. 355. 359. 374.
Brinkmann 236.
Brown 144.
Bruno 341. 352. 388.
Bürger 144. 145.
Büſching 290.

Calderon 190. 368.
Calliſen 37.
Camper 200.
Cervantes 133. 190.
Chamfort 183.
Charpentier 164. 195.
Claudius 83. 348.
Cotta 343.

Dante 133.
Davy 276.
Desmoulins 14.
Dörnberg 292.
Dumouriez 83.
Dürer 252.

Eckartshauſen 355.
Eckermann 102. 295.

Eichſtädt 129.
Ernſt, Charlotte 196.
Eſchenburg 55.
Eſchenmayer 105. 173.
Euklid 155.

Fichte 71. 76f. 84. 97. 98. 100f. 105f. 130. 131f. 138. 144. 149—158. 168. 181. 188. 232. 236. 240f. 273. 286. 319. 343. 373.
Fleck 124.
Fleiſcher 347.
Forberg 149.
Forſter 188.
Fouqué 375.
Frank 173.
Friedrich der Große 160. 162. 297. 361ff. 366. 387.
Friedrich Wilhelm d. gr. Kurfürſt 402.
Friedrich Wilhelm II. 362.
Friedrich Wilhelm III. 310—313.
Friedrich Wilhelm IV. 391—398. 400—405.
Fries 274.
Froiſſart 288.
Frommann 102f. 107. 113. 135. 299. 302.
Fulharne 110.

Galilei 340. 380.
Gall 268—273.
Gallitzin 49. 348.
Gaß 237.
Gellert 1. 2. 4.
Gilbert, L. 279. W. 341. 380.
Gleichen 86.
Gleim 86.
Gneiſenau 305—308. 313. 326f.
Goethe 6ff. 17. 23. 24ff. 45. 53f. 55. 57ff. 74f. 76. 78f. 83. 84. 87. 88. 97. 100. 102. 113—119. 120. 121ff. 134. 135. 146. 148. 157f. 162. 167. 169f. 173. 177. 181. 187f. 189ff. 197. 204. 205. 211. 212—215. 217f. 220. 224. 229. 230. 253. 270f. 280f. 283. 293—305. 349f. 357. 368..370—372. 373f.
Goethe, Cornelie 348.
Goldſmith 54.
Görres 256. 286. 331f.
Gotter 344.
Götze, Johann Auguſt 86.
Götze, Melchior 27. 163.
Graff 124.
Graun 162.
Gries 71. 89f. 103. 107. 190.
Griesbach 129.

Grimm, J. 288. 289.
Grimm, W. 278. 289f.
Gruner 129.

Haack 333.
Hagedorn 1.
v. d. Hagen 278. 290.
Haller 1.
Hamann 348f.
Händel 128.
Hardenberg, Staatskanzler 311. 312.
Hardenberg ſ. Novalis.
Haydn 134
Hegel 188. 276. 343. 386. 388.
Heiberg 23
Heim 87.
Hemſterhuis 50.
Hensler d. ä. 37. 49. 50. 72. 347.
Hensler d. j. 83.
Herbart 71.
Herder 334.
Herz, Henr. 236.
Herzfeld 117.
Heyne 260.
Hoffmann, E. Th. 173.
Holberg 17ff. 22. 23. 197.
Hölty 25. 83.
Hufeland, Chriſtoph Fr. 129. 214.
Hufeland, Gottlieb 107. 122. 129. 130. 147. 151f.
Hülſen 71. 240f. 246ff.
Humboldt, A. 231f. 234—236.
Humboldt, W. 78. 183. 301.
Hume 351.

Jacobi 49ff. 52. 54. 64. 69. 83. 139f. 152. 173. 274. 345—355.
Jacobi, Helene 348. 353f.
Jagemann 124.
Jahn 335—339.
Jean Paul 79f. 186. 333f.
Jerome Bonaparte 261. 292.
Iffland 23. 116. 136. 201.
Jones 189.

Kalidaſa 189.
Kant 40. 42. 45. 46. 61. 62f. 69. 98f. 105. 131. 143. 157. 217. 240. 269. 280f. 343. 351.
Karl d. Kühne 233.
Karl Auguſt 158. 293.
Katerkamp 50.
Kepler 180. 340. 379f.
Klopſtock 1. 3—6. 33. 83. 144.
Knigge 85.
Kopernikus 280. 379f.
Korf 361.

Köſter 44ff. 47. 77.
Kotzebue 23. 42. 116. 117. 169. 171f. 201. 304.
Krauſe 274.

Lafayette 83.
Laroche, Sophie 348.
Lavater 30ff. 39. 83. 162. 348.
Leibniz 290. 383.
Leiſewitz 42.
Lenz, Mineralog 299.
Leonardo 252.
Leſſing 22. 26ff. 42. 53f. 64. 83—86. 94. 133. 139. 141. 143. 183. 290. 383.
Levi 236.
Lichtenberg 110.
Link 304.
Löben 328.
Locke 351.
Loder 115. 122.
Ludwig I. von Bayern 355.
Ludwig XI. 233.
Ludwig XIV. 184. 302. 402.
Ludwig XV. 184.
Luiſe von Weimar 293.
Lyonnet 88.

Mackenſen 41ff. 47. 49. 77.
Markus 173.
Marwitz 383.
Maſſow 172.
Matthiſen 26.
Meckel 236.
Mehmel 216.
Mendelsſohn, F. 128. 369.
Mendelsſohn, M. 30. 51.
Merkel 169f.
Mesmer 355.
Meyer, H. 299.
Milton 5.
Möller 164.
Mounier 213.
Mozart 134.
Müffling 293.
Müller, Joh. v. 232ff. 236. 260. 261. 263f. 291f.
Müller, Malte 130. 150.
Müllner 304.
Münſter d. ä. 24.
Murat 238.
Myller 290.
Mynſter d. j. 219.

Napoleon 96. 168. 231. 236ff. 260. 277. 292. 293. 308f. 320. 321. 322ff. 402.
Necker 15.
Newton 379f.
Niebuhr, B. G. 33.
Niebuhr, Carſten 83.
Niemeyer 261.
Nikolai 132. 142. 148. 168.

Novalis 57. 98. 112. 164. 165. 193—196.

Oehlenſchläger 17. 115. 219ff. 228ff. 298. 303f.
Oken 274.
Oſſian 11.

Paalzow 379.
Paracelſus 383.
Paulus, E. G. 129f. 150.
Piſtor 355.
Plato 178. 225.
Pyrrho 259.

Raffael 4. 338.
Rahbeck 26. 219.
Rahel 188. 372ff. 375.
Rauch 224.
Raumer 238.
Reaumur 86.
Reichardt 161ff. 271. 272. 279. 289.
Reichardt, Luiſe 279. 289.
Reil 222.
Reimarus 102.
Reimer 235.
Reinhard, F. V. 137. 149.
Reinhard, Graf 292.
Reinhold 43. 49. 143.
Reventlow, Gräfin? 350.
Rhode 11.
Richter ſ. Jean Paul.
Riemer 299. 301. 303.
Ringseis 354. 359.
Riſt, Joh. 71.
Riſt 71. 76. 77f. 79. 90.
Ritter 109—113. 244f.
Robespierre 286.
Röſchlaub 105. 173.
Röſel 86.
Roth 354.
Rouſſeau 71.
Rückert 230.
Runge 248—260.

Sailer 359.
Saint-Marſan 313.
Saint-Martin 355.
Saint-Prieſt 327.
Samſoe 23.
Sappho 348.
Schäffer 86.
Scharnhorſt 313. 317.
Schelling 76. 81. 84. 87. 98. 100. 103ff. 105. 108f. 122. 130. 131f. 144ff. 157. 176. 177. 181f. 187. 190. 192. 211. 212ff. 217f. 224. 244. 264. 273. 274ff. 279. 305. 319. 339—347. 352ff. 380.
Scherer 109.

Schiller 23. 45. 74. 76. 78f. 116. 117. 119f. 121—128. 144.
Schimmelmann 163. 228.
Schlegel, A. W. 42. 96. 100. 103. 107. 113. 117. 119. 132. 133. 140. 144ff. 165. 169ff. 181. 187ff. 190. 217. 290.
Schlegel, Caroline 103. 107. 113. 115. 122. 125f.
Schlegel, Fr. 42. 96ff. 149. 160. 166. 171. 173. 182f. 186ff. 182. 193. 203. 206. 214. 273. 298.
Schleiermacher 132. 149. 160. 187. 223f. 228. 229. 236. 237ff. 319.
Schlenkert 135.
Schmidt 71.
Schopenhauer, Johanna 302.
Schröder 56. 123.
Schuckmann 312.
Schulz 14.
Schütz 129f.
Sebastiani 329.
Seebeck 276.
Shakespeare 17. 23. 54—59. 133. 186. 187. 190. 197. 289. 368f.
Sievekking 350.
Sismondi 298.
Spalding 236.
Spinoza 51. 59—71. 77. 81. 84. 95. 100. 108. 140. 157. 175. 181. 354.
Stackelberg 114.
Stark 129.
Staël 298.
Steffens' Mutter 2.
Steffens' Vater 1ff. 5. 13f.
Stein 318ff.
Sterne 54f.
Stieglitz, Charlotte 375ff.
Stieglitz, J. 144.
Stolberg, Gebr. 25. 83. 348.
Sturdza 358.

Talleyrand 187.
Thaden 71. 247.
Thiersch 354.
Thorwaldsen 128.
Thunberg 102.
Tieck 17. 42. 128. 132f. 135ff. 160. 163. 165. 167. 173ff. 182. 187. 189. 190. 196—206. 217. 224. 242. 249. 277f. 288. 290. 368f. 371.
Tieck, Fr. 298.

Ulrich 130.

Varnhagen 320. 373. ſ. Rahel.
Venninghauſen 1.
(Voigt) 137.
Volta 110. 235.
Voltaire 297.
Voß 25. 83. 163. 204. 242 ff.
v. Voß 231.

Wackenroder 205.
Wagner 274.
Wallerius 47.
Werner, Geologe 304 f.
Werner, Z. 297—300. 302—305.
Wiebeking 354.
Wieland 55. 97.
Winckelmann 133.
Windiſchmann 173.
Wolf, F. A. 187. 189. 229. 236. 270. 272.
Wolfram v. Eſchenbach 168. 290.

York 312. 313. 360—367.
Young 55.

Mit Titel von Hugo Steiner-Prag
Gedruckt bei Pöſchel & Trepte in Leipzig

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

STALL-STUDY CHARGE

DUE NOV 25 '48

MAR 26 '65 H

5546 45

3347028

DUE JAN 72 H

CANCELLED

WINDER BOOK

FEB 11 1987

CANCELLED

JAN 29 1987

2067237

49542.29
Lebenserinnerungen aus dem Kreis de
Widener Library
003653549
3 2044 087 183 497